This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

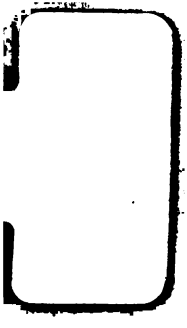
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Viehoff
NFGH
~~467G~~

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
1854.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Dritte Periode.

Zeit der classischen Kunstpoesie.

Von

der ersten Reise nach Italien bis zur Rückkehr von der dritten Schweizerreise.

1786 bis gegen das Ende 1797.

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
1854.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Dritte Periode.

Zeit der classischen Kunstpoesie.

Von

der ersten Reise nach Italien bis zur Rückkehr von der dritten Schweizerreise.

1786 bis gegen das Ende 1797.

Erſtes Capitel.

Reiſe nach Rom über München, Verona, Vicenza, Padua, Venedig. Iphigenie in Delphi. Erſter Aufenthalt in Rom. Tiſchbein. Incognito. Aufnahme in die Arcadia. Einwirkung des erſten Aufenthaltes. Angelica Kaufmann. Charakteriſtik der Iphigenie in Tauris.

Wir verließen am Ende des vorigen Bandes unſern Freund, als er eben im Begriffe ſtand, die Fahrt nach Italien anzutreten. Die Reiſe durch Bayern und Tyrol bis auf den Brenner wurde, raſch genug für jene Zeit, in fünf Tagen abgemacht; er ließ rechts und links Unzähliges, was ſonſt ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hätte, liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der, wie er fürchtete, faſt ſchon zu alt in ſeiner Seele geworden war. An ſchnelles Auffaſſen jedoch gewöhnt nahm er Vieles mit, was ſich im Flug ergreifen ließ. Vor Allem beobachtete er fleißig Wind und Wetter und überhaupt die meteorologiſchen Erſcheinungen, nicht aus bloßem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, ſondern weil er nach dem trüben Sommer des Jahres 1786 Vorzeichen eines ſchönen heitern Herbſtes ſuchte. Er ſtellte ſogar unterwegs eine Wettertheorie zuſammen, die er den Weimariſchen Freunden überſandte, worin die

Bewegungen und Wechsel der Atmosphäre von einer nach gewissen Gesetzen pulsirenden Anziehungskraft, welche die Gebirge auf den Luftkreis üben, hergeleitet werden. In Regensburg, wo er einen Tag verweilte, hielt das Thun und Wesen der Jesuiten seine Betrachtungen fest. Er wohnte in ihrem Collegium der Aufführung des jährlichen Schauspiels durch Schüler bei, und überzeugte sich hier auf's Neue von der Klugheit dieses Ordens, der nicht, wie andere Orden, „eine alte, abgestumpfte Andacht fortsetze, sondern sie dem Geist der Zeit zu Liebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutze." Zu München machte er im Antikensaal die Bemerkung, daß „seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt seien," weßhalb er sich nicht zu verweilen beschloß. Ebenso konnte er sich in der Bildergallerie, wie treffliche Sachen sie enthielt, nicht heimisch finden; er meinte seinen Blick erst wieder an Gemälde gewöhnen zu müssen. Wie zur Kunstbetrachtung, so hatte er auch zu näherer Beobachtung der Gebirgsarten, der Vegetation und Menschenwelt nicht Sammlung und Ruhe genug. Seinen Linné führte er zwar bei sich, aber kam nicht zum Analysiren von Pflanzen, das ohnehin nie seine Stärke war. Um so mehr suchte er seinen Blick für Allgemeineres zu schärfen, und machte unter Anderm die Bemerkung, daß sich am Wasser zuerst die neuen Pflanzen einstellten; ferner, daß wachsende Gebirgshöhe nicht bloß neue Pflanzen bringe, sondern auch den Bau der alten verändere. Aehnliche allgemeine Bemerkungen wurden über die Felsarten, desgleichen über die Bevölkerung der durcheilten Gegenden aufgezeichnet. Auf dem Brenner sonderte er seine Iphigenie auf dem Packet der mitgenommenen

Schriften; sie sollte seine Gesellschafterin in dem schönen Lande seyn, das ihn erwartete; die herrlichen Bilder der Umwelt, hoffte er, würden den poetischen Sinn nicht verdrängen, vielmehr, durch Bewegung und freie Luft unterstützt, ihn erwecken und beleben.

Am 9. September Abends brach er aus seiner Herberge, dem Posthause auf dem Brenner, auf und ließ sich bei Mondenschein von rasch trabenden Pferden, während der Postillon schlief, zwischen hohen Felsen an der reißenden Etsch hinunterfahren. Mit Tagesanbruch erblickte er die ersten Rebhügel. Bei heiterm Sonnenschein kam er auf der Botzener Messe an. Er hatte große Lust, die dort zusammengeflossenen Producte näher in Augenschein zu nehmen; allein der Trieb, die Unruhe ließ ihn nicht rasten; er tröstete sich damit, daß sich dergleichen in unsern statistischen Zeiten gelegentlich aus Büchern erlernen lasse. „Mir ist jetzt nur," schrieb er an seine Freunde, „um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig seyn muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann,

befahl und dictirte.“ Auf dem Wege von Botzen nach Trient erfreute er ſich am Anblick der ſüdlich reichern und kräftigern Vegetation. Die Mauern, über welche ſich der Attich lebhaft hinüberwarf, der Epheu, der in ſtarken Stämmen die Felſen hinaufwuchs und ſich weit über ſie verbreitete, die Frauen mit ihren aufgebundenen Zöpfen, die Männer mit bloßer Bruſt und in leichten Jacken, die trefflichen Ochſen, die ſie vom Markt nach Hauſe trieben, — Alles erinnerte ihn an die liebſten Kunſtbilder. Und wenn dann der Abend herankam, bei milder Luft nur wenige Wolken an den Bergen ſtanden, und gleich nach Sonnenuntergang das Glocken- und Schellengeläute der Heuſchrecken begann, mit welchen muthwillige Buben um die Wette pfiffen, da fühlt er ſich doch einmal in der Welt zu Hauſe und nicht wie im Exil. „Ich laſſe mir's gefallen,“ ſchrieb er in die Heimath, „als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt vom Walfiſchfange zurückkäme.“

Am 11. September befand er ſich zu Roveredo, wo ſich die Sprache abſchneidet. Wie freute er ſich, hier das geliebte Italieniſch lebendig werden zu hören! Statt nun gerade nach Verona zu fahren, ſchlug er einen Umweg nach Torbole am Gardaſee ein, und begrüßte dort die erſten Oelbäume, die voll Oliven hingen. An dem herrlichen See, der ehemals Benacus hieß, fand er den Virgil'ſchen Vers bewährt:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Es war der erſte lateiniſche Vers, deſſen Inhalt lebendig vor ihm ſtand und ſich jetzt noch ſo wahr erwies, als vor

vielen Jahrhunderten. In der Abendkühle spazierend, sah er sich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung, unter Menschen, die ihm ein nachlässiges Schlaraffenleben zu führen schienen. Als er am nächsten Morgen (13. Sept.) den See hinab nach Süden fuhr, nöthigte ihn Gegenwind in den Hafen des Venetianischen Oertchens Malsesine einzulaufen.

Hier sollte er ein nicht ganz ungefährliches Abenteuer zu bestehen haben. Er nahm sich vor, ein altes, am Wasser liegendes Schloß zu zeichnen, das, ohne Thore und ohne Bewachung, Jedermann zugänglich war. Kaum saß er eine Zeit lang, so bildete sich eine immer wachsende Gruppe von Menschen um ihn. Goethe ließ sich im Zeichnen nicht stören; da drängte sich zuletzt ein Mann vor und verlangte Rechenschaft über sein Beginnen. Weil aber der Dialekt eine Verständigung erschwerte, so machte der Italiener kurzen Proceß und zerriß Goethe's Zeichnung. Dieß fand bei Mehreren der Umstehenden Mißbilligung, und man beschloß den Podesta zu rufen. Unterdeß beschaute sich Goethe, auf einem höhern Platze stehend, das immer sich vermehrende Publicum und glaubte das Chor der Vögel vor sich zu sehen, welches er zu Ettersburg als Treufreund oft zum Besten gehabt. Dem mit seinem Actuar herbeigekommenen Podesta suchte er nun zunächst auf die Frage, warum er die Festung abzeichne, begreiflich zu machen, daß ein so verfallenes Gemäuer nicht für eine Festung gelten könne. Als man ihm entgegnete, warum er sich denn für eine Ruine interessire, erinnerte er an das Amphitheater zu Verona, das von so vielen Reisenden besucht und

gezeichnet würde. Man wollte den Vergleich nicht gelten laſſen, indem jenes ein weltberühmtes römiſches Gebäude ſey. Da bewies er nun ausführlich, daß auch die Gebäude der mittleren Zeit Aufmerkſamkeit verdienten, und, während juſt die Morgenſonne Thurm, Felſen und Mauern in das ſchönſte Licht ſetzte, fing er an, das Bild ihnen mit Enthuſiasmus zu beſchreiben. Weil aber ſein Publicum die belobten Gegenſtände im Rücken hatte und ſich nicht ganz vom Sprechenden abwenden wollte, ſo drehten ſie auf einmal, Wendehälſen gleich, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu ſchauen, was er ihren Ohren anpries; ſelbſt der Podeſta kehrte ſich, obwohl mit etwas mehr Anſtand, nach dem beſchriebenen Bilde hin, — eine Scene, die Goethe in den heiterſten Humor verſetzte und ſeine Beredtſamkeit befeuerte. Der Actuarius meinte indeß noch immer, der Fremdling könnte ein Abgeordneter des unruhigen Kaiſers Joſeph ſein, der gewiß etwas Böſes gegen die Republik Venedig im Schilde führe. Da ſich nun Goethe gleichfalls als Bürger einer Republik, der guten Stadt Frankfurt am Main, bekannte, ſo ward ein Mann, Namens Gregorio, herbeigerufen, welcher daſelbſt in früheren Jahren lange conditionirt hatte. Hierdurch entſchied ſich die Sache ſo ſehr zu Gunſten Goethe's, daß ihm erlaubt ward, mit Meiſter Gregorio nach Belieben Ort und Gegend zu beſehen.

Auf fortgeſetzter Seefahrt erquickte er ſich an der Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden Bresciani-ſchen Ufers, und ſchlug, zu Bartolino gelandet, auf einem Maulthier den Weg nach Verona ein, wo er am 16. September gegen ein Uhr anlangte. Hier verweilte er ein paar Tage

und widmete vor Allem dem Amphitheater, dem ersten bedeutenden Monumente des Alterthums, das ihm zu Gesicht kam, große Aufmerksamkeit. Außerdem beschäftigten ihn das schöne, aber immer geschlossene Thor Porta stupa oder del Pallio, das Portal des Theatergebäudes, die Antiquitätensammlung und namentlich die Grabmäler der Alten, an denen er besonders zu rühmen fand, daß sie auf eine rührende und herzliche Weise das Leben fortführen. „Der Künstler," schrieb er den Freunden in der Heimath, „hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden, was sie waren und was sie sind." Bei der Betrachtung der Gemäldesammlungen gestand er sich aufrichtig, daß er vom Handwerk des Malers wenig verstehe, und hielt sich daher an den Gegenstand und die Behandlung im Allgemeinen. Die Altarblätter der Gallerie St. Giorgio schienen ihm durchaus merkwürdig; „aber die unglücklichen Künstler," ruft er in seinen Briefen aus, „was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht 30 Fuß lang und 20 hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück!" In der Gallerie Gherardini fand er schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen Künstler auf einmal kennen; er freute sich hiebei, daß ihm jetzt, wo er dem Himmel italienischer Kunst näher trete, auch die Sterne zweiter und dritter Größe zu flimmern begannen, und so die Welt weit und die Kunst reich wurde. Auch die Antikensammlung betrachtete er mit großem Interesse. „Es liegt in meiner Natur," fügte er dem

brieflichen Bericht über dieſe Kunſtſchätze bei, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und dieſe Anlage an ſo herrlichen Gegenſtänden Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, iſt das ſeligſte aller Gefühle.“ Dazwiſchen beobachtete er, auf ſeinen Wanderungen durch und um die Stadt, Charakter, Lebensweiſe, Tracht, Gebräuche und Spiele der Bewohner; ſo war er auch Zeuge eines Ballſpiels, worin vier edle Veroneſer gegen vier Vicentiner, lauter wohlgewachſene, kräftige junge Leute in kurzer, knapper, weißer Kleidung kämpften; die ſchönen Stellungen der Ausſchlagenden erinnerten an den Borgheſiſchen Fechter.

Durch eine reiche, menſchenbelebte Gegend fuhr Goethe am 19. September nach Vicenza, wo er ungefähr eine Woche zubrachte. Hier waren es vorzüglich architektoniſche Kunſtwerke, die ihn beſchäftigten, namentlich das Olympiſche Theater, die Baſilika und andere Bauten des Palladio. Der alte Baumeiſter Scamozzi, den er beſuchte, der Herausgeber von Palladio's Gebäuden, gab ihm, über ſeine Theilnahme vergnügt, förderliche Anleitung. Außerhalb der Stadt ward ein auf freier Höhe gelegenes Prachthaus beſucht, die Rotonda genannt, ein mit großem Luxus aufgeführtes Gebäude, von der man eine herrliche Ausſicht in die Gegend genoß. Nach dem unweit gelegenen Tiene machte er einen Ausflug, um ein in der Anlage begriffenes Gebäude zu beſehen, das nach einem alten Riſſe errichtet wurde. Die Oper zu Vicenza ſprach ihn nur mäßig an und reizte nicht zur Wiederholung des Beſuchs. Mit größerm Intereſſe wohnte er an einem andern Abend einer Verſammlung der Akademie der Olympier bei. Eine

Gesellschaft der gebildetsten Vicentiner, gegen Fünfhundert an der Zahl, behandelte in Prosa und Versen, oft mit Humor und Witz, die vom Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage, ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht. Das lebendigste Publicum applaudirte und lachte. „Wenn man doch auch," schrieb Goethe darüber an die heimischen Freunde, „vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes Schwarz auf Weiß; Jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran, wie er kann." Besonders freute es ihn, daß von seinem verehrten Palladio auch hier jeden Augenblick die Rede war, und der treffliche Mann nach so viel Zeit noch immer als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern gepriesen wurde.

In der einfachen Sediola eines Vetturinen fuhr Goethe am 26. September durch eine von Fruchtbarkeit strotzende Gegend nach Padua. Hier interessirten ihn besonders der ungeheure Audienzsaal des Rathhauses, gleichsam ein überwölbter Marktplatz, der als ein „abgeschlossenes Unendliches" ihm eine ganz eigene Empfindung gab, die gleichfalls sehr geräumige Kirche der h. Justina, die Kirche der Eremitaner mit Gemälden von Mantegna, deren Wahrheit und scharfe, sichere Gegenwart ihn in Erstaunen setzten, der große Platz Prato della Valle und das ungeheure Oval, ringsum mit Statuen berühmter Männer besetzt, welche hier gelehrt und gelernt haben. Am angeregtesten fühlte er sich aber in dem schönen botanischen Garten. Indem er dort unter der mannigfaltigen, fremden Vegetation umherwandelte, ward ihm der Gedanke immer leben-

diger, ob ſich nicht alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus Einer entwickeln ließen. Auf dieſem Punkte war er in ſeinen bisherigen botaniſchen Forſchungen ſtecken geblieben; und er ſah noch nicht, wie er ſich herauswirren ſollte. Die Breite und Tiefe dieſes Geſchäftes, das ihn erwartete, ſchien ihm völlig gleich.

Am 28. September Abends konnte Goethe ſeinen Freunden berichten, daß nun auch Venedig ihm kein bloßes Wort mehr, nicht mehr der hohle Name ſey, der ihn, den Todfeind von Wortſchällen, ſo oft geängſtigt hatte. Er war auf der Brenta mit dem öffentlichen Schiffe hieher gefahren, unter Andern von zwei Pilgern aus dem Paderborniſchen begleitet, mit denen er ſich viel zu ſchaffen machte. Als ſie in die Lagunen einfuhren, rief der Anblick der erſten Gondel einen lang entbehrten freundlichen Jugendeindruck zurück; ſie erinnerte ihn an ein Kinderſpielzeug, ein vom Vater aus Italien mitgebrachtes, ſchönes Gondelmodell und begrüßte ihn wie eine alte Bekanntſchaft. An den beiden nächſten Tagen eilte er, ſich zunächſt einen Eindruck des Ganzen zu verſchaffen, und warf ſich, ohne Führer, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt. So ſtreifte er, theils die engen Gaſſen durchwandelnd, theils in einer Gondel durch die Canäle fahrend, bis an die letzte bewohnte Spitze, und merkte ſich der Einwohner Betragen, Lebensart und Weſen. Dann verſchaffte er ſich einen Plan von Venedig und beſtieg, nachdem er ihn einigermaßen ſtudirt, den Marcusthurm, wo ſich ihm ein entzückendes Schauſpiel darbot. Hier ſah er auch zum erſten Mal in ſeinem Leben das Meer. Sodann richtete ſich, wie in Vicenza, ſeine

Aufmerksamkeit vor Allem auf merkwürdige Gebäude. Er hatte in den zu Padua angekauften Werken des Palladio gefunden, daß der große Meister für Venedig ein Klostergebäude angegeben, worin er die Privatwohnung der reichen und gastfreien Alten darzustellen gedachte. Es war die sogenannte Carità. Der trefflich gezeichnete Plan hatte Goethe'n ein Wunderwerk erwarten lassen; aber er fand kaum den zehnten Theil vollendet, doch auch diesen seines Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, wie Goethe sie noch nicht kannte. „Jahre lang," schrieb er; „sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres gesehen." Eben so bewunderte er die Kirche Il Redentore, gleichfalls ein Werk Palladio's; doch entging ihm, bei aller Verehrung für den Meister, nicht, daß sich an seinen ausgeführten Werken, besonders in den Kirchen, manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichen finde. Es war ihm, als ob beim Anblick solcher Mängel der Geist des außerordentlichen Mannes zu ihm spräche: „Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Von Gemälden sah er im Palast Pisani Moretta ein köstliches Bild von Paul Veronese, die weibliche Familie des Darius vor Alexander und Hephästion knieend. Seine alte Gabe, die Welt mit den Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder er sich so eben eingedrückt hatte, trat auch hier wieder hervor. Als er bei hohem Sonnenschein durch die

Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondolieri leicht ſchwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie ſie auf der hellgrünen Fläche ſich in der blauen Luft zeichneten, ſo ſtand das beſte friſcheſte Bild der Venetianiſchen Schule vor ihm. Er begriff nun, woher die Klarheit in den Gemälden dieſer Schule kam. Das Auge bildet ſich nach den Gegenſtänden, die es von Jugend auf erblickt, und ſo mußte der Venetianiſche Maler Alles heller und heiterer ſehen als andere Menſchen, und daher eine ſolche Fülle von Licht in ſeine Bilder tragen.

Im Hauſe Farſetti fand er eine Sammlung von Abgüſſen der beſten Antiken, „Werke," wie er an die Freunde ſchrieb, „an denen ſich die Welt Jahrtauſende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künſtlers durch Gedanken zu erſchöpfen." Viele bedeutende Büſten verſetzten ihn in die alten, herrlichen Zeiten. Nur fühlte er, wie weit er auch auf dieſem Gebiete noch zurück war; doch meinte er, es werde vorwärts gehen, wenigſtens wiſſe er den Weg. Palladio habe ihm denſelben, ſo wunderlich es klinge, auch dazu und zu aller Kunſt geöffnet. Ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Fauſtina erinnerte ihn an jenes Capitäl des Pantheons zu Mannheim.*) „Das iſt freilich etwas Anderes," ruft er in ſeinen Briefen aus, „als unſre kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, etwas Anderes, als unſere Tabakspfeifen-Säulen, ſpitze Thürmlein

*) S. Thl. I, S. 400.

und Blumenzacken, die ich nun, Gott ſey Dank, auf ewig los bin!“ So weit war er jetzt von jener Begeiſterung für die deutſche Architektur zurückgekommen. Nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung ſah er die beiden ungeheuren Löwen vor dem Thore des Arſenals, ein paar antike, in der Kirche der h. Juſtina eingemauerte Basreliefs und eine koloſſale Statue des Marcus Agrippa im Hofe eines Palaſtes. Die Pferde auf der Marcus-Kirche betrachtete er nicht bloß von unten, ſondern auch oben in der Nähe, wo ſie ihm zu ſeiner Verwunderung ſchwer erſchienen, während ſie unten vom Platz leicht wie Hirſche ausſehen.

Auch an muſicaliſchen und poetiſchen Kunſtgenüſſen fehlte es ihm nicht in Venedig. In der Kirche der Mendicanti wohnte er einem Oratorium bei, welches Frauenzimmer mit herrlichen Stimmen hinter einem Gitter aufführten. Minder erfreulich war eine Oper mit Ballet, die er im Theater zu St. Moſes hörte. Um ſo mehr ergötzte ihn im Theater St. Lukas eine Komödie, ein extemporirtes Stück in Masken. Er fand, daß auch hier wieder das Volk die Baſis bilde, worauf Alles ruhe, die Zuſchauer ſpielten mit, und die Menge verſchmolz mit dem Theater in ein Ganzes. Wie ſie den Tag über auf dem Platz, am Ufer, in den Gondeln, im Palaſt, ſchrieen, ausboten, ſangen, fluchten und lärmten, ſo gingen ſie Abends in's Theater und hörten und ſahen das Leben ihres Tages, künſtlich zuſammengeſtellt, artiger aufgeſtutzt, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert, und freuten ſich kindiſch darüber und ſchrieen und klatſchten und lärmten wieder. Ein gleiches Vergnügen machte ihm

Gleichgestimmter, höre und antworte. Die fernen Stimmen klangen ihm höchst sonderbar, „wie eine Klage ohne Trauer;“ er fühlte sich bis zu Thränen gerührt.

Auch für seine Naturforschung blieb der Aufenthalt zu Venedig nicht nutzlos. Auf dem Fischmarkte beobachtete er mit großem Vergnügen die mannigfachen Seeproducte; am Meere selbst studirte er den gemeinsamen Charakter der Seepflanzen und die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse. Das Arsenal, obwohl in der Abnahme begriffen, war für ihn noch immer interessant genug, da er bis dahin noch nichts vom Seewesen kannte. Er bestieg ein Kriegsschiff, dessen Gerippe fertig stand, und stellte seine stillen Betrachtungen über das Wachsthum der herrlichen Eichen aus Istrien an, die hier verarbeitet wurden. „Ich kann nicht genug sagen,“ schrieb er darüber an seine Freunde, „was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir die Kenntniß der Gebirge und des daraus gewonnenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst.“

Nach einem stark zweiwöchentlichen Aufenthalte schickte sich Goethe zur Weiterreise an. Groß war die Einwirkung der Reise, die er jetzt schon in sich gewahrte. „Könnte ich nur den Freunden,“ schrieb er, „einen Hauch dieser leichtern Existenz hinübersenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung; auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit

sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren." Da Palladio Alles auf Vitruv bezieht, so begann er die Lectüre desselben, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Er las das Buch, wie er in seinem Briefe sagt, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. „Gott sey Dank," fügt er dieser Nachricht hinzu, „wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wagen darf!"

In der Nacht des 14. Octobers brach Goethe mit dem Courierschiffe nach Ferrara auf, wo er am 16. früh Morgens anlangte. Die große und schöne, aber entvölkerte und flach gelegene Stadt fesselte ihn nicht lange; er eilte schon am nächsten Tage nach Cento, der Vaterstadt Guercino's. Seiner Gewohnheit nach bestieg er hier sogleich den Thurm und sah, über eine große und reiche Ebene hinweg, in der Ferne zum erstenmal die Apenninen. Dann widmete er die Zeit bis zur Nacht der Betrachtung von Bildern Guercino's, dessen Name im Munde von Jung und Alt fortlebte. Am 18. October wollte er auf dem Wege nach Bologna seine Arbeit an der Iphigenie fortsetzen; da führte ihn der Geist auf ein neues dramatisches Sujet, Iphigenie in Delphi, dessen Stoff

aus Hygin (Fab. 122.) entnommen ist. Die Grundzüge des Plans gestalteten sich in folgender Weise: Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt leider einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigenien's heilige Ruhe contraſtirt gar merkwürdig mit Elektren's irdiſcher Leidenschaft, als sie wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demselben Beil, welches sie dem Alten wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet. Goethe meinte, wenn diese Scene gelänge, so sey nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. „Wo soll man aber," fügt er hinzu, „Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!" Leider ist der Gedanke unausgeführt geblieben, vielleicht auch deßhalb, weil er ihn voreilig den Freunden mitgetheilt. *)

*) K. L. Kannegießer hat darnach mit geringen Abweichungen vom

In Bologna jagte ihn am erſten Tage der Lohnbediente durch ſo viele Paläſte und Kirchen, daß er kaum im Volkmann, ſeinem Reiſeführer durch Italien, anzeichnen konnte, wo er überall geweſen war. Ein feſſelnder Glanzpunkt in der Reihe der Bilder, woran er vorüberrannte, war die Cäcilia von Raphael. Ihre Betrachtung gereichte ihm zu innerſter Beruhigung, und regte zugleich, indem er damit in Gedanken die bereits geſehenen Werke älterer Meiſter verglich, ein hiſtoriſches Intereſſe an. Er erkannte, was Raphael dieſen verdankte; „ſie legten die breiten Fundamente emſig, ja ängſtlich, und bauten mit einander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte über und neben dem kein anderer ſtehen kann.“ Den folgenden Tag traten ihm wieder neue Geſtirne am Himmel der italieniſchen Kunſt hervor, die er nicht berechnen konnte, und die ihn irre machten; die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpäteren, glücklicheren Kunſtzeit aufgegangen. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht däuchten ihm „die meiſt unſinnigen“ Gegenſtände der Bilder, über die er ſich fort und fort ereiferte. „Entweder Miſſethäter oder Verzückte,“ ſchrieb er in die Heimath, „Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler,

---

Plane (Leipzig, 1843.) eine Iphigenia in Delphi in drei Acten (nebſt einem Vorſpiel „Iphigenien's Heimkehr“ und einem Nachſpiel „Iphigeniens Tod“) gedichtet, welche von tiefem Eindringen in Goethe's Geiſt zeugt.

um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbeischleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist Nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe!" Aber es ging ihm doch mitunter, „wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte;" er verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute sich an der himmlisch schönen Ausführung. Und traf er dazwischen gar auf eine Arbeit von Raphael, so fühlte er sich gleich vollkommen geheilt und befriedigt. So fand er eine heilige Agathe, welcher der Künstler eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit, doch ohne Kälte und Rohheit gegeben hatte. Er prägte sich die Gestalt ein, indem er sich vornahm, ihr im Geiste seine Iphigenie vorzulesen und seine Heldin Nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Wie er sich jetzt den Bergen näherte, fühlte er sich auch schon wieder vom Gestein angezogen. Er kam sich, „wie ein Antäus vor, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt." Da er wußte, daß in der Nähe, zu Paderno, der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, machte er einen Ausritt dorthin, stellte auf dem Wege manche mineralogische und geognostische Beobachtungen an, und kehrte mit einem Achtelscentner des Schwerspaths belastet zurück. Er hätte gern sich noch in weitere Untersuchungen eingelassen; aber er fühlte sich unwiderstehlich vorwärts gezogen. So ließ er sich denn am 21. und 22. October in der leidigen Sedia eines Vetturinen durch die Apenninen schleppen, und sah den 23. früh, aus

dem Gebirge hervorkommend, Florenz vor ſich liegen. Seine Reiſeberichte aus den Apenninen ſind ziemlich dürftig; die ſchlechten Herbergen erſchwerten das Schreiben; auch fing es ihm an, „ein Bißchen verworren zu werden;“ ſeit dem Abſchied von Venedig wollte ſich der Reiſerocken nicht mehr ſo ſchön und glatt abſpinnen, ohne Zweifel weil die mit der Nähe wachſende Anziehungskraft Rom's das Gemüth verwirrte.

Florenz durchlief er eiligſt, und beſah flüchtig den Dom, das Baptiſterium, den Garten Boboli; er hatte keine Ruhe, um in der neuen Welt, die ſich ihm hier aufthat, zu verweilen. Im Fluge nur machte er wenige Beobachtungen über den trefflichen Anbau des Landes und das ſchöne, grandioſe Anſehen der öffentlichen Werke, Wege, Brücken Toscana's. Der fernere Weg ging über Perugia, wo er ſich an der Lage der Stadt und dem Anblick des Sees erfreute, auf Foligno zu. Bei Madonna del Angelo ſtieg er aus und ſchlug, während der Vetturin die Straße nach Foligno verfolgte, den Weg nach Aſſiſi ein. Aus Palladio und Volkmann wußte er, daß hier ein köſtlicher Tempel der Minerva aus den Zeiten des Auguſtus noch vollkommen erhalten ſtehe. Es war das erſte vollſtändige Denkmal des Alterthums, das er erblickte, ein beſcheidener Tempel, aber ſo ſchön gedacht, ſo vollkommen ausgeführt, ſo herrlich gelegen, daß Goethe ſich faſt nicht trennen konnte. „Was ſich durch die Beſchauung dieſes Werkes in mir entwickelt,“ ſchrieb er, „iſt nicht auszuſprechen und wird ewige Früchte tragen.“ In Foligno mußte er in einer völlig Homeriſchen Haushaltung vorlieb nehmen und hatte wieder, wie auf den Apenninen, Gelegenheit, den unerhörten Leichtſinn

der Italiener kennen zu lernen, der sie in guter Jahreszeit nicht an den Winter denken läßt. Aber weit entfernt, darüber zu jammern, schrieb er: „Ich habe Nichts gewollt, als das Land sehen, auf welche Kosten es sey; und wenn sie mich auf Ixion's Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen."

Auf dem weitern Wege bis Rom, wo er Ende Octobers anlangte, war der bedeutendste Punkt für ihn Spoleto mit seiner Wasserleitung, zugleich Brücke von einem Berge zu einem andern. „Das ist nun das dritte Werk der Alten," schrieb er, „das ich sehe, und immer derselbe große Sinn! Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst; so steht das Amphitheater, der Tempel, der Aquäduct. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß seyn und nicht groß werden."

Am 1. November kündigte er den Freunden in der Heimath seine Ankunft in der Hauptstadt der Welt durch ein paar Briefe an, aus denen ein seliger Frieden wiederstrahlt. Die hochaufgeregte Begierde, die ihn unterwegs rastlos fortgetrieben hatte, legte sich endlich, als er unter der Porta del Popolo sich gewiß war, Rom zu haben. „Nun bin ich hier und ruhig," schrieb er, „und wie es scheint auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein

neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen ſieht, das man theilweiſe in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend ſehe ich nun lebendig, die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (die Proſpecte von Rom im Vorſaal des Vaterhauſes), ſehe ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gyps und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine alte Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Eben ſo kann ich von meinen Betrachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können."

Er fand auch ſogleich, daß es ihm moraliſch heilſam ſey, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, unter Naturmenſchen, wie es in einer andern Stelle heißt, die unter der Pracht und Würde der Religion und Künſte nicht ein Haar anders ſind, als ſie in Höhlen und Wäldern auch ſeyn würden. Indeß war es weniger die Nation, weniger das neue als das alte, wenn auch aus Trümmern erſt zu enträthſelnde Rom, wonach er begierig war. Schon gleich am Allerſeelentage hatte er Gelegenheit, Rom, als die Hauptſtadt der katholiſchen Welt anzuſchauen, er ſah den Papſt in ſeiner Hauscapelle auf dem Quirinal, von Cardinälen umgeben, in einem prächtigen Seelenamte. Beim Anblick des heiligen Vaters, einer ſchönen würdigen Männergeſtalt, ergriff ihn ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund auf-

thun, und von dem unaussprechlichen Heile der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, auch die Hörer in Entzücken versetzen. Da er ihn aber, statt dessen, vor dem Altare sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich drehend und Gebete murmelnd, da regte sich in ihm „die protestantische Erbsünde," und er wandte sich von dem Anblick der Prunkscene zur Betrachtung der benachbarten Kunstwerke hinweg.*)

Ein Führer von unschätzbarem Werth bei diesen Kunstwanderungen durch Rom war ihm der Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (geb. 1751 zu Hayna in Hessen). Unser Dichter hatte mit ihm schon früher durch Briefwechsel in einem guten Verhältniß gestanden; doch knüpfte sich erst jetzt in Rom eine recht nahe Verbindung an. „Ich werde nie," schrieb Goethe über ihn aus Rom, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Male zu besuchen, so viel in kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leibe und Seele anhängenden Mannes." Was ein besonders starkes Band zwischen ihm und Goethe bilden mußte, war der Umstand, daß er in seiner Thätigkeit als bildender Künstler fortwährend zur Poesie hinneigte, so wie umgekehrt Goethe aus dem Kreise seines dichterischen Schaffens stets liebend und sehnsüchtig nach dem Gebiete der bildenden Kunst hinüber blickte. So begegneten beide Männer sich auf halbem

*) Und doch verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, Goethe sey in Rom katholisch geworden. (Jacobi's auserles. Briefwechsel I, 430.)

Wege und förderten und ermunterten sich wechselseitig. Tischbein trug sich um diese Zeit mit allerlei idyllischen Gedanken, und zwar waren die Gegenstände, die er zu bearbeiten wünschte, von der Art, daß weder bildende noch dichtende Kunst, jede für sich allein, zur Darstellung hinreichte. Ehe er nach Italien gekommen war, hatte er in der Schweiz einige Zeit bei Bodmer zugebracht, und hier waren seine Gedanken auf die Urzeiten des menschlichen Geschlechts geführt worden. Er hatte eine ganze Reihe Bilder zur Darstellung jener Geschichtsepoche theils skizzirt, theils projectirt, die er nun von Goethe durch ein Gedicht verknüpft wünschte. Diesem gefiel der ganze Plan so gut, daß er auf die gemeinsame Arbeit eingegangen seyn würde, wenn ihm nicht ohnedieß Italien so viel zu thun gegeben hätte.*)

Eben deßhalb aber, weil so mancherlei innere Anforderungen sich um Goethe stritten, suchte er sich vor den äußeren der Gesellschaft durch ein gewisses Incognito zu retten. Schon in München hatte er sich für einen Andern ausgegeben, zu großem Gewinn für eine ungehemmte Fortsetzung der Reise. In Italien trat er unter dem Namen Möller auf und galt bei Vielen für einen reisenden Kaufmann.**) Diejenigen, die ihn kannten, verpflichteten sich, zu ignoriren, wer er sey; und

*) S. einen Brief Tischbein's an Merck vom 10. October 1787. (Briefe an Merck, herausgegeben von Wagner), woraus man sieht, daß Tischbein selbst einen Text zu seinen Zeichnungen gedichtet. Vergl. ferner „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc." herausgegeben v. Wagner, S. 271 ff.

**) Riemer, Mittheilungen I, 245.

da so nicht leicht Jemand mit ihm von ihm selbst reden durfte, so entsprang ihm daraus der Vortheil, daß die Menschen entweder von sich selbst oder von den Gegenständen, die sie interessirten, mit ihm sprachen, und dadurch seine Kenntnisse förderten, während er der Unbequemlichkeit überhoben war, von sich und seinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen. Es wurden zwar manche Versuche gemacht, ihn aus seinem Dunkel herauszuziehen; allein er ließ sich nicht irren, denn er merkte bei Zeiten, daß es zu den Füßen der Herrscherin der Welt allerlei kleine Cirkel und Coterieen mit allerlei Cabalen und Leidenschaften gab, die ihn gern als Instrument zur Verstärkung ihrer Partei gebraucht hätten. Nur bisweilen zeigte er sich nachgiebiger, z. B. gegen den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der ihm befreundeten Gräfin Harrach, in dessen Gesellschaftscirkel er den Dichter Abbate Monti kennen lernte. Auch konnte er es nicht umgehen, ein Mitglied der Arcadia zu werden. Er schreibt darüber an Friedrich von Stein: „Ferner muß ich dir erzählen, daß ich zum Pastore dell Arcadia bin ausgerufen worden, als ich heut' (den 4. Jan. 1787) in diese Gesellschaft kam. Vergebens habe ich diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will. Ich mußte mir gar schöne Sachen vorlesen lassen, und ich erhielt den Namen Megalio per causa della grandezza oder grandiosita delle mie opere, wie sich die Herren auszudrücken beliebten.*) Wenn ich das Sonett, das zu meiner Ehre auch verlesen wurde, erhalte, so schicke ich Dir's."

*) Vgl. Goethe's W. Bd. 23, S. 187: „Ich habe Fritzen scher-

Vor der Wiederholung ſolcher Ovationen wußte er ſich aber zu hüten und widmete ſich dafür mit Tiſchbein der Betrachtung der herrlichen Kunſtſchätze Rom's. Hatten ihn auf der bisherigen Reiſe durch Italien vorzüglich die Werke der Architektur beſchäftigt, ſo begann er nunmehr auch an Gemälden ein ſtärkeres Intereſſe zu nehmen und ſich darüber ein kühneres, freieres Urtheil zuzutrauen. Schon in den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit zu Rom weidete er ſich an Bildern von Titian, Guido u. A., ohne jene Klagen über die chriſtlichen Gemäldeſtoffe wieder laut werden zu laſſen. Bald lernte er auch die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen kennen; aber es war ihm, als wenn er den Homer aus einer zum Theil verloſchenen, beſchädigten Handſchrift ſtudiren ſollte. Das Vergnügen des erſten Eindrucks war unvollkommen, und erſt mit anhaltendem Schauen und Studiren wuchs der Genuß. Hoch beglückt berichtete er am 17. November, daß er die Frescogemälde von Dominichin in Andrea della Valle und die Farneſiſche Gallerie von Carraccio geſehen. Aber noch größer war ſein Entzücken, als er in der Sixtiniſchen Capelle das jüngſte Gericht und die mannigfaltigen Deckengemälde von Michel Angelo kennen lernte. Er war in dem Augenblicke für ihn ſo eingenommen, von den

---

zend von meiner Aufnahme in der Arcadia geſchrieben; es iſt auch nur darüber zu ſcherzen, denn das Inſtitut iſt zu einer Armſeligkeit zuſammengeſchwunden." — Im zweiten Theile ſeiner italieniſchen Reiſe verlegt Goethe irrthümlich dieſe Aufnahme in den Anfang des Jahres 1788 (Bd. 24, S. 203 ff. der Ausg. in 40 Bdn.).

der Alten, das Skelett nicht als eine künſtlich zuſammengerichte Knochenmaske zu ſtudiren, ſondern zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhielt.

Zu all' dieſen Beſchäftigungen kam nun, bis in den Anfang des Januars 1787, noch eine poetiſche Bürde hinzu; es war ſeine griechiſche Reiſegefährtin, das „Schmerzenskind" Iphigenie. Erſt am 6. Januar konnte er ſeinen Freunden melden, das er das Drama fertig, d. h. in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor ſich auf dem Tiſche liegen habe. Die erſten Linien der neuen Bearbeitung *) zog er am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo er wenigſtens ſo allein war, wie ſeine Heldin am Geſtade von Tauris. In Verona, Vicenza und Padua ward die Arbeit fortgeſetzt, am fleißigſten aber in Venedig, gerieth ſodann durch Iphigenie in Delphi in's Stocken, wurde indeß in Rom wieder aufgenommen und mit ziemlicher Stetigkeit zu Ende geführt. Abends beim Schlafengehen bereitete er ſich auf's morgige Penſum, welches er dann ſogleich beim Erwachen angriff. Sein Verfahren dabei war ganz einfach: er ſchrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period erklingen. Zu dieſer Uebertragung des Drama's in Jamben geſteht er durch Moritzen's Proſodie ermuthigt worden zu ſeyn. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß er den Verfaſſer ſelbſt gegen Ende Novembers in Rom kennen lernte und zu ihm, als einem „reinen, trefflichen Manne" große Zuneigung gewann. Auf einer Spazierfahrt, die ſie bald nachher

*) Vgl. Thl. II, S. 410 ff.

zusammen an's Meer machten, brach Moritz den Arm, und nun verlebte Goethe über einen Monat lang viele Stunden bei dem Leidenden als „Wärter, Beichtvater, Vertrauter, Finanzminister und geheimer Secretair.“ Während dieses Umganges ward er über Moritzens Ansichten vollends aufgeklärt und befreundete sich namentlich mit seiner Lehre, daß es in Beziehung auf Länge und Kürze „eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sey und diese kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat.“ Goethe zog diese Maxime bei seiner Arbeit öfters zu Rathe und fand sie mit seiner Empfindung übereinstimmend. Als er mit der Umformung zu Ende war, las er sie ein paar Male in einem Kreise junger deutscher Künstler vor und entdeckte hier manche Stelle, die ihm gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papiere stand, und demgemäß nachträglich verbessert wurde.

Goethe war schon zu Anfange des Jahres 1787 ziemlich entschlossen, nur bis nach dem Carneval in Rom zu bleiben, und sodann mit Tischbein nach Neapel zu reisen. Er gedachte vor Ostern wieder in Rom zurück zu seyn, hier den Sommer zuzubringen und etwa im September einen Ausflug nach Sicilien zu unternehmen. In allen diesen Planen wurde er durch die Nachricht von einem Unfall irre gemacht, welcher den Herzog getroffen. Er wäre jetzt am liebsten sogleich nach Ostern wieder in die Heimath zurückgekehrt. Aber freundliche Stimmen dorther, die ihn ermahnten nicht zu eilen, damit er um so reicher nach Hause käme, ein gütiger Brief des Herzogs, der ihn auf

unbeſtimmte Zeit von ſeinen Pflichten entband und über ſeine Abweſenheit beruhigte, ließen ihn den Plan der Reiſe nach Neapel wieder aufnehmen. Die letzten drei Wochen in Rom war er vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, um, was er noch nicht geſehen, aufzuſuchen. Das Vorzüglichſte betrachtete er ſchon zum zweiten und dritten Mal, wo ſich denn Alles in ſeinem Geiſte zu ordnen begann, und das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Dinge auflöſ'te. In dieſen Tagen erwachte auch plötzlich wieder die alte Leidenſchaft für's Zeichnen. Mit kleinen Blättern verſehen, durchwanderte er die Tiefen und Höhen der Villen, entwarf, ohne viel Beſinnens, charakteriſtiſch ſüdliche und römiſche Gegenſtände und ſuchte ihnen, ſo gut es ging, Licht und Schatten zu geben. Die mit ihm befreundeten Künſtler waren ihm belehrend zur Hand, und er faßte ihren Unterricht geſchwind, merkte aber, was für eine breite Kluft zwiſchen Begreifen und Ausführen liegt. Indeß fühlte er durch die wenigen Linien, die er, oft übereilt, auf's Papier zog, ſich jedenfalls in der Vorſtellung von ſinnlichen Dingen gefördert. Als er ſich zur Abreiſe von Rom anſchickte, ward er noch mit Angelika Kaufmann näher bekannt, wodurch ihm das Scheiden nicht wenig erſchwert wurde. Die Thorheiten des Carnevals wollten ihm jetzt, beim erſten Anblick, wenig behagen; er ſchrieb, man müſſe das Carneval in Rom geſehen haben, um den Wunſch los zu werden, es je wieder zu ſehen. Gleich nach Beendigung deſſelben, am 21. Februar, brach er nach Neapel auf. Er konnte von Rom mit dem Bewußtſeyn ſcheiden,

daß er von den vier Monaten ungefähr, die er hier zugebracht, keinen einzigen Augenblick verloren hatte.

Diesem ersten Aufenthalte in Rom lassen wir, zum Beschluß des Capitels, schicklich eine nähere Betrachtung der Iphigenie folgen, die, in ihrer vollendeten Gestalt, größtentheils eine Hauptfrucht dieses Aufenthaltes war. Ueber wenige von Goethe's Dichtungen lauten die Urtheile so ungetheilt günstig, als über diese; und mit jeder neuen Erörterung die man dem Werke gewidmet hat, scheint die Anerkennung und Bewunderung seines Werthes gewachsen zu seyn.*) Und doch hat es

*) Wir besitzen bereits eine ganze Iphigenien-Literatur, von welcher wir nur das anführen, worauf in der obigen Besprechung besonders Rücksicht genommen worden. Pudor lieferte eine ästhetisch-literarische Monographie über diese Dichtung (Marienwerder 1832), Düntzer (Goethe als Dramatiker) und Bohtz (Geschichte der neuen Poesie) widmen ihr größere Abschnitte, Weber (class. Dichtung der Deutschen) erklärte sie ausführlich in ästhetischer, sachlicher und sprachlicher Beziehung, Hiecke entwickelte meisterhaft den Gang der Handlung in Programmen (1834 u. 1839), Greverus parallelisirte das Drama mit dem Euripideischen Stücke gleiches Namens; minder durchgeführt ist die Vergleichung in meinem „Beitrag zur Erläuterung der Iphigenie in Tauris des Euripides mit Rücksicht auf das gleichnamige Goethe'sche Schauspiel (Emmerich 1838)"; Kieser gab treffliche psychologisch-ästhetische Bemerkungen über das Stück (Programm, Sondershausen 1843); Otto Jahn veröffentlichte einen darüber gehaltenen Vortrag (Greifswald, 1843); Rosenkranz (Goethe und seine Werke, 1847) hat ihr zwei Vorlesungen gewidmet.

eine Zeit gegeben, wo Goethe selbst von seiner Schöpfung minder vortheilhaft urtheilte; und Schiller, der so freudig das Schöne und Große, was sein Freund geleistet, anzuerkennen pflegte, wies in späteren Jahren der Iphigenie nicht eine so hohe Stelle an, wie man erwarten sollte. „Wir wollen im nächsten Monat," schrieb er am 21. Januar 1802 an Körner, „Goethe's Iphigenie auf's Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie auf's Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, Einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen; das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." — Wie hoch wir auch Schiller's Autorität anschlagen, so darf sie doch unser Gefühl nicht trüben, unser

Urtheil nicht hinden; wir müſſen nicht vergeſſen, daß gerade ein Dichter, der in ſteter lebendiger Fortentwickelung begriffen iſt, von ſeinem augenblicklichen Standpuncte aus über eigene und fremde Dichtungen, welche dieſem Standpuncte nicht zuſagen, leicht mit einſeitiger Strenge richtet.

Fragen wir, um einen feſten Geſichtspunct zur Bildung eines eigenen Urtheils zu gewinnen, zunächſt nach der Grundidee des Stückes, ſo antwortet Kieſer: Es iſt die Kraft, womit ſittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemüthes verklärend, ſühnend und verſöhnend auf Alles wirkt, was in ihre Nähe kommt. Verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und ſeine Scythen; ſühnend erweiſ't ſie ſich in der Heilung des Oreſt und der Löſung des alten Fluchs, der auf dem tantaliſchen Hauſe ruht; verſöhnend erſcheint ſie in der Löſchung des Streites, der ſchon zwiſchen Oreſt und Thoas zu entbrennen beginnt. Weber*) legt den Hauptaccent auf die heilende, ſühnende Kraft, und damit ſtimmt des Dichters eigene Erklärung überein, in den Verſen an den Schauſpieler Krüger,**) die er in ein Prachtexemplar ſeines Drama's ſchrieb.

Was der Dichter dieſem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreiſe deutſcher Lande
Durch des Künſtlers Wirken laut.

---

*) a. a. S. 65.

**) Goethe's W. VI, 132.

So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Ob aber dadurch in der That die ideelle Grundlage des Stückes erschöpfend bezeichnet sey, läßt sich bezweifeln, wenn man den Inhalt der einzelnen Acte näher in's Auge faßt. Die Heilung des Oreſt iſt mit dem Schluſſe des dritten Aufzugs vollendet, und ſomit wäre das Folgende, wenn auch nicht müßig, doch wenigſtens zu weit gedehnt. In den beiden letzten Acten finden wir bei näherm Zuſehen einen andern geiſtigen Gehalt von großer Bedeutung: es iſt der Conflict in Iphigeniens eigener Bruſt, der Seelenkampf, in den ſie durch den Rath des Pylades, gegen Thoas zur Liſt ihre Zuflucht zu nehmen, verſtrickt wird. Dieſem Puncte haben nur wenige Interpreten die gebührende Aufmerkſamkeit gewidmet. Iphigeniens innere Lage läßt ſich in gewiſſer Hinſicht mit derjenigen vergleichen, worin ſich die Jungfrau von Orleans befindet. Beiden iſt ein hoher Beruf auferlegt; dieſe ſoll ihr Vaterland von äußeren Feinden, jene ihr Haus von einem innerlich fortwuchernden Fluche befreien. Beide ſind zur Löſung dieſer Aufgaben durch ihr bisheriges Leben vorbereitet: in Johanna hat ſich, in der Muße des Hirtenlebens, eine tiefe Frömmigkeit, unbezwinglicher Glaubensmuth, prophetiſche Begeiſterung, unbegrenzte Liebe zum Vaterland und König entwickelt; Iphigenie iſt im Dienſte der jungfräulichen Diana zu einem Muſterbilde reiner Menſchlichkeit und Weiblichkeit herangereift. Beide beginnen erfolgreich die Löſung ihrer Auf-

gabe: Johanna ſchreitet von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph, Iphigenie löſ't ihren Bruder Oreſt, den Träger des alten Götterfluches, aus den Banden der Erinnyen. Aber nur die geprüfte, und in der Prüfung bewährte Tugend gibt volles Vertrauen und leiſtet Bürgſchaft, daß ihr Werk beſtändig ſeyn werde; und dazu kommt noch, daß Charaktere, die jeder innern Colliſion enthoben wären, völlig undramatiſch ſeyn würden. Daher bringen beide Dichter ihre Heldinnen in einen innern Conflict, aus welchem dieſe ſiegreich hervorgehen: Johanna kämpft ihre Liebe zu Lionel nieder und ſteht am Ende als zweifache Heldin da, als Ueberwinderin der Feinde und des eigenen Herzens; Iphigeniens edle Natur ſtößt den unreinen Tropfen der Verſtellung, des Trugs, der Unwahrhaftigkeit, der in ſie eindringen will, gewaltſam aus, und führt eben dadurch die ſchönſte Löſung des Knotens der Handlung herbei. Wir hätten demnach wohl, um die ideale Aufgabe des Dichters zu bezeichnen, den obigen Ausſpruch Kieſer's dahin zu erweitern, daß wir ſagen: Es wird hier die ſittliche Kraft des reinen weiblichen Gemüthes nicht bloß in ihrem verklärenden, verſöhnenden und ſühnenden Einfluß auf die Umgebung, ſondern auch in ihrem ſiegreichen Kampfe gegen Dasjenige dargeſtellt, was die Lauterkeit dieſes Gemüthes trüben will.

Als eigentliche Handlung, die dem Stücke zu Grunde liegt, erſcheint auf den erſten Blick Iphigeniens Heimführung aus dem Barbarenlande, wo ſie gezwungen weilt. Wie ſchon der Eingangs-Monolog dieſe Heimkehr als das Ziel ihrer Wünſche andeutet, ſo ſtrebt weiterhin das Drama Schritt vor Schritt

nach der Verwirklichung derſelben. Es läßt ſich aber ſchwerlich rechtfertigen, wenn man wie Schiller in einem Briefe an Goethe vom 22. Januar 1802 thut, dieſes äußere Gewebe der Handlung mit jener ideellen Grundlage des Stückes auf Eine Reihe ſtellt und von zwei Actionen redet. „Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken," heißt es in jenem Briefe, „ob es nicht rathſam ſeyn möchte, zur Belebung des dramatiſchen Intereſſe ſich des Thoas und ſeiner Taurier, die ſich zwei Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten." Nein, das ganze Drama ruht nur auf Einer Handlung, der Befreiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, und was Schiller als eine zweite, mehr innerliche Action betrachtet, die Wiedererkennung der Geſchwiſter, die Sühnung des Oreſtes, der innere Kampf in Iphigeniens Bruſt, das iſt alles in den Dienſt jener Handlung geſtellt und auf's Innigſte mit ihr verknüpft. Und eben durch dieſe Verknüpfung gewinnt die Handlung, die an und für ſich noch kein ganz würdiges Thema einer Tragödie bilden würde, ihre volle Bedeutſamkeit. Die Rückführung einer edlen Königstochter aus einem Lande menſchenopfernder Barbaren, in welches ſie durch geheimnißvolle Götterfügung verſchlagen worden, wo ſie durch zarte Bande der Dankbarkeit und achtungsvoller Zuneigung feſtgehalten wird, nach ihrem durch den zwiefachen Reiz einer ſchönen Natur und einer edel-menſchlichen Bildung geſchmückten Vaterlande — ein ſolches Thema iſt freilich nicht arm an poetiſchen Motiven; aber wie viel bedeutſamer wird dieſe Heimkehr, wenn ſich an ſie die Entſühnung eines von altem Götterfluch bela-

ſteten glänzenden Königshauſes knüpft, wenn die Rückkehrende den Frieden, den Segen, den Glanz der alten Herrſchermacht unter das Dach ihrer Väter zurückführt!

Allein hier zeigt ſich eine große Schwierigkeit in der Aufgabe, die ſich der Dichter geſtellt hatte. Der Friede, das Heil, welches Iphigeniens Heimkehr dem Vaterhauſe bringt, liegt außerhalb der Grenzen des Stückes in einer nähern oder entferntern Zukunft, und konnte alſo nicht unmittelbar zur Anſchauung gebracht werden. Und doch mußte der Zuſchauer von dieſen Wirkungen ihrer Heimkehr volle Gewißheit haben, um an der Handlung ein tieferes Intereſſe nehmen zu können. Wie viel leichter war in dieſer Beziehung Schiller's Aufgabe in ſeiner Jungfrau von Orleans! Er konnte Johanna vor unſeren Augen ihre Miſſion erfüllen laſſen. Bei ihrem Hinſcheiden iſt England's Macht gebrochen, und auf des Dauphins Haupt die Krone ſeiner Väter geſetzt. Auch in der Iphigenie in Tauris des Euripides, dem Vorbilde und der Hauptquelle Goethe's, ſtellt ſich die Sache anders, als in unſerer Dichtung. Dort war nicht ſowohl die Heimkehr Iphigeniens, als die Entführung des Bildes der Artemis das Endziel der Handlung, und an dieſe Entführung als Bedingung hatte ein Orakelſpruch die Verſöhnung des Götterzornes geknüpft. Sobald die Bedingung erfüllt war, zweifelte der gläubige Athener nicht mehr an der Vollendung der göttlichen Verheißung. Unſer Dichter durfte bei ſeinem Publicum nicht denſelben gläubigen Sinn unterſtellen und mußte daher in ihm auf andere Weiſe die Gewißheit erzeugen, daß Iphigenie „die Weihe des väterlichen Hauſes vollbringen werde." Er glaubte mit Recht, dieſe

nach der Verwirklichung derselben. Es läßt sich aber schwerlich rechtfertigen, wenn man wie Schiller in einem Briefe an Goethe vom 22. Januar 1802 thut, dieses äußere Gewebe der Handlung mit jener ideellen Grundlage des Stückes auf Eine Reihe stellt und von zwei Actionen redet. „Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken," heißt es in jenem Briefe, „ob es nicht rathsam seyn möchte, zur Belebung des dramatischen Interesse sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten." Nein, das ganze Drama ruht nur auf Einer Handlung, der Befreiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, und was Schiller als eine zweite, mehr innerliche Action betrachtet, die Wiedererkennung der Geschwister, die Sühnung des Oreſtes, der innere Kampf in Iphigeniens Brust, das ist alles in den Dienst jener Handlung gestellt und auf's Innigste mit ihr verknüpft. Und eben durch diese Verknüpfung gewinnt die Handlung, die an und für sich noch kein ganz würdiges Thema einer Tragödie bilden würde, ihre volle Bedeutsamkeit. Die Rückführung einer edlen Königstochter aus einem Lande menschenopfernder Barbaren, in welches sie durch geheimnißvolle Götterfügung verschlagen worden, wo sie durch zarte Bande der Dankbarkeit und achtungsvoller Zuneigung festgehalten wird, nach ihrem durch den zwiefachen Reiz einer schönen Natur und einer edel-menschlichen Bildung geschmückten Vaterlande — ein solches Thema ist freilich nicht arm an poetischen Motiven; aber wie viel bedeutsamer wird diese Heimkehr, wenn sich an sie die Entsühnung eines von altem Götterfluch bela-

ſeten glänzenden Königshauſes knüpft, wenn die Rückkehrende den Frieden, den Segen, den Glanz der alten Herrſchermacht unter das Dach ihrer Väter zurückführt!

Allein hier zeigt ſich eine große Schwierigkeit in der Aufgabe, die ſich der Dichter geſtellt hatte. Der Friede, das Heil, welches Iphigeniens Heimkehr dem Vaterhauſe bringt, liegt außerhalb der Grenzen des Stückes in einer nähern oder entferntern Zukunft, und konnte alſo nicht unmittelbar zur Anſchauung gebracht werden. Und doch mußte der Zuſchauer von dieſen Wirkungen ihrer Heimkehr volle Gewißheit haben, um an der Handlung ein tieferes Intereſſe nehmen zu können. Wie viel leichter war in dieſer Beziehung Schiller's Aufgabe in ſeiner Jungfrau von Orleans! Er konnte Johanna vor unſeren Augen ihre Miſſion erfüllen laſſen. Bei ihrem Hinſcheiden iſt England's Macht gebrochen, und auf des Dauphins Haupt die Krone ſeiner Väter geſetzt. Auch in der Iphigenie in Tauris des Euripides, dem Vorbilde und der Hauptquelle Goethe's, ſtellt ſich die Sache anders, als in unſerer Dichtung. Dort war nicht ſowohl die Heimkehr Iphigeniens, als die Entführung des Bildes der Artemis das Endziel der Handlung, und an dieſe Entführung als Bedingung hatte ein Orakelſpruch die Verſöhnung des Götterzornes geknüpft. Sobald die Bedingung erfüllt war, zweifelte der gläubige Athener nicht mehr an der Vollendung der göttlichen Verheißung. Unſer Dichter durfte bei ſeinem Publicum nicht denſelben gläubigen Sinn unterſtellen und mußte daher in ihm auf andere Weiſe die Gewißheit erzeugen, daß Iphigenie „die Weihe des väterlichen Hauſes vollbringen werde.“ Er glaubte mit Recht, dieſe

Werke. Vor Allem gebührt dieſes Lob dem dritten Aufzuge, der die Sühnung und Heilung des Oreſt behandelt. Nicht durch ein Wunder erfolgt die Befreiung des Muttermörders vom Furien-Wahnſinn, nicht durch ein übernatürliches Eingreifen einer göttlichen Macht, ſondern Alles entwickelt ſich, Schritt vor Schritt, nach den ewigen Geſetzen des menſchlichen Gemüthes. Nur von einem Mitgliede des Hauſes, an dem ſich Oreſt durch Blutſchuld verſündigt hatte, konnte die Entſündigung, die Vergebung ausgehen; aber nicht von Elektra, die ſich an des Bruders Frevel betheiligte, ſondern nur von Iphigenie, weil in ihr, wie Hiecke treffend bemerkt, die Heiligkeit der Familie, die Oreſt verletzt hatte, durch keinen von ihr ſelbſt verübten Frevel verdunkelt war. Dazu kommt noch, daß eine von ihr ausgehende Vergebung ein doppeltes Gewicht haben mußte, weil ihr Geſchick als wirkſames Glied in die Reihe der Gräuel in Agamemnon's Hauſe verſchlungen war. Klytämneſtra war von ihres Sohnes Hand gefallen, weil ſie an dem Gatten Blutrache wegen Iphigenien genommen. Ein verzeihendes Wort aus Iphigeniens Munde, welcher nach alterthümlicher Vorſtellungsweiſe das Recht der fortgeſetzten Blutrache zuſtand, mußte daher eine verſtärkte Kraft haben. Dunkel, aber darum nicht weniger mächtig, ſprach aus ihren Zügen, ihrer Stimme eine ferne Erinnerung an die Mutter:

Wer biſt Du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Wenn nun eben dieſe Stimme ihm Liebe, Verſöhnung zurief, mußte ihn da nicht die Ahnung von der Möglichkeit einer Sühnung durchzucken?

Auch das ist ein bedeutendes Moment, daß er durch den geheimen Zauber, den sie auf ihn übt, zu einem vollen Bekenntniß seines Verbrechens geführt wird. Denn es liegt ein tiefer Sinn in jener Lehre, daß die Beichte der Lossprechung vorangehen müsse. Das Außerſichhinstellen der bösen That, die bisher wie ein Alp auf dem Gemüthe gelastet hat, ist die erste Bedingung, um die dumpfe, sinnverwirrende Seelenqual in eine, wenn gleich anfangs doppelt schmerzliche, doch wohlthuende Reue zu verwandeln, welche durch Bußfertigkeit das Herz reinigt und neuem Lebensmuthe öffnet. Bei Elektra konnte er keine Erleichterung suchen; der Gedanke allein schon, daß sie es war, die seine Rache geschürt, mußte ihn von ihr entfernen. Pylades suchte in seiner klugen Verständigkeit, die häufig die tieferen Seelenforderungen verkennt, jede Erinnerung an die Schreckensthat bei Oreſt abzuschneiden. Als dieser (Act II, Sc. 1) davon zu reden beginnen will, unterbricht er ihn mit den Worten:

O laß von jener Stunde
Sich Höllengeister nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit
Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.

So können wir uns denn füglich denken, daß er jetzt zum ersten Male das Bekenntniß seiner vollen Schuld in eine andere Bruſt, und dazu in eine reine, tiefsittliche, aber auch liebevolle und erbarmungsreiche niederlegt.

Unübertrefflich ist dann weiterhin der Schmerz der Reue, der innern Buße des Oreſt durch eine Reihe von Stufen hin-

durch geſchildert bis zu dem Gipfelpunct, der Akme, die in Erſchöpfung und einen kurzen Schlummer umſchlägt. Wie er aus dieſem erwacht, zeigen ſich die erſten Symptome der Geneſung. Jetzt bewährt ſich, daß der Ruf der Liebe, der aus Iphigeniens Herzen in die Nacht ſeines Wahnſinns erklang, nicht wirkungslos verhallt iſt. Auf die kurze Betäubung folgt zuerſt ein traumähnliches Wachen, worin die Phantaſie zwar noch jene Todesgedanken feſthält, die ihn früher erfüllten, aber damit ſanfte Bilder von Sühnung und Vergebung verbindet. Oreſt ſieht die Ahnherren Thyeſt und Atreus, von den geopferten Knaben umſchlüpft, in freundlichen Geſprächen wandeln; Klytämneſtra reicht ihrem Gatten vertraut die Hand; ſo darf auch er Verzeihung von der Mutter hoffen. Allein warum erſcheint unter den Verſöhnten der Urahnherr Tantalus einzig als Verdammter? Jahn antwortet: weil er nicht, wie jene, gegen Menſchen gefehlt, ſondern ſich an den Göttern ſelbſt vergangen hat. Dieſer Figur bedient ſich aber der Dichter, wie Kieſer feinſinnig erörtert hat, um den Oreſt aus dem Reiche imaginärer Gebilde in die Wirklichkeit zurückzuführen. Die vorhergehenden Geſtalten rief die productive Einbildungskraft, ein rein ſchöpferiſches Vermögen hervor, bei dieſer Vorſtellung, einer aus der Sage gegriffenen Erinnerung, iſt die reproductive Einbildungskraft thätig; und damit iſt Oreſt der Wirklichkeit einen Schritt näher gerückt. Jetzt treten Iphigenie und Phlades auf; Oreſt erkennt ſie, glaubt ſich aber mit ihnen noch in der Unterwelt. Dieſe letzte Selbſttäuſchung verſcheucht nun theils das Gebet Iphigeniens zur Diana, theils, und zwar vorzugsweiſe, das Zureden des

Pylades. Nachdem die Schwesterliebe den Aufruhr des Gemüths gestillt, woraus die Wolken aufgestiegen, die den Verstand des Orest verdunkelten, vollendet Pylades' Zuruf die Heilung und Sammlung seines noch in Traumregionen umherschweifenden Geistes, indem er ihm feste Haltpuncte in der Wirklichkeit bietet:

Erkennst du uns und diesen heil'gen Hain u. s. w.

Er sucht die krankhafte Thätigkeit des innern Sinnes dadurch zu paralysiren, daß er die wichtigsten äußeren Sinne, Gesicht, Gefühl und Gehör („Erkennst du ... Fühlst du ... Merk auf mein Wort!") kräftig anregt; und zuletzt zieht er noch den Selbsterhaltungstrieb in's Spiel („Jeder Augenblick ist theuer u. s. w."). — So hat Goethe hier das Meisterbild einer Seelencur ausgeführt, welches im Ganzen, wie in mehreren Einzelheiten an Lila*) erinnert, aber durch tieferes Eindringen in das innerste Weben der Gemüthswelt und durch Zartheit, Adel und Schwung der Darstellung, jenes psychologische Gemälde weit hinter sich zurückläßt.

Ungern versagen wir es uns, die Kunst des Dichters in Entfaltung von Seelenzuständen auch durch andere Partieen des Stückes zu verfolgen; namentlich ist der innere Widerstreit, in den Iphigenie zwischen der Liebe zum Bruder und der Pflicht gegen Thoas geräth, und die Lösung dieses Conflicts unnachahmlich schön geschildert. So müssen wir auch darauf verzichten, die Führung des mehr äußerlichen Fadens

*) S. Th. II, S. 346 ff.

der Handlung vollständig darzulegen; doch scheint es Pflicht, den Dichter gegen einige Ausstellungen, die in dieser, wie in anderen Beziehungen gemacht worden sind, in Schutz zu nehmen.

Zuvörderst wirft Schiller dem Stücke „einen zu ruhigen Gang, einen zu großen Aufenthalt" vor; es schlage offenbar in das epische Feld hinüber.*) Ohne Zweifel hat er hiebei vorzugsweise an die langen Expositions-Partieen und einige Stellen von lyrischem Charakter gedacht. Die letzteren dürfen in einer Dichtung nicht befremden, in welcher, wie Schiller sagt, „das Sittliche, das im Herzen vorgeht, gleichsam zur Handlung gemacht ist", und sind gerechtfertigt, wenn die Gattung der dramatischen Seelengemälde, wozu Iphigenie gehört, eine berechtigte ist. Diese Berechtigung läßt sich aber nicht wohl bezweifeln, vorausgesetzt daß die inneren Vorgänge des Seelenlebens wahrhaft veranschaulicht und in lebendiger Entfaltung, in dramatischem Fortschritt dargestellt werden. Beides darf man von Goethe's Iphigenie behaupten; und der Erfolg, den dieses Drama nun schon so oft auf der Bühne errungen hat, beweis't, daß auch die feineren und tieferen Processe der Gemüthswelt unter der Hand des genialen Meisters einer dramatischen Veranschaulichung fähig sind. Die Expositions-Scenen trifft aber noch weniger jener Vorwurf allzugroßer Retardation; denn weit entfernt, die Handlung zu belasten und zu verzögern, greift vielmehr die Exposition in unserm

*) Brief vom 26. December 1797.

Drama, wie im zweiten Act des Clavigo, als ein höchst wirksames Glied in das Räderwerk des Ganzen ein. In der dritten Scene des ersten Actes theilt sich uns das Interesse des Thoas für die ferneren Vorereignisse, in der zweiten Scene des zweiten Actes und der ersten Scene des dritten die Aufregung der Iphigenie über die Vorgänge seit ihrer Entführung von Aulis mit und läßt unsre Theilnahme keinen Augenblick erkalten. Die von Gottfried Hermann angegriffene Eingangsscene des zweiten Aufzuges, das lange Gespräch zwischen Orest und Pylades („haec scena non multum promovet") hat Kieser trefflich gerechtfertigt. Dieser Dialog enthält den ersten Versuch, Orest aus seiner tief gewurzelten Schwermuth, aus den Irrgängen des grübelnden Verstandes zu heiterer Lebensauffassung und Geistesfreiheit zurückzuführen. Das Mißlingen des Versuchs stellt die Schwierigkeit der Aufgabe in's Licht und läßt uns ahnen, daß es einer mehr innerlichen, tiefer ergreifenden, aus reinem Gemüth wirkenden Macht bedarf, um die Heilung zu vollbringen.

Schiller vermißte ferner beim Orest die wirkliche Erscheinung der Eumeniden. „Ohne Furien" sagte er, „ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloß im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand." Auch dieser Vorwurf geht aus der Verkennung der Gattung hervor, welcher das Stück angehört. Goethe hat die inneren Qualen, welche den Muttermörder verzehren, so lebendig und ergreifend dargestellt, daß wir wahrlich die Personificationen derselben auf dem Theater entbehren können. Dazu kommt, daß uns

dieſe Geſtalten, ſichtbar vorgeführt, unwahr und als ein hohler Bombaſt erſcheinen würden. „Ein helleniſcher Dichter,“ ſagt Jahn mit Recht, „durfte die Erinnyen den Blicken ſeiner Zuſchauer zeigen, in deren Glauben ſie als wirkliche Weſen lebten, die ſie in ihren Heiligthümern verehrten, deren uralte, heilige Bilder ſie anbeteten. Für uns haben ſie keine Realität mehr; nur im Innern des Menſchen erkennen wir dieſe furchtbare Zwietracht, dieſen ſtets neu gährenden Streit, und von dieſem ſehen wir den Oreſt auf's Heftigſte ergriffen und unter ihm erliegen.“ Wie die Heilung bei Goethe eine innerliche iſt, ſo mußte auch das Uebel mehr als ein innerliches behandelt werden, und an die Stelle wirklicher Grauengeſtalten mußten finſtere Viſionen treten.

Eben ſo unbegründet ſcheint mir Hermann's Einwurf gegen das Vorgeben des Pylades, daß er und Oreſt Kreteníer ſeyen; er tadelt es, daß Pylades die Wahrheit verſchweige und doch etwas derſelben ganz Aehnliches erdichte. Vergegenwärtigen wir uns den Charakter des Pylades, ſo erſcheint dieſes vorſichtige Verhüllen der Wahrheit, dieſes Temporiſiren für alle Fälle ganz angemeſſen dem Manne, der ſich den Ulyſſes zum Vorbild genommen.*) Eine Blutſchuld des Oreſt konnte er nicht umhin zu geſtehen; denn er mußte bei dem Freunde jeden Augenblick eines Furienanfalls gewärtig ſeyn; um aber das Grauenvolle der That zu mildern, verwandelte er den

*) Auch Ulyſſes pflegte ſich für einen Kreter auszugeben, ſ. Odyſſ. XIII, 256. XIV, 199. 382. XIX, 172.

Muttermord in einen Brudermord. Uebrigens leuchtet von selbst ein, wie glücklich Goethe durch dieses Motiv die nachherige ergreifende Erkennungsscene vorbereitete und das bei Euripides vorgefundene unpoetische Motiv der Briefbestellung wegschaffte. Endlich nehme ich auch nicht mit Hermann Anstoß an dem lakonischen Abschiedsworte des Thoas. Vielmehr däucht es mir gerade in seiner Einfachheit und Kürze schön und ergreifend. Ich zweifle wenigstens sehr, daß es Jemanden gelingen möchte, irgend Etwas von größerer oder auch nur gleicher Wirkung an die Stelle desselben zu setzen. In der ersten Scene des Stückes hat uns schon Arkas belehrt: „Der Scythe setzt in's Reden keinen Vorzug, am wenigsten der König;“ das ganze Stück hat uns mit dem Charakter des Königs, dem edlen Kerne, der sich unter rauher Schale birgt, hat uns mit seiner tiefgewurzelten Liebe zu Iphigenien bekannt gemacht; wer sollte es nun nicht fühlen, was in dem Einen kurzen Worte Alles liegt? Mit einem Mißklange würde das Stück geschlossen haben, wenn der Dichter es bei dem unwilligen Worte des Thoas: „So geht!“ geendigt hätte; wir empfinden aber, daß die folgende Rede der Iphigenie jene Dissonanz ausgleicht und wie ein milder Balsam in das Herz des Königs fließt. Auf die Kunst des Schauspielers, der den Thoas darstellt, hat freilich der Dichter mitgerechnet; und daß der König den Scheidenden bei dem knappen Trennungsworte die Rechte als Pfand der Freundschaft reicht, hat er ohne Zweifel nur darum nicht hinzugesetzt, weil er glaubte, daß die Phantasie des Lesers dieses selbst suppliren werde.

Auf die vielfach angeregte Frage, ob das Stück antiker

Art ſey, läßt ſich die Antwort nicht einfach mit Ja oder Nein geben. Unleugbar fühlen wir uns dadurch im Ganzen und im Einzelnen an die griechiſche Tragödie gemahnt; und der Grund hiervon liegt nicht etwa bloß im Stoffe, in der Anlehnung an griechiſche Sagen, Sitten und Gebräuche und in mehrfachen Reminiſcenzen an die Iphigenie in Tauris des Euripides, ſondern, wie Jahn ſchön erörtert hat, vorzugsweiſe darin, daß Goethe das Weſen des Helleniſchen Geiſtes, das, was der Kunſt dieſes Volkes ihren eigenthümlichen Charakter gab, erkannt oder vielmehr in ſeiner Natur gefunden hat. Es iſt dieß das Maß, das Maß in den ſittlichen Motiven, das Maß in der Compoſition des Dramas, das Maß in Form und Sprache, wodurch die Iphigenie dieſe vollendete Klarheit und Ruhe, dieſe in ſich geſchloſſene Sicherheit erlangt hat, welche ſie den größten Meiſterwerken des Alterthums an die Seite ſtellen. Im Uebrigen aber iſt die Dichtung ganz und gar von modernen, und man darf ſagen chriſtlichen Elementen durchdrungen. Schon daß die tragiſchen Conflicte und ihre Löſung ganz in's Innere der Menſchenbruſt verlegt ſind, iſt modern; und der Grundgedanke, welcher der Heilung des Oreſt zu Grunde liegt: daß die Frevel eines Geſchlechtes nur durch die liebende Erbarmung eines ganz rein gebliebenen Mitgliedes deſſelben geſühnt werden, konnte vollends nur auf dem Boden des Chriſtenthums entſprießen. Es ſind keine Hellenen und Barbaren in ihrer nationalen Beſchränktheit, die uns hier entgegentreten; es ſind zu reinerer Menſchheit hinaufgeläuterte Griechen und Scythen. Oreſtes hat gewiſſermaßen ein romantiſches Gepräge, „dieſer an ſeinen Fittigen gelähmte junge

Adler, mit seinem Heldenblick in eine von zuckenden Blitzen unterbrochene Nacht starrend," diese dunkle Blume, um die Pylades gleich einem leichten bunten Schmetterlinge gaukelt. Besonders die sentimentale Schwärmerei, womit er an der Vergangenheit hängt, entfernt sich ganz von dem Charakter der antiken Poesie. Wie durchaus modern ist z. B. die Stelle:

Wenn dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

So viel genüge über die Iphigenie, dieses mild leuchtende, ewige Gestirn am Himmel unserer Poesie. Gewaltsam müssen wir uns von der Betrachtung desselben losreißen, um den Dichter auf seinem weitern Lebensgange zu begleiten.

Zweites Capitel.

Erſter Aufenthalt in Neapel. Ausflüge auf den Veſuv, nach Pompeji u. ſ. w. Hackert. Hamilton. Filangieri. Das Prinzeßchen. Knie. Reiſe nach Sicilien. Aufenthalt in Palermo. Excurſionen. Caglioſtro's Familie. Reiſe durch Sicilien über Girgenti, Catania, Meſſina. Goethe in Seegefahr. Entwurf der Nauſikaa. Das Geheimniß der Pflanzen-Organiſation entdeckt.

Nach viertägiger genußreicher Fahrt über Velletri, Fondi und St. Agata kam Goethe am 25. Februar 1787 zu Neapel an. Hier begann nun für ihn wieder ein neues Leben. Hatte er in Rom ſich beinahe ganz der Kunſt und der Vergangenheit gewidmet, ſo gab er ſich hier der friſchen Gegenwart und Wirklichkeit hin; und da er dieſe voll und kräftig auf ſich einwirken ließ, ſo ward auch er von der trunkenen Selbſtvergeſſenheit ergriffen, worin die Menſchen in dieſem Paradieſe leben, und ſein bisheriger angeſpannter Fleiß und Aneignungseifer wich einem behaglichen Schauen und Aufnehmen. „Wenn man in Rom gern ſtudiren mag," ſchrieb er an die Freunde in der Heimath, „ſo will man hier nur leben; für mich iſt es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menſchen umzugehen."

Nachdem er einen Tag ſich ruhig zu Hauſe gehalten hatte, um eine kleine Unpäßlichkeit abzuwarten, ſchwelgte er den 27. Februar in der Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände. „Man ſage, erzähle, male was man will," ſchrieb er ſpät

Abends, „hier iſt mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſträume! Wir ſind auch noch Abends in die Grotte des Poſſilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck beſonders von den Gegenſtänden, die ich heute zum erſten Male ſah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.“ Und wie die Tage, ſo waren auch die Vollmondnächte entzückend, die er mit ſeinem Freunde Tiſchbein auf den Plätzen, durch die Straßen, auf der Chiaga, am Meeresufer hin und und her wandelnd genoß. „Es übernimmt dann Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raumes,“ heißt es in ſeinen Briefen; „ſo zu träumen iſt denn doch der Mühe werth!“

Da der Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern ſollte, ſo beeilte er ſich, die entfernteren Puncte kennen zu lernen; das Nähere, hoffte er, werde ſich ſchon dazwiſchen geben. So machte er denn in den nächſten Tagen in Geſellſchaft des Fürſten von Waldeck, mit dem er ſchon zu Rom in Verbindung gekommen war, eine höchſt vergnügliche Fahrt nach Puzzuoli. Den Veſuv beſtieg er dreimal; beim zweiten Beſuche wandelte ihn jene Luſt am Gefährlichen an, die wir unter Anderm auch in der Campagne in Frankreich und bei der Belagerung von Mainz werden hervortreten ſehen: mit einem kühnen Führer wagte er ſich in der Zwiſchenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf bis an den Rand des

Schlundes, in der Hoffnung, vor dem nächſten Ausbruche den Rückweg zu gewinnen. Indem ſie an dem dampfenden Abgrunde ſtanden und durch den verhüllenden Qualm etwas vom Innern des Höllenrachens zu erſpähen ſuchten, erſcholl auf einmal der Donner, die furchtbare Ladung flog an den unwillkürlich ſich Duckenden vorbei, und froh, dem Verderben entgangen zu ſeyn, eilten ſie zu dem am Fuße des Kegels harrenden Tiſchbein zurück, wo ſie, die Hüte und Schultern genugſam eingeäſchert, anlangten. Zu dem dritten Beſuch des Feuerberges reizte ihn die Kunde von einer eben ausbrechenden Lava. Auch dieß Mal wagte er ſich, aus Begierde das Hervordringen derſelben aus dem Berge zu ſehen, ſo weit vor, bis der immer glühender werdende Boden und der erſtickende Qualm unwiderſtehlich zur Rückkehr nöthigten. Pompeji ſetzte ihn durch ſeine Enge und Kleinheit in Verwunderung: ſchmale Straßen, kleine Häuſer, ſelbſt öffentliche Werke mehr Modell und Puppenſchrank als Gebäude; aber die Zimmer, Gänge, Gallerieen auf's Heiterſte gemalt. Nachdem er das Muſeum geſehen, welches die ausgegrabenen Sachen enthält, erſchienen ihm die Häuſer und Zimmer noch enger, wenn er ſie von ſo viel Gegenſtänden vollgedrängt dachte; dagegen dehnten ſie ſich in ſeiner Vorſtellung aus, wenn er alle dieſe Hausgeräthe näher betrachtete, die nicht bloß für das Bedürfniß berechnet, ſondern, durch bildende Kunſt höchſt geiſtreich und anmuthig verziert, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte. In Herculanum beſah er das Theater bei Fackelſchein und ließ ſich ausführlich erzählen, was dort Alles gefunden und hinaufgeſchafft worden. Andere

Ausflüge wurden nach Päſtum, Caſerta und von dort aus nach den Ruinen des alten Capua unternommen.

Bei der Betrachtung der Kunſtſchätze von Neapel war ihm Tiſchbein fortwährend als wohlbewanderter Ausleger zur Hand. Hier an Ort und Stelle lernte er auch den Charakter der Neapolitaniſchen Malerſchule begreifen. Er fand die ganze Vorderſeite einer Kirche von Unten bis Oben gemalt, in einer andern Kirche den Raum über dem Eingange mit einem großen und reichen Frescogemälde geziert und ſah nun wohl ein, wie Luca Giordano ſich ſputen mußte, um ſolche Flächen auszufüllen. Das Theater wollte ihm gar keine Freude mehr machen. „Mir iſt es ein großer Guckkaſten," ſchrieb er; „es ſcheint, ich bin für ſolche Dinge verdorben." Die herrliche Natur, die ihn umringte, die bunte bewegte Menſchenwelt, die Schätze der bildenden Kunſt, die Alterthümer, die der aufgeſchloſſene Schooß der Erde zeigte, hatten ſeinen Sinn zu ſehr ausgeweitet, ſein Gemüth zu ſehr erfüllt, als daß er an dem Schattenſpiel des Lebens auf den Brettern noch hätte Geſchmack finden können. Beſonders zog ihn das Meer in ſeinen wechſelnden Zuſtänden an. In den ſtürmiſchen Tagen zu Anfang des März ſtudirte er vom Ufer aus die Wellen „in ihrer würdigen Art und Geſtalt." „Die Natur," ſchrieb er bei dieſer Gelegenheit, „iſt doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet!" Auch von dem Schiffsweſen gewann er neue Eindrücke. Ging die Fregatte nach Palermo ab, ſo blickte er mit unendlicher Sehnſucht den vollen Segeln nach, wie das Schiff zwiſchen Capri und Cap Minerva durchfuhr und zuletzt verſchwand. „Wenn man

Jemand Geliebtes so fortfahren sähe," meinte er, „so müßte man vor Sehnsucht sterben!"

Die reiche Vegetation unter diesem glücklichen Himmel belebte auch seine botanischen Speculationen. Am 13. März meldete er den guten Fortgang seiner Aufklärungen in diesem Gebiete. „Es ist immer dasselbe Princip," schrieb er, „aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen." Und in einem Briefe vom 25. März heißt es: „Während ich am Meer spazierte und still und vergnüglich war, kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können."

Aber Natur, Kunst und Alterthum wollten ihm hier nicht genügen; die lebensfrohe Parthenope machte auch an ihm ihre Rechte geltend, und so schloß er sich denn jetzt mehr an die Menschen an, die er in Rom so sorgfältig gemieden hatte. Duldsamer und mäßiger in seinen Ansprüchen geworden, nahm er sich vor, sie fortan „nur mit dem Krämergewicht, nicht mit der Goldwage zu wiegen." Außer dem Fürsten von Waldeck, und der interessanten Gesellschaft, die sich zu ihm hielt, lernte er in den ersten Tagen den berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert kennen und schloß mit ihm eine folgenreiche Bekanntschaft. Hackert nahm an Goethe's Bemühungen im Zeichnen lebhaften Antheil. „Sie haben Anlage," sagte er zu ihm; „aber Sie können Nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervor-

bringen, was Ihnen und Andern Freude macht." Ein so aufrichtiges Urtheil mochte Goethe bis dahin noch nicht gehört haben. „Ist das nicht ein Text," fragte er seine Freunde, „über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte?" Einen Genuß von wunderlicher Art bereitete ihm der englische Gesandte, der alte Ritter Hamilton. Nach langer Kunstliebhaberei, nach langem Naturstudium hatte dieser den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönen Mädchen, einer Engländerin von etwa zwanzig Jahren, gefunden. In griechischem Gewande, mit aufgelöstem Haare, wußte sie vermittelst einiger Shawls eine wunderbare Abwechslung von Stellungen, Geberden und Mienen hervorzurufen, und die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen. „Man schaut," schrieb Goethe, „was so viele Künstler gern geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschendem Wechsel. Stehend, kniend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich u. s. w. Eins folgt auf das Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu Jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern." Goethe genoß das Schauspiel ein paar Abende, und Tischbein malte die Schöne und benutzte ihr Portrait zum Bilde der Iphigenie in einem Gemälde, welches den Orest darstellt, wie er von seiner Schwester erkannt wird. *)

*) S. Briefe an Merck (herausgeg. von Wagner) S. 507 f., wo Tischbein über Hamilton und seine Schöne berichtet. Vgl. noch Wieland's Merkur 1788, I. 266 und die Briefe an und von

Einen Mann von sehr achtungswürdigem Charakter lernte Goethe in Neapel an dem Ritter Filangieri kennen, der sich durch sein Werk über die Gesetzgebung einen Namen gemacht. Sein Gespräch war immer bedeutend; er unterhielt sich mit Goethe über Montesquieu, Beccaria, auch über seine eigenen Schriften, und machte ihn mit einem ältern italienischen Schriftsteller über Gesetzgebung, Joh. Bapt. Vico, bekannt. Eine löbliche Freiheitsliebe und eine begeisterte jugendliche Lust, das Glück der Menschen zu fördern, war die Seele seines Redens und Handelns. Goethe fühlte sich durch ihn an Georg Schlosser erinnert, nur daß Filangieri, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und bequemer im Umgange war. Einen wunderlichen Gegensatz zu ihm bildete seine Schwester, eine Prinzessin, in ihrem Reden und Benehmen vor der Welt eine Philine aus höherem Stande. Sie hatte sich um so leichter bereden lassen, einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. Bei einem, wie der Ruf ging, ganz untadeligen Wandel schien sie sich vorgesetzt zu haben, durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen in's Gesicht zu schlagen und Nichts vorzubringen, als was Religion, Staat und Sitten verletze. Goethe hatte als nächster Tischnachbar bei einem glänzenden Diner, wozu sie ihn geladen, Gelegenheit, ihre lästerliche Zunge kennen zu lernen. Indem sie ihn durch besondere Aufmerksamkeit auszeichnete,

---

Merck, S. 271: „Außer unzähligen Andern bezauberte und beglückte die Schöne als eine neue Armida auch den Sieger von Abukir."

neckte und verhöhnte sie unaufhörlich einige gegenübersitzende Benedictiner und machte so gott- und sittenlose Scherze, daß Goethe nicht den Muth hatte, sie alle in den Briefen an seine Freunde mitzutheilen.

Um die Hälfte des März knüpfte Goethe noch ein bedeutendes persönliches Verhältniß an. Nachdem bis dahin ihm Tischbein als treuer Führer durch Natur- und Kunstgegenstände zur Seite gewesen war, ergab sich, daß die Kunstzwecke desselben, so wie die Geschäfte, die er, auf eine Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben hatte, mit Goethe's Absichten und Wünschen nicht zu vereinigen seyen. Tischbein schlug ihm daher als beständigen Gesellschafter einen jungen Mann, den Landschaftsmaler Kniep, vor, der sich früher eine Zeit lang in Rom aufgehalten hatte, jetzt aber in Neapel, als dem wahren Elemente des Landschafters, lebte. In wenigen Tagen gewann Goethe von Kniep's Talent und Charakter eine so feste Ueberzeugung, daß er mit ihm verabredete, sie wollten von nun an zusammen leben und reisen, ohne daß Kniep weiter für etwas zu sorgen hätte, als zu zeichnen. Alle Contoure sollten Goethe's Eigenthum werden; damit aber auch daraus ein ferneres, einträgliches Wirken für Kniep entspränge, so sollte er später eine Anzahl auszuwählender Gegenstände bis auf eine gewisse Summe für Goethe ausführen.

Ohne Zweifel brachte diese Verbindung, von der er nach Hause schrieb, daß sie ihn ganz glücklich mache, seinen Entschluß, nach Sicilien zu reisen, zur völligen Reife. Er schwankte eine gute Weile, ob er dem lockenden Rufe der

Sirenen jenseits des Meeres folgen solle; endlich aber fand er, daß „für seine Sinnesart diese Reise heilsam, ja nothwendig sey.“ „Sicilien,“ schrieb er, „deutet mir nach Asien und Afrika; und auf dem wundersamen Puncte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit.“

Donnerstag den 29. März 1787, nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Neapel, fuhr Goethe mit Kniep, in Gesellschaft anständig munterer Operisten und Tänzer, auf einer schnellsegelnden, in Amerika gebauten Corvette nach Palermo ab. Erst mit Sonnenuntergang setzte sich das Schiff des Widerwindes wegen langsam in Bewegung. Bei Tagesanbruch fanden sie sich zwischen Ischia und Capri; die Sonne ging herrlich auf, Kniep zeichnete emsig die Umrisse und Ansichten der Küsten und Inseln. Gegen Abend verlor sich Ischia aus ihren Augen; einem prächtigen Sonnenuntergange folgte eine heitere, schöne Mondnacht; der Horizont war ringsum ein Wasserkreis, nirgendwo mehr Land zu sehen. Goethe hatte jedoch die wundervollen Ansichten nur Augenblicke genießen können, weil ihn die Seekrankheit bald überfiel. Er nahm daher in seiner Kammer, in horizontaler Lage ausgestreckt, die zwei ersten Acte des Tasso vor, die einzigen Papiere, die er über See mitgenommen, und ließ, von der äußern Welt abgeschlossen, die innere walten. Auch den nächsten Tag beschäftigte er sich, in seiner Lage verharrend, mit dem Stücke, und selbst in der Nacht auf den 1. April, als ein heftiger Sturm oben auf dem Verdeck Alles in Bewegung brachte, setzte er in Schlaf und Halbtraum seine dramatischen Plane fort. Erst am 2. April Morgens gegen

acht Uhr war das Schiff Palermo gegenüber. Goethe befand sich wieder wohl und betrachtete vom Verdeck die Küsten Sicilien's mit Aufmerksamkeit, während Kniep fleißig zeichnete. Um drei Uhr Nachmittags endlich gelang mit Noth und Anstrengung die Landung im Hafen zu Palermo. Goethe freute sich, nun auch eine Seefahrt unter dem Vorrath seiner Anschauungen zu haben. „Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen," schrieb er, „so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt."

Der Aufenthalt in Palermo dauerte stark zwei Wochen. Sein Erstes war hier, sich mit der Stadt näher bekannt zu machen. Eine herrliche Ansicht derselben und ihre Umgebung hatte er schon von dem Verdecke des Schiffes genossen. Die dunstige Karheit, die um die Küsten schwebte, die Reinheit der Contoure, die Schönheit der Formen, zumal des Monte Pellegrino, die Weichheit des ganzen Bildes, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde hatte ihn in Entzücken versetzt; er glaubte jetzt erst die Claude Lorrain zu verstehen. In dem Labyrinth der innern Stadttheile konnte er sich nur mit Hilfe eines Führers entwirren; zu seinem Erstaunen sah er selbst die Hauptstraßen mit Stroh- und Rohrschichten, mit Küchenabgang und allerlei Unrath überdeckt. Die Bauart fand er der von Neapel ähnlich, doch noch weiter vom guten Geschmack entfernt; nirgendwo zeigte sich, wie in Rom, ein wahrer Kunstgeist, der die Arbeit geregelt hatte. Dafür ward er aber in der nähern Umgebung der Stadt durch die herrliche Frühlingsvegetation: frischgrünende Maulbeerbäume, immergrünenden Oleander, Citronenhecken

u. ſ. w. und durch die milde, warme, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft überreich entſchädigt. Beſonders weilte er gern in einem öffentlichen Garten, dicht an der Rhede, der, obwohl regelmäßig angelegt, ihm doch wie der Wundergarten einer Fee erſchien. Eine erhöhte Bank ließ ein vielfach verſchlungenes Gewirre von Gewächſen, die zum Theil ihm ganz fremd waren, überſchauen, und lenkte den Blick zuletzt auf große Baſſins mit Gold- und Silberfiſchen. Ueber dem Ganzen war ein ſtarker Duft gleichförmig ausgebreitet, worin die Gegenſtände, die auch nur wenige Schritte hinter einander lagen, durch ein immer kräftigeres Blau ſich entſchieden von einander abſetzten. Er glaubte keine Natur mehr, ſondern nur Bilder zu ſehen, wie ſie der künſtlichſte Maler durch Laſiren aus einander geſtuft hätte. Die ſchwärzlichen Meereswellen am fernen Horizont, das Anſtreben der näheren an die Buchtkrümmungen, ſelbſt der eigene Geruch des dünſtenden Meeres, dieß alles rief ihm die Inſel der ſeligen Phäaken, den Garten des Alkinoos in's Gedächtniß zurück. Er eilte, ſich einen Homer zu kaufen und überſetzte den betreffenden Geſang ſeinem Freunde Kniep aus dem Stegreife. Ohne Zweifel legte dieſer Garten die erſten Keime zur Tragödie Nauſikaa in ſein Inneres, deren wir ſpäter noch weiter zu gedenken haben.

In der weitern Umgebung Palermo's beſuchte er das vom Flüßchen Orbito durchſchlängelte fruchtreiche und liebliche Thal. Sein Führer, der ihm an dieſer claſſiſchen Stelle von den Thaten Hannibal's erzählen wollte, wunderte ſich ſehr über den Fremden, als dieſer ihm das Hervorrufen der kriegeriſchen Geſpenſter in der anmuthigen Frühlingsnatur etwas unſanft

verwies. Noch seltsamer aber däuchte ihm, daß Goethe an den seichten Flußstellen allerlei Steinchen auflas. Er ahnte nicht, wie dieser sich auf solche Weise von den Gesteinarten der Gegend möglichst schnell zu unterrichten, und also „auch durch Trümmer eine Vorstellung von jenen ewig classischen Höhen des Erdalterthums zu gewinnen“ suchte. Ueberhaupt trat jetzt das geologische und mineralogische Interesse wieder lebhaft hervor; und in dieser Beziehung fand er durch den Grafen Borch viel vorgearbeitet, dessen Heft in Quart, ganz dem Steinreich Sicilien's gewidmet, ihn auf seinen Ausflügen begleitete. Durch ihn unterichtet, besuchte er auch einige Steinschleifer in Palermo, und bestellte eine Sammlung schöner Achate, die ihm nach Neapel nachgeschickt werden sollten.

Eine seiner anmuthigsten Excursionen aus Palermo war die nach der Kirche der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino. Nachdem er einen mit großen Kosten gebauten Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und im Zickzack zwischen Klippen emporführt, hinangestiegen war und die Thüre der von außen Nichts versprechenden Kirche geöffnet hatte, ward er auf das Wunderbarste überrascht. Er sah das Schiff derselben auf der rechten Seite von rauhen Felsen eingeschlossen, und eine Höhle, worin man die Gebeine der Heiligen entdeckt hatte, zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von ihrer natürlichen Gestalt Etwas genommen hätte. Tief hinten, im Dunkel der Höhle, stand der Hauptaltar in der Mitte. Von einem Geistlichen an einen Altar links in der Höhle, als ein besonderes Heiligthum, gewiesen, erblickte er durch ein Messinggitter, wie durch einen Flor, ein schönes

Bild der Heiligen, beim Scheine einiger ſtillen Lampen, Kopf und Hände von weißem Marmor gefällig gearbeitet, das Gewand aus vergoldetem Blech getrieben; ſie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nachläſſig auf die rechte Hand gelegt; das Ganze war ſo natürlich, daß ihm däuchte, ſie müßte Athem holen und ſich bewegen. Unterdeſſen begannen die Geiſtlichen des benachbarten Kloſters die Veſper in dem Chor. Indem ihr Geſang auf ſeltſame Weiſe an der Höhlenwölbung verklang und das Felſenwaſſer durch angebrachte Rinnen in einen Behälter gleich neben dem Altar herabrieſelte, überließ er ſich ganz der reizenden Illuſion der ſchönen Geſtalt und des wunderbaren Locals, und konnte ſich nur mit Mühe von dem Orte losreißen.

Einen ganz entgegengeſetzten Eindruck brachte er von einem Ausfluge nach dem Schloſſe des Prinzen Pallagonia zurück. Wie viel er auch von dem Unſinn gehört und geleſen hatte, womit dieſer in der Ausſtattung des Schloſſes gegen alle Geſchmacksregeln gefrevelt, ſo fand er doch Alles noch viel ärger und abſcheulicher, als er es ſich vorgeſtellt. Schon auf dem Schloßwege, der zwiſchen zwei hohen Mauern hinführte, ward er wie durch Spitzruthen des Wahnſinns durchgejagt. Von Strecke zu Strecke ſah er auf der Mauer Gruppen der ſeltſamſten und abgeſchmackteſten Figuren, völlig plan- und phantaſielos zuſammengewürfelt: Bettler, Spanier, Mohren, Türken, Buckelige, Zwerge, Pulcinelle, Götter, Pferde mit Menſchenhänden, Menſchenkörper mit Thierköpfen u. ſ. w. Aehnliche abſurde Gebilde begegneten ihm im Schloßhofe, und im Schloſſe ſelbſt hatte das Fieber des Prinzen nicht minder gerafft; es

ſtanden da Stühle mit ungleich abgeſägten Füßen, auf denen Niemand Platz nehmen konnte, ſitzbare Stühle mit verborgenen Stacheln unter den Sammetpolſtern u. dgl. Kniep, deſſen Künſtlerſinn in dieſem Tollhauſe zur Verzweiflung gebracht wurde, trieb ungeduldig zum Aufbruch, während Goethe noch den Verſuch machte, ob er ſich nicht die Elemente dieſer Unſchöpfung vergegenwärtigen und ſchematiſiren könnte.

Nachdem er nunmehr ein paar Hauptpuncte außerhalb der Stadt näher kennen gelernt, nahm er ſich vor, den Antikenſaal im Palaſt des Vicekönigs zu betrachten, welcher ihn einige Tage vorher, am Oſterſonntage, durch eine Einladung zur Mittagstafel beehrt hatte. Zum Unglück war eben der Saal, einer beabſichtigten neuen architektoniſchen Decoration wegen, in der größten Unordnung, ſo daß Goethe nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff von den Statuen gewann. Doch erbaute er ſich höchlich an zwei herrlichen Widdern von Erz, aus der beſten griechiſchen Zeit. Sodann führte ihn der Läufer des Vicekönigs außerhalb der Stadt in Katakomben, mit architektoniſchem Sinn angelegt, und nicht etwa zu Grabſtellen benutzte Steinbrüche. Am nächſten Tage beſuchte er das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza, ohne beſondere Erwartung, weil er ſich nur geringer Vorkenntniſſe in dieſem Fache bewußt war. Indeſſen ſollte dieſer Beſuch gewiſſermaßen eine Epoche bei ihm bilden. Hatte er in ſeiner Jugend nur Familienmünzen geſehen, welche wenig ſagten, und Kaiſermünzen, worin daſſelbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholt war, Bilder von Herrſchern, die eben nicht als Muſterbilder der Menſchheit gelten konnten: ſo lachte ihm aus dieſen Schubkaſten ein

unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen; er überſah vorläufig wenigſtens, wie die alte Welt mit Städten überſäet war, deren kleinſte, wo nicht eine ganze Reihe der Kunſtgeſchichte, doch einige Epochen derſelben uns in köſtlichen Münzen hinterließ. „Wie traurig," rief er aus, „hat man nicht unſere Jugend auf das geſtaltloſe Paläſtina und das geſtaltverwirrende Rom beſchränkt! Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein friſches Leben hoffen."

Einige Tage vor ſeiner Abreiſe aus Palermo war ihm noch ein ſonderbares Abenteuer beſchieden, worüber er uns in ſeiner italieniſchen Reiſe ſehr umſtändliche Nachrichten ertheilt hat. Schon im Jahre 1785 hatte die berüchtigte Halsbandgeſchichte einen unausſprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. „In dem unſittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der ſich hier eröffnet," ſo erzählt er ſelbſt in den Annalen, „erſchienen mir die gräulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich auf dem Lande aufhielt, als die erſte Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur ſpät, als die Revolution längſt ausgebrochen war, geſtanden, daß ich ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen ſey." Er hatte den Proceß mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt und an dem großartigen Betrüger Caglioſtro ein reges Intereſſe genommen. Da er nun jetzt in Palermo erfuhr, daß hier unter anderen Verwandten deſſelben auch noch ſeine Mutter und Schweſter lebten, ſo ließ er ſich bei dieſen als einen Engländer einführen, welcher von dem eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London abgegangenen

Cagliostro seiner Familie Nachricht bringen sollte. Er fand in den Angehörigen des kühnen und verschmitzten Abenteurers fromme, wohlgesinnte und dürftige Leute, deren natürliches und gutes Benehmen einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er gern etwas zur Erleichterung ihrer bedrängten Lage thun mochte. Die Mutter gab ihm einen Brief an den Sohn mit, worin sie diesen um eine kleine Unterstützung ansprach. Bei seiner Zurückkunft nach Deutschland wurde Goethe durch „verehrungswürdige Personen" (ohne Zweifel seine fürstlichen Freunde und Gönner), denen er dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, in den Stand gesetzt, der unglücklichen Familie eine Summe Geldes zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt. Ein Dankschreiben, welches die Getäuschten an ihren Verwandten richteten, kam Goethe'n zu Händen und überzeugte ihn, welche Freude seine Geldsendung in der Familie verbreitet hatte. Später, als sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet seyn mußte, übersandte er nochmals eine Summe zu ihrem Troste und klärte sie nun über das wahre Verhältniß auf.

Während sich Goethe zum Abschied von Palermo anschickte, beschäftigte ihn noch lebhaft der Gedanke, ob sich nicht der Geschichte der Nausikaa eine dramatische Seite abgewinnen ließe. Nachdem er am 16. April in dem schönen öffentlichen Garten sein Pensum aus der Odyssee gelesen, durchdachte und verzeichnete er den Plan der Tragödie auf einem Spaziergange nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges und konnte selbst nicht umhin, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, sogleich auszuführen. Am nächsten Morgen

wollte er in dem Garten ſeine dichteriſchen Träume fortſetzen; aber unverſehens erhaſchte ihn ein anderes Geſpenſt, das ihm ſchon einige Tage nachgeſchlichen war. Angeſichts der vielen ſchönen und neuen Pflanzengebilde, die ihm hier nicht in Kübeln und Töpfen, ſondern friſch und kräftig unter freiem Himmel begegneten, fiel ihm wieder die „alte Grille“ ein, ob denn nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze zu entdecken ſeyn möchte. Aber all ſein Bemühen wollte nicht fruchten; es machte ihn unruhig, ohne daß es ihm weiter half. Geſtört war ſein ſchöner poetiſcher Vorſatz, der Garten des Alkinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan. „Warum ſind wir Neueren,“ klagte er, „doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!“

Am 18. April*) ritt Goethe mit Kniep und einem Vetturin die herrliche Straße nach Monreale hinauf und von da durch ſteinigte Gebirge nach Alcamo, überall auf dem Wege Bodenart und Geſteine, Pflanzenwuchs und Landescultur betrachtend und ſich der herrlichen Ausſichten, zumal nach dem Meer hin, erfreuend. In dem ruhigen Bergſtädtchen Alcamo verweilten ſie einen ganzen Tag und beſuchten von dort aus am 20. den abſeits und einſam gelegenen Tempel von Segeſt. Sodann ging es in drei Tagereiſen über Caſtel Vetrano und Sciacca nach Girgenti, wo ſie den 23. Abends anlangten. Hier wurden vier genußreiche Tage zugebracht. Von einem freundlichen Weltgeiſtlichen geführt, beſahen ſie am erſten Tage

*) Nach einem Briefe Goethe's an Fritz von Stein erſt am 19. April.

die auf dem hohen, uralten Burgraume gelegene neue Stadt, weideten ſich von den höheren Punkten an den unvergleichlich ſchönen Ausſichten und bewunderten im Dom eine große und ſchöne antike Vaſe mit halberhobener Arbeit und einen wohlerhaltenen Sarkophag, worauf Hippolyt mit ſeinen Jagdgeſellen und Pferden dargeſtellt war, von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zuſtellen will. Des folgenden Morgens wanderten ſie dann in das Labyrinth der Gärten und Weinberge am breiten und ſanften Abhange des Berges hinunter, deren grünende und blühende Flächen den Raum des alten Girgenti bedecken. Hier wurden nun die bedeutenden Ruinen, die Goethe ſchon am vorigen Tage von oben her mit ungeduldiger Sehnſucht bemerkt hatte, näher in Augenſchein genommen: die Tempel der Concordia, des Jupiter, des Hercules, des Aesculap und das Grabmal Theron's. Am dritten Tage durchzog Goethe mit ſeinem kleinen geiſtlichen Führer, und das treffliche Büchlein von Riedeſel über Sicilien wie einen Talisman oder ein Brevier am Buſen, abermals die geſtrigen Wege, betrachtete die Gegenſtände von mehreren Seiten und beſuchte hie und da den fleißig zeichnenden Kniep. Zugleich beobachtete er die Thier- und Pflanzenwelt und ſammelte ſich allerlei Bemerkungen über die dortige Art des Fruchtbaus. Wie es ſcheint, war ihm auf dem Wege von Palermo hieher der Grundgedanke ſeiner Lehre von der Pflanzen-Metamorphoſe zu völliger Klarheit gediehen. Wenigſtens ſchrieb er ſchon am 20. von Segeſt aus: „An friſchem Fenchel bemerkte ich den Unterſchied der unteren und oberen Blätter, und es iſt doch nur immer daſſelbe Organ, das ſich aus der

Einfachheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt.“ Damit Kniep alle seine Vorsätze ausführen könnte, ward noch ein Tag in Girgenti verweilt und hierauf am 28. April der Weg quer durch's Land auf Catania zu eingeschlagen.

Goethe ließ Syrakus liegen, weil ihm bekannt war, daß von der herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben sey, und nahm die Querrichtung durch's Land, um doch auch einen anschaulichen Begriff zu bekommen, wie Sicilien zum Ehrennamen einer Kornkammer Italien's hatte gelangen können. Sein Wunsch ward ihm schon am ersten Tage auf dem Wege nach Caltanisetta bis zum Ueberdruß erfüllt; er hätte sich Triptolem's Flügelwagen gewünscht, um der Einförmigkeit dieser von Ceres begünstigten Berg- und Hügelrücken zu entfliehen. Dazu kam, daß sie in Caltanisetta vergebens sich nach einer ländlichen Herberge umsahen; das Essen mußten sie selber beschaffen, und während man es kochte, mußten sie einen auf dem Markt nach antiker Weise umhersitzenden Kreis der angesehensten Einwohner von den Großthaten Friedrich's II. unterhalten. Am folgenden Tage, auf dem Wege nach Castro Giovanni, trat vollends Regenwetter ein, und sie konnten nur mit Mühe über mehrere stark angeschwollene Gewässer hinüberkommen. Nach kläglichem Nachtquartier ging es weiter durch lange, einsame, dem weidenden Vieh überlassene Thäler. Am Abend des 1. Mai langten sie in Catania an.

Auch hier fanden sie, wie in Girgenti, einen trefflichen geistlichen Cicerone in dem Hauscaplan des Prinzen Biscaris, an den sie ein Empfehlungsschreiben mitgebracht hatten. Der Abbé führte sie zuerst in den Palast, wo sie im Museum

Bilder von Marmor und Erz, Vasen und andere Alterthümer betrachteten. Sodann zeigte ihnen der Prinz selbst aus besonderm Vertrauen seine Münzsammlung und gab, als ein völlig Unterrichteter, über Alles bereitwilligen Aufschluß, wobei Goethe'n die in der Sammlung des Prinzen Torremuzza gewonnenen Vorkenntnisse trefflich zu Statten kamen. Als sie sich beurlauben wollten, erbot sich der Prinz, sie noch bei seiner Mutter einzuführen. Eine Dame mit natürlich edlem Benehmen empfing sie freundlich und zeigte ihnen eine Menge Urnen, Becher und andere Dinge, aus schönem sicilianischem Bernstein geschnitten, ausgesuchte Elfenbeinarbeiten und geschnittene Muscheln, wie sie in Trapani gefertigt werden. Nachdem über der Betrachtung dieser Gegenstände einige Stunden in vergnügtem und belehrendem Gespräch verflossen waren, ließ der Geistliche sie in der Benedictinerkirche die ungeheure Orgel bewundern, welche die weiten Hallen des Gebäudes bis in den letzten Winkel hinein bald mit leisestem Hauch, bald mit gewaltsamsten Tönen durchsäuselte und durchschmetterte. Es war ihnen unbegreiflich, wie der stille Klosterbruder, der allein das Rieseninstrument zu bändigen wußte, nicht schon längst in diesem Kampfe sich aufgerieben habe.

Beim Ritter Gioeni, Professor der Naturwissenschaften zu Catania, fand Goethe eine schöne Gelegenheit, die schon in Neapel gewonnenen Kenntnisse vulcanischer Producte zu erweitern. Seine reiche, sehr zierlich aufgestellte Sammlung enthielt die Laven des Aetna, die Basalte am Fuß desselben und besonders herrliche Zeolithe aus den schroffen, im Meere stehenden Felsen unter Jaci. Gioeni brachte die Reisenden von dem

Gedanken ab, den Gipfel des Aetna zu besteigen, und rieth ihnen, sich mit dem Monte Rosso zu begnügen. Seiner Ermahnung folgsam machten sie sich am andern Morgen bei Zeiten auf den Weg, und ließen sich, auf ihren Maulthieren immer rückwärts schauend, bis in die höheren Regionen tragen. Goethe erstieg vollends den Gipfel des ganz aus rothem vulcanischen Grus, Asche und Steinen zusammengehäuften Berges, ward aber durch einen heftigen Sturm, der ihn in den Krater zu werfen drohte, zu baldiger Rückkehr genöthigt. Unterdessen hatte Kniep, etwas tiefer im Schauer sitzend, durch zarte Linien das herrliche Panorama auf dem Papier fixirt, welches der Sturmwind Goethe'n kaum hatte sehen, viel weniger festhalten lassen.

Nachdem sie zuletzt noch, von ihrem geistlichen Führer geleitet, die sehr verschütteten und versenkten Reste alter Baukunst zu Catania besichtigt, traten sie den 7. Mai, nach fünftägigem Verweilen, die Weiterreise nach Messina an. Auf dem Wege dahin wurde noch einmal zu Taormina Halt gemacht, um die merkwürdigen Ueberreste des antiken Theaters zu betrachten. Indem Goethe dort Platz nahm, wo einst die obersten Zuschauer saßen, ergriff ihn Bewunderung und Entzücken über das herrliche Bild, das sich in alten Zeiten dem Theater-Publicum dargeboten haben muß; er konnte das Meeresufer bis Catania, ja bis Syrakus verfolgen, und die majestätische Erscheinung des dampfenden Feuerberges, den die mildernde Atmosphäre ferner und sanfter zeigte, schloß von einer Seite das ungeheure Gemälde. Dessenungeachtet blieb er am folgenden Tage, als Kniep zum Zeichnen des Einzelnen hinaufging,

unterhalb Taormina am Meere in einem ſchlechten, verwahrloſ'ten Bauerngarten und vertiefte ſich hier, auf Orangenäſten ſitzend, in poetiſche Träumereien. Der Plan der Nauſikaa, eine dramatiſche Concentration der Odyſſee, war es, was ihn, gleich dem Vogel, der ſein Neſt bauen will, die Enge ſuchen ließ. Am nächſten Tage, den 9. Mai, ritten ſie, Goethe, Kniep und der ſie noch immer begleitende Vetturin aus Palermo, zwiſchen Felswänden und dem Meere auf Meſſina zu, den ganzen Tag mit dem Waſſerelement im Kampfe. Sie hatten nicht bloß über unzählige Bäche zu ſetzen, ſondern ein heftiger Oſtwind peitſchte auch die Meereswellen über den Weg bis an die Felſen, daß ſie zurück auf die Wanderer ſpritzten. So gelangten ſie nach Meſſina und bekamen hier gleich beim Eintritt den fürchterlichſten Begriff einer durch ein Erdbeben zerſtörten Stadt: denn ſie ritten eine Viertelſtunde lang an Trümmern vorbei, bis ſie zur Herberge des Vetturins kamen, wo ſie beſchloſſen hatten, die erſte Nacht zu verweilen, um ſich den andern Morgen nach einem beſſern Wohnort umzuſehen.

Meſſina bildete einen höchſt unerfreulichen Schlußpunct der Reiſe durch Sicilien. Die eigentliche Stadt lag mit Ausnahme weniger ſehr ſolid angelegten Gebäude, wie des Jeſuitencollegiums und der zugehörigen Kirche, ganz in Schutt und Graus. Die Einwohner lebten ſeit drei Jahren in einer nördlich von Meſſina, auf einer großen Wieſe eiligſt errichteten Bretterſtadt, die Goethe'n an den Frankfurter Römerberg zu Meßzeiten erinnerte. Dieſe Buden-, Hütten- und Zeltwirthſchaft zu betrachten, war freilich intereſſant genug, um ſo verſtimmender aber der Anblick der Ruinenwüſte an der Stelle,

erscheinen. Er meinte eigentlich doch Nichts gesehen zu haben, als durchaus eitle Bemühungen des Menschengeschlechts, sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Um diese seekranken Betrachtungen zu verscheuchen, begab er sich mitunter auf's Verdeck und beobachtete die Schaar von Delphinen, welche das Fahrzeug schwimmend und springend begleiteten. Der Wind blieb fortdauernd ungünstig, so daß der Nachmittag des 16. Mai vorbeiging, ohne daß man in den Golf von Neapel eingefahren wäre. Das Schiff wurde vielmehr immer westwärts auf die Insel Capri zu getrieben, indem es sich vom Cap Minerva entfernte. Alle Passagiere waren ungeduldig, nur Kniep und Goethe nicht. Sie genossen beim schönsten Sonnenuntergang des herrlichsten Anblicks, den ihnen die ganze Reise gewährte. Ueber das spiegelebene, glänzende Meer hin sahen sie Cap Minerva in prächtigem Farbenschmuck, und von da aus die ganze Küste bis Sorrent hin erleuchtet. Ueber dem Vesuv im Hintergrunde stand eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt.

In den herrlichen Anblick versunken, bemerkten die Freunde nicht, daß ein großes Unheil sie bedrohe. Die immer wachsende Bewegung unter den Passagieren machte sie endlich aufmerksam, und nun vernahmen sie mit Schrecken, das Schiff befinde sich bereits in der Strömung, die sich um die Insel Capri bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung sich darbietet. Die gänzliche Windstille gab keine

Hoffnung, dem Verderben zu entgehen; das Schiff näherte ſich, ſchwankend und ſchwippend immer mehr den Felſen, die immer finſterer daſtanden; immer lauter und wilder ward die Menge. Ein furchtbarer Sturm von Schmähungen und Vorwürfen erhob ſich gegen den Capitän und Steuermann, man nannte ſie hergelaufene Krämer, die ohne Kenntniß der Schiffskunſt das Leben ſo vieler Menſchen ihrem Eigennutz geopfert. Da trat Goethe, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod ſelbſt, vor die Tobenden hin und redete zu ihnen, ungefähr mit gleicher Gemüthsruhe wie zu den Vögeln von Malſeſine. Er ſtellte ihnen vor, daß gerade in dieſem Augenblick ihr Lärmen denjenigen, von welchen einzig noch Rettung zu hoffen ſey, Kopf und Ohr verwirre; er ermahnte ſie, in brünſtigem Gebete ſich zur Mutter Gottes zu wenden, auf die es ganz allein ankomme, ob ſie ſich bei ihrem Sohne verwenden möge, daß er der Luft gebiete, ſich zu regen, und ſo das umgekehrte Wunder von dem thue, welches er einſt auf dem ſtürmenden See Tiberias für ſeine Apoſtel gethan. Dieſe Anrede verfehlte nicht ihre Wirkung; die Menge warf ſich auf ihre Kniee und begann leidenſchaftlich ihre Litaneien zu beten. Unterdeß ließ der Capitän ein Boot hinab, das, mit ſechs bis acht rudernden Matroſen bemannt, das Schiff an einem langen Seil aus der Strömung ziehen ſollte. Der Verſuch mißlang. Schon hörte man oben auf den Felſen die Ziegenhirten hohl aufſchreien: „da unten ſtrandet ein Schiff!“ immer heftiger ward die Brandung, immer ſtärker ſchwankte das Fahrzeug, und von der Seekrankheit überwältigt, ſtieg Goethe in die Kajüte hinab und ſtreckte ſich halb betäubt auf ſeine Matratze hin,

nicht ohne eine gewisse angenehme Empfindung, die, wie er meinte, sich vom See Tiberias herschrieb. Eine Weile hatte er so im Halbschlaf gelegen, da weckte ihn ein starkes Getöse auf dem Verdeck, und gleich darauf sprang Kniep herunter und verkündete, man sey gerettet; ein leiser Windhauch habe sich erhoben, der von den Segeln Gebrauch zu machen gestatte. Als Goethe am vierten Tage*) der Fahrt erwachte, befand er sich frisch und gesund, eilte auf das Verdeck und begrüßte bald nachher das herrliche Neapel, das in den Strahlen der Morgensonne vor ihm glänzte.

Als poetische Ausbeute brachte er von der sicilianischen Reise, außer dem neu durchgearbeiteten Plan des Tasso, den Entwurf und ein paar ausgeführte Stellen seiner Tragödie Nausikaa mit. Leider hat er über späteren Arbeiten und Zerstreuungen den Gegenstand ganz liegen lassen, und erst bei der Redaction der italienischen Reise aus ferner Erinnerung den Plan aufgezeichnet. Er glaubte damals Wenig oder Nichts davon niedergeschrieben zu haben, obwohl es doch in dem Briefe aus Palermo vom 16. April 1787 ausdrücklich heißt: „Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die mich besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen."

*) So ist Goethe's eigene Angabe (s. seine Werke, Bd. 23, S. 403). Indeß stimmen damit nicht recht die Data des letzten Briefes aus Sicilien („Messina und auf der See, Montag den 14. Mai") und des ersten aus Neapel (vom 17. Mai), worin von einem am 16. gemachten Ausfluge nach Pästum die Rede ist.

Dieſes Schema und die Bruchſtücke der Ausführung haben ſich in Goethe's ſchriftlichem Nachlaſſe vorgefunden und ſind in den neueſten Ausgaben ſeiner Werke*) unter dem Titel „Nauſikaa, ein Trauerſpiel" fragmentariſch mitgetheilt worden. Das Schema bezeichnet die einzelnen Scenen jedes der fünf Acte durch bloße Anführung der darin auftretenden Perſonen, ſkizzirt jedoch nachträglich einige Auftritte etwas näher durch ganz kurze Andeutungen ihres Inhalts. Es wäre eine intereſſante, und nicht allzu ſchwierige Aufgabe für die moderne Philologie, aus dieſen lakoniſchen Andeutungen den Gang, den das Stück nach des Dichters erſter Conception nehmen ſollte, ausführlicher zu entwickeln. Es würde ſich dann deutlich herausſtellen, daß der von Goethe ſpäter aus dem Gedächtniß hervorgerufene Plan von jenem anfänglichen in manchen Partieen bedeutend abweicht. Sonderbar genug iſt in dem aus Goethe's Nachlaß veröffentlichten Schema die Königstochter unter dem Namen ihrer Mutter Arete, und die Amme unter dem Namen Xanthe aufgeführt, während unter den angehängten Bruchſtücken der Ausführung der dritte Auftritt mit den Homeriſchen Namen Nauſikaa und Eurymeduſa überſchrieben iſt. Schon in dieſem Schwanken der Bezeichnungen mochte ein Beweis liegen, daß das Schema uns jenen erſten Entwurf überliefert, den er am 16. April 1787 auf dem Spaziergang nach dem Thale am Fuße des Roſalienberges bei Palermo durchdachte. Nach beiden Entwürfen aber, dieſem urſprünglichen wie dem aus der Erinnerung aufgezeichneten, ſollte die Fabel

*) S. Bd. 34, S. 358 ff. der Ausg. in 40 Bdn.

des Stückes ganz einfach ſeyn, und dafür ſollte der Reichthum der ſubordinirten Motive und beſonders das Meer- und Inſelhafte des ganzen Tones einen Erſatz bieten. Ein großer Theil des Dramas würde einen idylliſchen Charakter bekommen haben, der erſt in der letzten Hälfte mehr und mehr dem tragiſchen Platz gemacht hätte. Der Verfaſſer dieſer Biographie wurde ſchon vor Jahren von dem Reiz des Sujets ſo lebhaft gefeſſelt, daß er dem Drange nicht widerſtehen konnte, den Goethe'ſchen Entwurf mit einigen Modificationen auszuführen.*) In dem freundlichen Beifall, den die Kritik dem gewagten Verſuche geſpendet, habe ich nur den Beweis geſehen, was für eine Anziehungskraft in dem Gegenſtande liegen muß, daß er, ſelbſt bei ſchwächerer Ausführung, noch ſo erfreuliche Theilnahme wecken kann. Weil ich nicht hoffen durfte, den Mangel an ſpannenden Elementen in der Fabel durch eine Fülle intereſſanter Nebenmotive und einen gewiſſen See- und Inſelhauch erſetzen zu können, ſo ſuchte ich dafür eine bedeutſame Idee dem Ganzen zu Grunde zu legen. Des Odyſſeus Anweſenheit bildet nicht bloß für Nauſikaa, ſondern für die ganze Inſel eine Epoche:

Des gold'nen Alters ſel'ger Kinderfrieden
Muß weichen vor dem Kampf der eh'rnen Zeit.

Ob Goethe dieſelbe oder eine ähnliche Intention gehabt, möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn; ein paar Andeutungen im

*) Odyſſeus und Nauſikaa, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Goethe. Ein Ergänzungsverſuch von H. Viehoff. Düſſeldorf, 1842.

Schema lassen es mich vermuthen. Der Hauptreiz seiner Ausführung würde aber sicher darin gelegen haben, daß sich in dem Stücke der Eindruck Siciliens, des Meers, der Häfen und Buchten, der üppigen fremden Vegetation, des klaren südlichen Himmels abgespiegelt hätte. Ueberhaupt war in der Composition Nichts, was er nicht aus eigenen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. „Selbst auf der Reise," so lauten seine Confessionen, „selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden konnten, selbst in dem Falle, in einer so großen Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetzten Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren: das Alles gab mir ein solches Attachement an diesen Plan, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen sicilianischen Reise verträumte." Alles, was er auf dem überclassischen Boden erfahren, gesehen, bemerkt hatte, das sollte in diesem poetischen Gefäße aufbewahrt werden. Welch' ein Verlust für uns, daß Goethe nicht Zeit und Stimmnng fand, es zu vollenden!

Dagegen sollte ein anderes Samenkorn, das sich in Sicilien in seinem Innern entwickelt hatte, ein wissenschaftliches Aperçu, später zu einem herrlichen, fruchtreichen Baume erwachsen. Er war dort endlich dem lange gesuchten Geheimniß der Pflanzen-Organisation auf die Spur gekommen. „Den Hauptpunkt,

wo der Keim ſteckt," ſchrieb er gleich nach der Rückkehr an Herder, „hab' ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige ſehe ich auch ſchon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müſſen beſtimmter werden." Es iſt auffallend genug und ein Beweis, wie durchaus gegenſtändlich ſein Denken war, daß er auch jetzt noch nicht von der Vorſtellung einer Urpflanze ablaſſen konnte. „Sie wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt," ſchrieb er, „um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die conſequent ſeyn müſſen, d. h. die, wenn ſie auch nicht exiſtiren, doch exiſtiren könnten, und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Daſſelbe Geſetz wird ſich auf alles Lebendige anwenden laſſen." Wir werden ſpäter, wo von der Schrift „Metamorphoſe der Pflanzen" die Rede ſeyn wird, den Gegenſtand im Zuſammenhange wieder aufnehmen.

Drittes Capitel.

Einfluß der ſicilianiſchen Reiſe. Zweiter Aufenthalt in Neapel. Des zweiten römiſchen Aufenthalts erſter Abſchnitt. Künſtlerleben. Reiffenſtein, Angelica, Hirt, Meyer, Lips, Moritz, Frieß. Streit zwiſchen bildender Kunſt und Poeſie. Nähere Betrachtung des Egmont.

Der Einfluß der ſicilianiſchen Reiſe auf Goethe, wie raſch er ſie auch vollendete, iſt keineswegs gering anzuſchlagen. Als Dichter war es ihm ſchon von unberechenbarem Gewinne, daß ihm jetzt die Odyſſee ein lebendiges Wort geworden war. Nun er alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, dieſe buſchigen Hügel, ſanften Weiden, fruchtbaren Felder, dieſe geſchmückten Gärten, gepflegten Bäume, hangenden Reben, dieſe Wolkenberge und das Alles umgebende Meer im Geiſte gegenwärtig hatte, war es ihm bei der Lectüre der Odyſſee, als bewegte ſich ein Zug der anſchaulichſten Bilder an ſeinem Auge vorüber. Und was Homer's Schilderungsweiſe betrifft, ſo war ihm ein neues Licht aufgegangen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe, die ihm früher poetiſch erſchienen, kamen ihm jetzt unſäglich natürlich vor, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der ein Neuerer erſchrecke. Der Unterſchied der antiken und modernen, der naiven und ſentimentalen Poeſie hatte ſich ihm auf's Lebhafteſte aufgedrängt. „Laß mich meine Gedanken kurz ſo ausdrücken," ſchrieb er an Herder, „die Alten ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effect; ſie

schilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." Die Früchte der hier gewonnenen Einsicht treten unter seinen späteren Dichtungen am deutlichsten in Hermann und Dorothea hervor. Die Vorsicht, man darf fast sagen die Aengstlichkeit, womit dort Goethe sich vor einem Worte hütet, das im Geringsten über den Gegenstand hinausginge, datirt sich ohne Zweifel von dieser Epoche her; er sucht dort, wie Homer, nur die Sache, wenn gleich die ganze Sache in ihrem vollen Gehalte, zu schildern.

Für eine wahre Anschauung von Italien glaubte er mit Recht erst durch Sicilien einen Schlüssel bekommen zu haben. „Italien ohne Sicilien macht kein Bild," schrieb er an Herder. Er pries sich glücklich, den großen, schönen, unvergleichlichen Gedanken der Insel so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Und doch hatte er sich hier nicht, wie früher seine Gewohnheit war, mit begieriger Betrachtung an das Einzelne angeklammert. Mancherlei war zusammen gekommen, was ihn mit freierem, umfassenderem Blicke schauen ließ. Schon der vorhergehende Aufenthalt in Neapel hatte die allzugroße Spannung seines Innern gemildert. Dazu kam das Bewußtseyn, daß ihm durch Kniep's kunstfertige Hand von den interessantesten Gegenständen wohlgewählte Bilder im Umriß wenigstens erhalten blieben. Die poetischen Träume, in die er sich Behufs seiner Tragödie Nausikaa versenkte, ließen ihn zwar seine

Umgebung mit erhöhtem Interesse in's Auge fassen; und der botanische Grundgedanke, dem er nachhing, reizte ihn zu schärferer Betrachtung der vielfachen und wundersamen Pflanzengebilde; aber andererseits hoben sie ihn wie Mongolfieren über ein allzusehr verweilendes Anschauen des Realen und Einzelnen hinweg. So konnte er denn an Herder melden, daß er „die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben," er meinte aber, das frühere Kleben und Haften an den Gegenständen sey ihm dabei zu Gute gekommen, es habe ihm eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, jetzt „Alles gleichsam vom Blatte wegzuspielen."

In seiner Ansicht von der Menschheit im Ganzen, hatte er sich durch den Besuch Sicilien's nur befestigt; nach wie vor konnte er sich in Herder's große, weltumfassende Humanitätsträume nicht finden; er meinte, es sey schon viel, wenn es hier und da einem Einzelnen gelinge, sich zu einem schönen, harmonischen und reichen Wesen zu entwickeln; in seinem nächsten Kreise habe freilich der Mensch, so viel in seinen Kräften stehe, das Gute und Edle zu fördern, für das Heil der Menschheit im Großen aber solle man, wie für Regen und Sonnenschein, den Himmel sorgen lassen. „Ich bin freilich, wie Du sagst," schrieb er an Herder, „sehr an's Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Constitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie, als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen." Und mit Beziehung auf den ihm angekündigten

beſchloß daher um ſo mehr, Neapel bald zu verlaſſen, als auch das Klima und das ganze neapolitaniſche Leben zur Unthätigkeit verlockte. Der 1. Juni war herangekommen, ohne daß er etwas Bedeutendes geſehen hätte, außer dem Muſeum der Schätze von Portici, freilich auch dem *A* und Ω aller Antiquitäten-Sammlungen, wie er es nannte, und dem Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuoli, den er gleich nach der Rückkehr aus Sicilien beſuchte. An den übrig gebliebenen Säulen des Tempels zeigte ſich ein ſeltſames Phänomen, das den Erd- und Naturforſchern längſt zu ſchaffen gemacht hatte: von Pholaden eingefreſſene Vertiefungen in einer Höhe von fünf Fuß über dem Erdboden. Goethe betrachtete ſich alle Umſtände genau, und ſetzte bald bei ſich feſt, wie die Erſcheinung zu erklären ſey. Hatten frühere Forſcher das ganze mittelländiſche Meer 30 Fuß über ſeinen wagerechten Stand hinanſteigen laſſen, um die Pholaden herbeizuſchaffen, ſo nahm er an: durch einen vulkaniſchen Aſchenregen, der die Prieſterwohnungen am Tempel zu Aſchenhügeln anſchwellte, ſey der freie Hofraum des Tempels nur bis zu einer gewiſſen Höhe angefüllt worden, und daher eine Vertiefung entſtanden, in welcher der zur Reinigung durch den Tempel geleitete Bach ſich ſtockend geſammelt und einen fünf Fuß hohen Teich gebildet habe. Innerhalb dieſes ſüßen, aber durch vulcaniſche Aſche angeſalzenen Waſſers habe ſich jene ſonſt freilich nur das Meer bewohnende Thierart entwickelt. Wir müſſen den Geologen und Zoologen die Entſcheidung überlaſſen, welche von beiden Annahmen die deſperateſte ſey. Goethe hielt bei der Redaction der italieniſchen

Reise seine Hypothese zurück und veröffentlichte sie erst 1823 in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie.*)

Vor dem 7. Juni, dem Frohnleichnamsfeste, wollte Goethe in Rom seyn, weil dann die herrlichen nach Raphael gewirkten Teppiche dort öffentlich ausgehängt wurden. Indem er sich nun zur Abreise rüstete, erfuhr er, daß eine starke Lava, aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meere zu nehme. Jetzt befand sich unser Natur- und Kunstfreund in einer bösen Klemme. Er wäre gern sogleich hinausgefahren; aber die nöthigen Abschiedsbesuche nahmen die übrige Zeit in Anspruch. So mußte er sich denn begnügen, sobald es Nacht geworden war, nach dem Molo zu eilen, und bewunderte hier alle die Feuer und Lichter mit ihren Widerscheinen, die im bewegten Meere schwankten: die Lampen des Leuchtthurms, die Sterne des Himmels, den Vollmond in seiner ganzen Pracht neben dem Sprühfeuer des Vesuvs, und die Lava auf ihrem glühenden, ernsten Wege. Er konnte sich an dem Anblick nicht satt sehen und blieb, unter der zu- und abströmenden Menge, auf dem Molo sitzen, bis ihm die Augen zufallen wollten. Auf den folgenden Abend, den letzten, den er in Neapel verlebte, hatte er noch der Herzogin von Giovane, die auf dem königlichen Schlosse wohnte, einen Besuch versprochen. Durch viele Treppen und Corridore wandernd, fand er sie in einem großen und hohen Zimmer, an dessen einer

*) S. Bd. 40, S. 114 ff. seiner sämmtlichen Werke (Ausg. in 40 B.), wo der Aufsatz unter der Ueberschrift „Architektonisch-naturhistorisches Problem" mitgetheilt ist.

Seite die Fensterläden verschlossen waren. Indem sie hier in einem interessanten literarischen Gespräch auf- und abgingen, brach die Dämmerung ein. Da stieß die Herzogin plötzlich einen Laden auf, und vor Goethe stand ein Bild, wie er es in seinem Leben nie wieder sehen sollte: in der Mitte der Vesuv; die herabfließende Lava, nach längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühend und den begleitenden Rauch vergoldend; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe — und endlich der Vollmond, hinter dem Bergrücken hervortretend, der bald wie eine zweite Sonne glänzte. Goethe vergaß über dem Anschauen, wie spät es wurde, so daß ihn zuletzt die Herzogin auf den nahen Augenblick aufmerksam machen mußte, wo ihre Gallerieen klostermäßig abgesperrt wurden.

Am nächsten Tage, dem Dreieinigkeitsfeste, fuhr er durch das unendliche Leben Neapel's halb betäubt hinaus; jedoch vergnügt, „daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb." Von Kniep schied er, „wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden."

Den zweiten Aufenthalt in Rom theilen wir, der leichtern Uebersicht wegen, in zwei Abschnitte, von denen der erste bis zum 25. September reicht, dem Anfange einer Land-Saison oder Villeggiatur zu Frascati, Albano und Castel Gandolfo, welche

eine mehrwöchentliche Unterbrechung in ſeinem römiſchen Leben bildete. Jene vier erſten Monate brachte er, ein paar kurze Ausflüge nach Tivoli und in die Gebirge von Albano und Frascati abgerechnet, ganz in der Hauptſtadt zu.

Der feierliche Frohnleichnamstag, der 7. Juni, weihte ihn alsbald wieder zum Römer ein und beſchwichtigte ſeine Sehnſucht nach der impoſanten Naturſcene, die er in Neapel hinter ſich gelaſſen, nicht ſowohl durch das fromme Feſtgewirre, als durch die Anſchauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen. Die wahre Beſtimmung dieſer Teppiche trat ihm hier recht klar entgegen; er ſah Colonnaden und offene Räume durch ſie zu prächtigen Sälen und Wandelgängen umgeſtaltet. Mit immer wachſender Bewunderung erfüllte ihn, je länger er ſie betrachtete, die Weisheit der Compoſition, der ſittliche Ernſt, die ahnungsvolle Größe, die in dem Ganzen waltete; und noch in ſpäten Jahren bekannte er, daß das Studium der Zeichnungen von Dorigny nach den Cartons zu den ſchönſten Freuden eines langen Lebens gereicht habe. In dem römiſchen Kunſtelemente trat ſogleich wieder ſein alter Fleiß und Bildungseifer an die Stelle des behaglich-träumeriſchen Weſens, womit ihn Neapel und Sicilien anzuſtecken gedroht hatte. Schon am 20. Juni meldete er den Freunden in Deutſchland, daß er wieder treffliche Kunſtwerke geſehen, und ſein Geiſt ſich reinige und beſtimme. In Begleitung von Hackert beſuchte er jetzt auf's Neue die Gallerie Colonna, welche Pouſſin's, Claude's, und Salvator Roſa's Arbeiten enthielt, und freute ſich, daß Alles, was Hackert ihm über die Bilder ſagte, ſeine eigenen, früher gebildeten Begriffe nicht änderte, ſondern nur erweiterte und beſtimmte.

„Wenn man nun gleich," ſchrieb er nach dem Beſuch der Gallerie, „wieder die Natur anſehen und wieder finden und leſen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchſten anſchauenden Begriff von Natur und Kunſt geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, ſondern Alles lebendiger Begriff iſt." Angelica Kaufmann führte ihn in die Farneſina. Er wußte die Bilder dieſes Saals oder vielmehr dieſer Gallerie, die Fabel der Pſyche darſtellend, beinahe auswendig; ſo oft hatte er daheim die bunten Copieen mit ſeinen Freunden betrachtet. Jetzt beim Anblick der Originale mußte er ſich aber geſtehen, daß es das Schönſte ſey, was ihm je von Decoration zu Geſicht gekommen.

Als im Auguſt die wachſende Hitze ihm ſolche Räume wünſchenswerth machte, wo er in Kühlung und Ruhe den Tag zubringen könnte, bot gerade die Sixtiniſche Capelle dazu die ſchönſte Gelegenheit. Michel Angelo war eben an der Tagesordnung und hatte die Verehrung der Künſtler auf's Neue gewonnen; dieſe theilte ſich den Liebhabern mit und ſo gab der reiche Kunſtfreund Graf Frieß den Malern Bury und Lips*) den Auftrag, für ihn Aquarell-Copieen in der Sixtiniſchen Capelle anzufertigen. Goethe verſäumte nicht, ſich dabei einzufinden. Der gutbelohnte Cuſtode ließ ihn durch die Hinterthür neben dem Altare ein, und mit einigem Mundvorrath ausgerüſtet, hauſete er darin Stunden lang nach Belieben, ja hielt ſogar einmal, von der großen Tageshitze ermüdet,

*) Vgl. Th. II, S. 168.

auf dem päpſtlichen Stuhle einen erquickenden Mittagsſchlaf. Da wurden nun die unteren Köpfe und Figuren, die ſich mit der Leiter erreichen ließen, ſorgfältig durchgezeichnet, erſt mit weißer Kreide auf ſchwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen. Goethe war unermüdlich im Sehen und Aufmerken, und konnte nicht genug bewundern, wie viel hier durch Einen Mann geleiſtet worden. „Ohne die Sixtiniſche Capelle geſehen zu haben," ſchrieb er, „kann man ſich keinen anſchauenden Begriff machen, was Ein Menſch vermag. Man hört und lieſ't von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen." Einen neuen Anſtoß gab der Ritter Worthley, der, aus Aegypten und Griechenland zurückgekommen, die mitgebrachten Zeichnungen wohlwollend ſehen ließ. Einen unauslöſchlichen Eindruck machten auf Goethe die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis; ſein Intereſſe dafür war um ſo ſtärker, als er, durch die mächtigen Geſtalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menſchlichen Körper jetzt ein beſonderes Studium zugewandt hatte. Dann bildete die Ausſtellung der Arbeiten der franzöſiſchen Akademie zu Ende des Auguſts wieder eine Epoche in dem regſamen Kunſtleben, woran er ſich ſo innig betheiligte. „Was ich thun kann, thue ich," meldete er in die Heimath, „ich häufe von allen dieſen Begriffen und Talenten ſo viel auf mich, als ich ſchleppen kann, und bringe auf dieſe Weiſe doch das Reellſte mit." Es war aber auch, als ob ſich Alles zu ſeinen Gunſten verſchworen hätte, damit er beladen mit einer Fülle der herrlichſten Kunſtanſchauungen in die Heimath zurückkehrte. So

mußte denn gerade der Bildhauer Trippel, der Goethe's Büste für den Fürsten von Waldeck in Marmor arbeiten sollte, auf einen unvergleichlichen, später berühmt gewordenen Apollokopf aufmerksam werden, der bisher unbeachtet in der Sammlung des Palastes Giustiniani gestanden hatte. Selbst daß der große Obelisk des Sesostris damals noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe lag, kam Goethe'n zu Statten; denn er konnte nun die zierlichen Figuren der Spitze, die, wenn er aufgerichtet stand, keinem menschlichen Auge erreichbar waren, betrachten und nachbilden lassen. Zur Belebung seines Interesses für die ägyptischen Kunstwerke gereichte die Ankunft des französischen Architekten Cassas, der von einer Reise in den Orient zurückkehrte. Er brachte nicht bloß Abbildungen von Pyramiden, sondern auch von manchen asiatischen Monumenten z. B. eine Generalansicht der Ruinen von Palmyra, der großen Moschee von Jerusalem und vieles Andere mit, Alles sammt den umringenden Gegenden geschmackvoll mit der Feder umrissen und durch Aquarellfarben belebt.

Indem Goethe sich in diesem reichen Kunstkreise beschauend und, wie sich später zeigen wird, auch ausübend bewegte, war es natürlich, daß er jede Berührung mit der hohen und vornehmen Welt abzulehnen und sein Halb-Incognito möglichst zu behaupten suchte. Man gab sich Mühe genug, ihn aus seiner fleißigen Stille herauszuziehen; namentlich wünschte der Cardinal Staatssecretär Buoncompagni seine Bekanntschaft; aber er spielte den Italiener mit den Italienern, wich aus, versprach, verzögerte, versprach wieder und ließ unterdessen die Zeit des Landaufenthaltes heranrücken, wo die Sache ganz in

Vergessenheit kommen konnte. „Ich scheue mich," schrieb er in die Heimath, „vor den Herren und Damen, wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." So mied er auch alle zärtlichen Verhältnisse und Werther-Abenteuer, die ihn von seinem Hauptzweck hätten abhalten können. Ueber einen kleinen Ball im Garten hinter seiner Wohnung, wozu er auch eingeladen ward, schrieb er am 30. Juli: „Ungeachtet jetzt keine Jahreszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader vertrocknet." Dafür war aber sein Verkehr mit Künstlern um so reger, und auf Rechnung eben dieses Verkehrs können wir zum guten Theil die innere Umwandlung setzen, welche Goethe in Italien erfuhr. Das frische, jugendliche, natürliche, akademisch-ungebundene Wesen, das den Kreisen solcher Männer eigen ist, die sich freien, idealen Bestrebungen hingeben, die wechselseitige Duldsamkeit, die sich dort zur entschiedensten Ausprägung der Individualität gesellt, die sittliche und religiöse Liberalität, die heitere Jovialität, die in solcher Atmosphäre am leichtesten gedeiht, konnten auf Goethe nicht ihre Wirkung verfehlen. Je mehr er die Süßigkeit des jetzigen Lebens empfand, je verhaßter mußten ihm die verschrobenen Gesellschaftsverhältnisse, von denen er selbst an dem liberalen weimarischen Musenhofe nicht verschont geblieben war, und die Sisyphuslast der Berufsarbeiten werden, an denen er sich Jahre lang abgemüdet hatte.

Ueberblicken wir den Cirkel von Künstlern und Kunstliebhabern, der ihn hier umgab, so finden wir Hackert und

Tischbein nur eine kurze Zeit demselben angehörig, da ihre Verbindungen in Neapel sie bald dorthin zurückriefen.*) In Tischbein's Charakter konnte sich Goethe auch auf die Dauer nicht recht finden; er zeigte sich nicht ganz so rein, natürlich und offen, wie Goethe es wünschte; doch mußte dieser seine vielen trefflichen Eigenschaften hochschätzen und blieb mit ihm in gutem Verständniß und lebendigem Briefverkehr. Sehr erfreulich gestaltete sich das Verhältniß zu Angelica Kaufmann und ihrem Gatten, dem Maler Antonio Zucchi aus Venedig. Angelica's große Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Zarte, ihre schätzenswerthen Talente und eine unglaubliche Bescheidenheit machten ihren Umgang äußerst angenehm. Es stand bald als hergebracht fest, daß Goethe an Sonntagen ihre wohlbesetzte Mittagstafel theilte, nachdem

*) Tischbein hatte schon im December 1786 ein Bildniß von Goethe begonnen, das sich jetzt der Vollendung näherte. Vergl. darüber außer Goethe's Briefen vom 29. December 1786, vom 17. Februar und vom 27. Juni 1787 noch die „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc." (herausgegeben von Wagner) S. 273 ff. Er ward in Lebensgröße dargestellt als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, im Freien zwischen Sitzen und Liegen auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die tief im Hintergrund liegende Campagna di Roma gedankenvoll überschauend. Neben ihm liegt ein verstümmeltes Basrelief, die Erkennung der Iphigenie und des Oreſtes vorstellend. Das Bild fand seinen Platz in des Dichters Vaterstadt, in einem Saale des Freiherrn von Rothschild. Keßler's „Gedenkblätter an Goethe" enthalten eine schöne Lithographie nach demselben.

ſie vorher zuſammen durch eine wahre Backofenhitze in irgend eine Gemäldeſammlung gefahren waren. Zur Tiſchgeſellſchaft gehörte dann auch regelmäßig der ſchon hochbejahrte ſachſen-gothaiſche und ruſſiſche Hofrath Reiffenſtein, einſt der vertraute Freund Winckelmann's, der ſeit dem Anfange der ſechziger Jahre in Italien ganz dem Studium des Alterthums und der ſchönen Künſte lebte und einen Jahrgehalt von der Kaiſerin von Rußland bezog, ein Mann, der ungeachtet einiger Schwächen, wegen ſeiner ſeltenen Güte und Würde des Charakters allgemeine Achtung und Zuneigung in dem römiſchen Künſtlerkreiſe genoß. Zu dieſem Kreiſe hielten ſich ferner der Maler Hirt, ſchon längere Zeit her in Rom dem Studium der alten und neuern Bau- und Bildwerke ergeben, und der ſchon erwähnte Moritz, obgleich ſelbſt kein bildender Künſtler. Er war nach Rom gekommen, um durch eine Reiſebeſchreibung ſich die Mittel einer Reiſe zu verſchaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorſchuß geleiſtet; aber tagtägliche Geſpräche mit den Künſtlern und das fortwährende Anſchauen vieler Kunſtwerke ließen ihn den Plan faſſen, zunächſt eine Götterlehre der Alten in rein menſchlichem Sinne zu ſchreiben, wobei ihm der Verein belehrend an die Hand ging. Auf Abendſpaziergängen theilte er Goethe'n die Reſultate ſeines täglichen Studiums mit und füllte dadurch in deſſen Kenntniß der Antiquitäten manche Lücke auf eine bequeme Weiſe aus. Der Schweizer Heinrich Meyer, der ſeit einigen Jahren in Rom ſtudirte, die antiken Büſten in Sepia trefflich nachbildete und bedeutende Kenntniſſe in der Kunſtgeſchichte beſaß, gehörte auch ſchon zu Goethe's Freunden, obwohl er als ein fleißiger, in der Anwendung der

Rom, besonders auf Hackert's Anregung, jener alte Wunsch erwacht, daß „die innere Schöpfungskraft, die seine Seele füllte, ihm in den Fingerspitzen nun auch bildend würde." Schon in der ersten Hälfte Juni's, wo er mit Hackert eine Excursion nach Tivoli machte, ließ er sich von diesem in der Kunst, „die Natur abzuschreiben" unterrichten. Dann heißt es zu Anfange Juli's: „Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von den Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist." Unter dem 22. Juli meldete er, er habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in seiner Gegenwart colorire. Am 31. wurden einige Mondscheine auf's Papier gebracht und „sonst allerlei gute Kunst getrieben." Und so heißt es auch noch in einem Briefe ohne Datum aus dem August, er müsse in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste was es wolle. Als ihn aber, seit dem häufigen Besuche der Sixtinischen Capelle, in der letzten Hälfte des August „das A und O aller bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt," meinte er, mit dem Zeichnen gehe es gar nicht, und warf sich daher auf's Modelliren. Allein unter dem 15. September, wo er von dem bevorstehenden Aufenthalt auf dem Lande spricht, heißt es wieder: „Es wird dort recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar Nichts mehr wissen, als Etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal

auflöse. Seinem eigenen raſtloſen Eifer kamen aber auch alle Künſtler, alt und jung, entgegen und halfen ihm, wie er ſchrieb, „ſein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern.“ So unterwies ihn Verſchaffeldt, der Sohn jenes Mannheimer Directors,*) in der Perſpective, und Reiffenſtein, der ſich in der enkauſtiſchen Malerei und der Kunſt, Glaspaſten von Cameen mit vielfarbigen Lagen zu verfertigen, mit glücklichem Erfolge verſucht hatte, gab ihm in Beidem die bereitwilligſte Anleitung.

Der Kampf zwiſchen bildender Kunſt und Poeſie mußte einmal von Goethe bis zu völliger Entſcheidung durchgekämpft werden, und aus dieſem Kampfe ſind auch dem Dichter große Vortheile erwachſen; ſonſt hätten wir es zu beklagen, daß er in Italien ſich nicht ausſchließlicher der Kunſt gewidmet hat, wofür er von der Natur beſtimmt war. Welche herrliche poetiſche Blüthen hätten ſich nicht auf dieſem Boden, in dieſer Umgebung, in dieſer freien und frohen Gemüthsſtimmung entwickeln können! So aber beſchränkt ſich der dichteriſche Ertrag der vier Monate, die wir hier zunächſt betrachten, auf die Vollendung ſeines Egmont und den Anfang einer Umarbeitung von Erwin und Elmire. An neuen poetiſchen Ideen fehlte es nicht, aber es kam Nichts über die erſte dunkle Conception hinaus. Mit dem, was er über „allerlei Kunſt“ gedacht, wollte er ſpäter ſeinen Wilhelm Meiſter recht anſchwellen. Selbſt an jene dramatiſchen Sachen hätte er auch vielleicht noch nicht die letzte Hand

*) S. Thl. I, S. 399.

gelegt, wenn nicht das Erscheinen seiner Schriften bei Goeschen ihm ein Sporn gewesen wäre. Er erhielt die vier ersten Bände zugesandt und schrieb darüber am 22. September: „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß mich diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, hier in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben."

Zu dem Streit der Interessen für bildende Kunst und Poesie gesellte sich noch ein anderer, nicht minder bewegter. Das botanische ἓν καὶ πᾶν, das ihm in Sicilien zur Klarheit geworden war, die gewonnene Einsicht, daß in demjenigen Organe der Pflanze, welches wir als Blatt anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen sey, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne, dieser geniale Grundgedanke erlaubte keinen Stillstand, sondern trieb zu unablässigem Forschen vorwärts. Da ihm aber, um sich selbst aufzuklären, mündliche Mittheilung fast unentbehrlich war, so versuchte er es mit Moritz, und hatte die Freude, an ihm einen empfänglichen, immer selbst mit Schlüssen vorrückenden Schüler zu finden. Weniger mittheilend zeigte er sich über sein Grundprincip, die Kunstwerke zu erklären, obwohl es ihn auf Schritt und Tritt beschäftigte. Es war „eigentlich auch ein Columbisches Ei," wie er sagte, „ein Capitalschlüssel, der ihm das auf einmal aufschloß, woran sich Künstler und Kenner schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersucht und zerstudirt hatten." Die geliebte Göttin, die Natur, erschien

ihm selbst als eine Künstlerin, die nach geheimen Intentionen und Ideen im Stoffe wirkt, aber in der Kreuzung so vieler äußerlichen Bedingungen, hinter ihren Absichten zurückbleibt. Das Schöne war ihm nun die wirkliche, reine Erscheinung jener Naturideen, und die Kunst die würdigste Auslegerin der Geheimnisse, welche die Natur ihren auserwählten Lieblingen deutbar genug entgegenbringt. „Die hohen Kunstwerke der Alten," schrieb er damals, „sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott!" Und an einer andern Stelle seiner Briefe heißt es: „Die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleichwie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden."

Ungeachtet so Theorie und Ausübung, Kunst und Natur sich um sein Interesse stritten, und er, nach seinem eigenen Geständnisse, „vielleicht nie in seinem Leben operosere, mühsamer beschäftigte Tage zubrachte," als damals: so war er doch vielleicht auch nie in seinem Leben glücklicher und zufriedener. Denn er fühlte sich täglich, stündlich von Außen bereichert, von Innen wachsend. Es war ihm, als wäre er „umgeboren, erneuert und ausgefüllt." Besonders freute es ihn, zwei „Capitalfehler" entdeckt zu haben, die ihn bisher sein ganzes Leben hindurch verfolgt und gepeinigt hatten. Der eine war, daß er nie das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte, lernen mochte. Daher, meinte er, sey es gekommen, daß er mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Der andere, nahe verwandte Fehler bestand

darin, daß er nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft hatte verwenden mögen, als dazu erfordert wurde. Man muß gestehen, daß diese Entdeckungen von der schärfsten und aufrichtigsten Selbstbeobachtung zeugen. Und so ward er auch noch auf einen dritten Mangel aufmerksam, der ihm bis dahin angehaftet hatte. „Gott sey Dank," schrieb er am 20. Juli, „ich fange an, von Anderen lernen und annehmen zu können." Er würdigte jetzt ganz den Vortheil, der in einem regen Tausche der Geister liegt, und erkannte das Bedenkliche des autodidaktischen Treibens. „Wenn man sich selbst lehrt," sagte er, „so ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer seyn."

Indem wir nun auf einen Augenblick die Darstellung seines zweiten Aufenthaltes zu Rom unterbrechen, wie er ihn selbst durch eine Villeggiatur von einigen Wochen unterbrach, haben wir zunächst den Egmont näher zu betrachten, der, obwohl in seiner ersten Conception und Bearbeitung sogar bis in die vorweimarische Zeit zurückreichend, doch jetzt erst zu seinem völligen Abschluß gelangte.

Diese Tragödie wurde schon im Jahr 1775 in Frankfurt begonnen, und, nach Goethe's eigener Angabe, beinahe „zu Stande gebracht." *) Er schrieb daran fleißig in den letzten Tagen vor der Abreise nach Weimar in lebhafter Gemüthsaufregung; und diese Seelenstimmung, meint er, möge wohl dem Stücke zu Gute gekommen seyn, „das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht gut von einem ganz Leidenschaftlosen hätte geschrieben

*) Goethe's Werke, Bd. 22, S. 406.

werden können.“ In Weimar ward es zu verschiedenen Zeiten wieder aufgenommen, im Frühjahr 1782, so gut es gehen wollte, zu einem gewissen Abschluß gebracht, und am 5. Mai an Möser's Tochter abgeschickt. Aber erst in Rom sollte das Stück zu einer den Dichter selbst befriedigenden Vollendung gedeihen. Am 5. Juli 1787 meldete er, sein Egmont sey in der Arbeit, und er hoffe, er werde gerathen; wenigstens habe er immer unter dem Machen Symptome gehabt, die ihn noch nicht betrogen hätten. Der erste Act sey in's Reine und zur Reife, es sehen ganze Scenen im Stücke, an die er nicht zu rühren brauche. „Ich bin fleißig,“ berichtet er am 9. Juli weiter, „mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scenen spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten.“ Am 16. Juli war er schon bis in den vierten Act gekommen, am 30. damit so gut wie fertig. „Ich fühle mich recht jung wieder,“ fügt er dieser Nachricht bei, „da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!“ Ein Brief endlich vom 5. September beginnt: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird; denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon im Voraus auf die Stunde, in welcher Ihr ihn erhalten und lesen werdet.“

Es wäre gewiß von Interesse, genau zu wissen, was von dem Stücke der Frankfurter, der Weimarischen und der Römischen Zeit angehört; allein die uns hierüber hinterlassenen

Andeutungen ſind ſehr unzureichend, und das Chronologengeſchäft nach dem Eindruck anzuſtellen, den die verſchiedenen Scenen machen, hat ſein Bedenkliches, indem wahrſcheinlich nur wenige Scenen ſpäter ganz neu hinzugekommen, dagegen die meiſten überarbeitet und manche Lücken darin ausgefüllt worden ſind. So viel dürfen wir aber als ſicher annehmen, daß, wie die Conception, ſo auch die Hauptmaſſe der Ausführung dem Jahre 1775 zugehört, und daß namentlich die mehr in Shakſpeare's Styl oder in niederländiſcher Art behandelten Partieen (von den Brüſſeler Volksſcenen hörten wir ihn oben es ſelbſt bekennen) ſchon damals bis in's Einzelne ausgearbeitet wurden. Ein großer Theil des vierten Aufzuges ſcheint gegen Ende 1778 entſtanden zu ſeyn; von der Scene zwiſchen Alba und ſeinem Sohne und dem Monologe Alba's berichtet Riemer es ausdrücklich, daß ſie zu Anfange des Decembers 1778 gedichtet worden. Andere Partieen, die ſich dem idealiſirenden Style Taſſo's und der Iphigenie annähern, wie die zweite Scene des fünften Actes (Egmont allein im Gefängniß) und noch Vieles aus dieſem Aufzuge möchte man der Italieniſchen Zeit zutheilen; die Sprache geht hier ſtellenweiſe in förmliche Rhythmen über, häufig in fünffüßige Jamben, bisweilen in jambiſche Senare oder in Alexandriner, z. B.:

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen,
Gleich Seifenblaſen, dir vom Haupte weggewieſen,
Warum vermagſt du nicht die Ahnung wegzuſcheuchen,
Die tauſendfach in dir ſich auf und nieder treibt?

Mit Sicherheit läßt ſich jedoch von dieſen Partieen die Entſtehungszeit nicht angeben, da eine ſolche rhythmiſche Proſe

ja auch in der ältesten Form der Iphigenie erscheint und also Goethe'n schon in den ersten Weimarischen Jahren geläufig war. Nach der Zeit zu urtheilen, die er in Italien auf die einzelnen Acte verwandt, muß er allerdings zum fünften Aufzuge das Meiste hinzugethan haben. Der opernartige Schluß gehört wohl ziemlich sicher dieser Epoche an und gibt den Einfluß von Goethe's damaliger Beschäftigung mit dem Singspiele zu erkennen.

Daß ein Drama, dessen Gestaltung sich durch zwölf Jahre hindurchzieht, nicht, gleich dem Götz und Clavigo, wie aus Einem Gusse hervorgegangen aussieht, darf uns nicht Wunder nehmen. Indeß können wir nicht in das Urtheil einstimmen, daß die ungleichartigen Bestandtheile des Stückes ganz unverbunden neben einander liegen, sondern finden sie vielmehr so glücklich mit einander verschmolzen, als bei der Heterogeneität der Theile nur immer möglich war. Die Götzischen Volksscenen stechen gegen die in edlerm Styl gehaltenen Partieen gewiß nicht stärker ab, als so manche possenhaft humoristische Scene bei Shakspeare gegen eine benachbarte hochpathetische. Und was besonders das Verletzende der Ungleichartigkeit im Egmont mildert, ja aufhebt, das ist, daß sich das Stück im Ganzen mit jedem Acte stufenweise zu dem idealisirenden Tone emporhebt, bis es zuletzt mit lyrischem Schwunge ausklingt.

Diese Verknüpfung des frühern individualisirenden Styls, wie ihn Götz von Berlichingen zeigt, mit dem idealisirenden späterer Dramen in Einem und demselben Stücke ist jedoch nicht ganz allein auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß die Entstehung desselben so verschiedenen Entwickelungs-Epochen

des Dichters angehört. Wäre auch das Drama im Jahre 1775 vollendet worden, so würde es ohne Zweifel immer noch, mit dem Götz verglichen, eine Annäherung zur strengern, beschränktern Form kundgegeben haben. War der Dichter doch schon mittlerweile im Clavigo, bei einem freilich einfachen Sujet, zur regelmäßigern Gestaltung des dramatischen Stoffes zurückgekehrt. Nachdem er sich einmal im Götz den Shakspeare, wie er es selbst ausdrückt, größtentheils „vom Halse geschafft," mußte sein angeborner Formsinn sich wieder stärker geltend machen. Wie uns jetzt der Egmont vorliegt, hat er eine sehr einfache und symmetrische Gliederung, und ist, wenn auch nicht nach den griechisch-französischen Regeln gebaut, doch sehr weit von dem stürmischen Scenengewühl des Götz entfernt. Der ganze Stoff zerfällt durch die Acteinschnitte in gut gesonderte Gruppen, und die Scenen der einzelnen Aufzüge sind, wie Riemer treffend bemerkt, gewissermaßen antistrophisch an einander gereiht.

Weicht nun hierin unser Drama vom Götz von Berlichingen ab, so ist es ihm dagegen in einer andern Beziehung innig verwandt. Auch hier bildet weder eine außerordentliche Handlung, noch eine besondere Leidenschaft den innersten Kern des Stückes, sondern ein Charakter ist sein Gegenstand; die Einheit liegt im Helden. „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit," sagt Schiller in seiner bekannten Recension, „keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, Nichts von dem Allen; eine bloße Auseinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch Nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der

an Allem Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen." Warum Goethe dieser Gattung des Dramas treu bleiben mußte, hat Ulrici in seinem Werke über Shakspeare's dramatische Kunst vortrefflich erörtert; die Ursache lag in seiner ganzen Weltanschauung. Der Grundton des ganzen Goethe'schen Zeitalters und der organische Mittelpunkt der Goethe'schen Poesie ist das lebendige Bewußtseyn der Unendlichkeit des subjectiven Geistes, das sich in dem Ringen nach einer unbegrenzten Freiheit, in dem Streben, alle Fesseln, auch die innersten, geistigsten, zu zerbrechen, äußert, und sich in Faust auf seinem Gipfelpunkte zeigt. Daraus folgt nun, daß von einem historischen Drama im Shakspeare'schen Sinne bei Goethe nicht füglich die Rede seyn kann. „Denn die Geschichte" sagt Ulrici, „hört auf Geschichte zu seyn, wenn sie nur aus der Subjectivität einzelner Helden oder bedeutender Männer hervorfließen, nur darin sich concentriren und abspiegeln soll. Götz von Berlichingen und Egmont haben zwar einen historischen Charakter; in der That aber ist es nicht die Geschichte, sondern nur das Leben und der Charakter Götzen's und Egmont's, was zur unmittelbaren Anschauung kommt; und will man daher das geschichtliche Element in ihnen urgiren, so kann man sie nur als dramatische Biographieen, nicht als historische Dramen gelten lassen. Denn die Objectivität des allgemeinen Lebens und Geistes der Zeit, Charakter und Schicksal der Völker, die großen historischen Verhältnisse und Zustände, kurz das Geschichtliche, das überall über das Einzelleben hinausragt, kommt nur so weit zur Darstellung, als es zur Charakteristik jener Männer nöthig war. Diese Objectivität greift außer

nicht unmittelbar thätig in die Action ein, sondern bildet nur einen passiven, repräsentativen Hintergrund, oder wirkt höchstens durch Unterlassungen und Hemmungen auf negative Weise."

Fragt man, wie Goethe gerade auf diese Partie der Geschichte, die im Egmont behandelt ist, und auf diesen Charakter geführt ward, so gewinnen wir die zuverlässigste Antwort, wenn wir seine eigenen zerstreuten Andeutungen zusammenstellen. „Im Götz von Berlichingen," sagt er, „hatte ich das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt," d. h. auf einem bedeutungsvollen historischen Hintergrunde hatte er ein Charakterbild entworfen, wie er es aus seinem eigenen Innern mit reichem Leben, mit „interessantem Detail" ausstatten konnte. Jetzt wünschte er auf politischem Hintergrunde einen ähnlichen Charakter auszuführen, welcher gleichfalls Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute wäre, und so gewann die Geschichte des Aufstandes der Niederlande, und darin vor Allem der „menschlich ritterliche" Egmont seine Aufmerksamkeit. Um aber das Bild mit größerer Liebe ausführen, um sich selbst in seinem Helden voller und reiner reflectiren zu können, verwandelte er den bejahrten historischen Egmont in einen jugendlichern, den Hausvater in einen Unbeweibten, den durch mancherlei Verhältnisse Begrenzten in einen Freien und Unabhängigen, und gab ihm nun die Eigenschaften, die er selbst besaß, die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich und Anderen, die freie Kühnheit, die Unerschrockenheit und Großmuth, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen, die er auch seinem Clavigo geliehen hatte. So ward Egmont ein Abbild des Dichters

ſelbſt, und man darf behaupten: Goethe würde, wenn ihn als Jüngling das Schickſal auf einen ähnlichen Schauplatz geſetzt hätte, nicht viel anders, als Egmont, ſich den Weltereigniſſen gegenüber geſtellt haben; ſie hätten ihn nicht abgehalten, das Daſeyn zu genießen, und, wie Schiller von Egmont ſagt, jede Blume aufzuleſen, die er auf ſeinem gefährlichem Wege fand. Ja, es läßt ſich in gewiſſer Beziehung Egmont als eine poetiſche Anticipation Goethe's betrachten, wie dieſer ſich nachher den großen Zeitereigniſſen gegenüber verhielt, wie er in der Champagne unter Mühen und Gefahren den heiterſten Sinn, das offenſte Auge für alles Schöne bewahrte, unter dem Zuſammenſturz aller politiſchen Verhältniſſe ſich an Kunſt und Wiſſenſchaft labte, und in die „Verwüſtung hinein harfenirte.*)

Man hat es auffallend gefunden, daß Goethe in Egmont und Götz die Idee der Freiheit verherrlicht hat, die er ſpäter in den „Aufgeregten“ und im „Bürgergeneral“ ſatiriſch angegriffen. Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch zu löſen, braucht man nicht einmal in Betracht zu ziehen, daß jene *vor*, dieſe *nach* der franzöſiſchen Staatsumwälzung gedichtet worden. Bei näherer Betrachtung zeigt ſich, wie wenig die beiden Paare von Dramen unter einem ſolchen Geſichtspunkte einander entgegengeſetzt werden können. Greift Goethe in den ſpäteren Dramen die politiſchen Neuerer an, ſo ſteht er in den beiden älteren nicht minder auf conſervativem Standpunkte. Vom Götz iſt dieß früher von uns nachgewieſen worden, und vom Egmont deutet der Dichter es ſelbſt an, daß er auf der Seite alt-

*) Weiſſagungen des Bakis, Nr. 11.

hergebrachter Zustände sey, die sich vor dem revolutionären Treiben strenger, gut berechneter Despotie nicht halten könne. Und dann bildet ja nicht sowohl die Begeisterung für Volksfreiheit, als vielmehr das Vollgefühl seiner persönlichen Freiheit den Nerv seines Charakters. Gerade wie Götz, und wie der Dichter selbst, will er mitten unter den Beschränkungen und Gefahren der Zeit, und diesen Gefahren zum Trotz, seine volle Persönlichkeit frei und froh entfalten. Wie sollte sich auch ein Charakter, wie Schiller den Goethe'schen Egmont treffend skizzirt, „ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Anderen, liebenswürdig, sanft, ein Charakter der schönen Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind" — wie sollte dieser Charakter sich zu einem politischen Freiheitshelden qualificiren? Zwar haben seine Gastmahle und Gelage, wie die Regentin sagt, „den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte." Seine Scherzreden setzten die Gemüther des Volkes in Bewegung, der Pöbel stutzte über die neuen Livreen, die thörichten Abzeichen seiner Bedienten. Aber der scharfblickende Macchiavell erkannte die Absichtslosigkeit dieser Possen. Und Egmont nennt sie selbst ein Fastnachtsspiel, „Thorheiten, in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, kurze bunte Lumpen, die ein jugendlicher Muth um des Lebens arme Blöße hängt." Er ist bei aller Freundlichkeit gegen das Volk ein ächter Aristokrat, der von den Adelsprivilegien Nichts wegzugeben gesonnen ist. Der Gedanke aber, sich des Einflusses,

den er auf das Volk hat, zur Vertheidigung jener Privilegien zu bedienen, liegt ihm sehr fern; er ermahnt die Bürger, sich nicht auf den Straßen zusammenzurotten. „Ein ordentlicher Mann" ruft er ihnen zu, „der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht." Dem Herzog Alba gegenüber erscheint er allerdings als ein kühner Wortführer der Freiheit; allein gerade die Kühnheit, womit er spricht, beweis't, daß er sich nicht als Volksführer gegen die despotischen Anschläge des Königs denkt. Den letzten schweren Gang zum Tode erleichtert er sich freilich durch die Vorstellung, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle; aber er ist zum Märtyrer derselben geworden, nicht weil er ein heroisches Wagestück für sie unternommen, sondern weil ihn dämonische Arglosigkeit verblendete.

Bekanntlich vermißte Schiller im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters und konnte es nicht billigen, daß in dem Trauerspiele aus einem Gatten und Vater zahlreicher Kinder ein unverheiratheter Liebhaber ganz gewöhnlichen Schlages gemacht sey; durch diese Verwandlung habe der Dichter den ganzen Zusammenhang in Egmont's Verhalten zerstört. Jetzt erscheine sein Bleiben, welches beim historischen Egmont in der zärtlichen Sorge für die Familie begründet gewesen, durchaus nicht gehörig motivirt. Das Letztere muß man bestreiten. Das Betragen des Goethe'schen Egmont's ist vollkommen durch seinen Charakter motivirt, und dieser Charakter ist ganz in sich zusammenhängend und poetisch wahr. Daß es ihm an Größe fehle, kann man zugeben, und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. „Nach Schiller's Idee," sagt

Hoffmeister, „wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höheren Styls entstanden. Aber wer will es Goethe'n verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, wenn er sie so herrlich löst'e?" Oder, wie wir lieber sagen würden, wer kann es ihm verdenken, daß er den Charakter so auffaßte und darstellte, wie er in dem Kreise seiner Lebensansicht und innern Erfahrung lag? Goethe hatte nun einmal nicht den heroischen Sinn Schiller's, welcher von dem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst verlangte, die nur im Streben nach höheren Zielen leben. „Schiller's ganzer Tadel," fügt Hoffmeister treffend hinzu, „stammt aus eigenen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenschlichen dramatischen Gemälde, welches ein Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist." *)

Ueber die anderen Charaktere des Stückes müssen wir uns kürzer fassen. Oranien, den eine einzige Scene meisterhaft zeichnet, bildet in mancher Rücksicht einen Contrast zu Egmont. Scharfblickend, vorsichtig, diplomatisch, entschlossen, ist er der

*) Goethe sagte selbst in den Gesprächen mit Eckermann (I, 327): „Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will („und kann," hätte er hinzusetzen können), und darnach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen seyn. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dieß ist, wie Clärchen sagt, mein Egmont.

Mann, wie ihn ein unterdrücktes Volk, das sich der Tyrannei erwehren will, als Haupt bedarf. Er steht immer, nach seinem eigenen Bekenntniß, wie über einem Schachspiel und hält keinen Zug des Gegners für unbedeutend; ihm däucht es Pflicht, Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Der Gedanke, vor dem sich Egmont entsetzt, daß ein kühner Schritt von Seiten der Fürsten sogleich den Krieg entzünden und Tausende dem Verderben weihen werde, vermag ihn nicht zu entmuthigen. Er fühlt seinen Werth und antwortet: „Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen.“

Den Charakter der Regentin hielt Schiller für entbehrlich und ließ ihn bei der Bühnenbearbeitung des Stückes weg. Das Publikum vermißte ihn ungern, und Goethe opferte diese Figur nur mit Widerstreben, fand aber in Schiller's „grausamer Redaction“ doch eine solche Consequenz, daß er sie nicht wieder einzulegen wagte. Noch im spätesten Alter sprach er sich mißbilligend über jene Redaction gegen Eckermann aus. Dieser äußerte, es scheine ihm in vielfacher Hinsicht nicht gut, daß die Regentin fehle, denn nicht allein, daß das Ganze durch die Fürstin einen höhern, vornehmern Charakter gewinne, so sehe man auch die politischen Verhältnisse, besonders in Bezug auf den spanischen Hof, durch ihren Dialog mit Macchiavell reiner und entschiedener hervortreten. „Ganz ohne Frage,“ erwiederte Goethe; „und dann gewinnt auch Egmont durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, so wie auch Clärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmont's ganze Liebe besitzt. Dieses

sind alles sehr delicate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf." Eckermann bemerkte noch, es wolle ihm scheinen, daß auch, bei den vielen bedeutenden Männerrollen, eine einzige weibliche Figur zu schwach erscheine, und durch die Regentin das Gemälde mehr Gleichgewicht erhalte. Auch dieser Ansicht stimmte Goethe bei, indem er hinzufügte: „Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war." Der Charakter der Fürstin ist meisterhaft ausgeführt; sehr heterogene Elemente, hohe Regentenweisheit, durch vieljährige Erfahrung in Staatssachen gereift, und weibliche Reizbarkeit und Neigungsbedürftigkeit sind zu einem lebendigen und wahren Bilde verschmolzen. Eben so hat der Dichter ihren Vertrauten, Machiavell, mit wenigen Strichen als einen Mann von dem klarsten und feinsten politischen Scharfblick gezeichnet — freilich eine anachronistische Figur, wenn Goethe dabei den (1527 gestorbenen) berühmten Florentiner im Sinne hatte.

In Betreff Clärchen's mußte Goethe sogleich von den Weimarischen Freunden, denen er zuerst das fertige Stück mitgetheilt hatte, mancherlei Ausstellungen vernehmen. Herder's Bedenken waren ihm nicht ganz klar, doch es schien ihm, daß dieser „eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin vermisse." Darauf antwortete der Dichter: „Da ich das Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß

dieſer Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit ſetze; da ich ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühl der Ewigkeit ihrem Geliebten nachgeht (oder vielmehr vorangeht, wogegen ſich vielleicht Einiges erinnern ließe), und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: ſo weiß ich nicht, wo ich die Zwiſchen-Nuance hinſetzen ſoll, ob ich gleich geſtehe, daß aus Nothdurft des dramatiſchen Puppen- und Lattenwerks die Schattirungen, die ich eben hererzähle, vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind.“ Er hätte, wie uns ſcheint, nicht bloß hinzufügen können, was wir ihn oben ausſprechen hörten, daß Clärchen durch die Neigung der Fürſtin zu Egmont gehoben wird, ſondern auch, daß die reine, entſagungsvolle Liebe des edeln Brackenburg einen höhern Glanz auf Clärchen wirft; und darin möchte wohl eine Hauptbeſtimmung Brackenburg's liegen, deſſen tieftragiſches Schickſal jedoch auf Koſten der Geſammtwirkung vielleicht etwas zu einläßlich dargeſtellt iſt.

Goethe's Weimariſche Freundinnen tadelten ferner noch das allzu laconiſche Vermächtniß, womit Egmont ſein Clärchen an Ferdinand empfiehlt. Darüber beruhigte den Dichter ſeine Freundin Angelica zu Rom. Abgeſehen davon, daß in jener Scene Clärchen's nur auf eine untergeordnete Weiſe gedacht werden dürfe, um das Intereſſe des Abſchiedes von dem jungen Freunde nicht zu ſchmälern, der ohnehin in dieſem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war, ſo meinte Angelica, es ſey dasjenige, was man von dem Helden mündlich erklärt wünſchte, in der Erſcheinung implicite

enthalten. Da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohlgefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme.

Sehr unvortheilhaft urtheilte, wie bekannt, Schiller über die Traumerscheinung; er fand, daß man dadurch aus der wahrsten und rührendsten Situation mit einem Salto mortale in eine Opernwelt versetzt werde, während Riemer im Gegentheil in der Vision die ächte künstlerische Katharsis des Stückes sah. Näher, als das Für und Wider dieser Frage zu erörtern, liegt es uns nachzuweisen, daß ein solcher Abschluß aus einer tiefen Eigenthümlichkeit Goethe's fast mit Nothwendigkeit hergeflossen sey. Wie seine Mutter sich vor jeder heftigen und gewaltsamen Gemüthsbewegung hütete, so mied er auch mit zunehmenden Jahren mehr und mehr alle ergreifend tragischen Eindrücke; ja, er sprach sich im Jahre 1797 in einem Briefe an Schiller die Fähigkeit zur Tragödie ab, weil sie ihn zu mächtig erschüttere. Er habe tragische Situationen, schrieb er, lieber abgelehnt als aufgesucht, indem ihn dabei ein zu großes pathologisches Interesse in Anspruch genommen; er kenne sich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob er eine wahre

Tragödie schreiben könne, aber er erschrecke bei dem Gedanken an das Unternehmen, und sey überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könne. Diese gewaltsame Wirkung des Tragischen auf ihn war aber in seiner ganzen Weltanschauung begründet. Ihr zufolge war ihm das Tragische, wie Ulrici trefflich erörtert hat, die Vernichtung des menschlich Edlen, Großen, Schönen in und durch sich selbst, die innere Unmöglichkeit, seine eigene Idealität, seine Freiheit und Unendlichkeit durch sich selbst zu verwirklichen und in sich selbst zu behaupten, — mithin etwas ganz Allgemeines, alle Menschen, das ganze menschliche Daseyn Treffendes. Vergleicht man damit das Tragische, wie es Shakspeare zufolge seiner Weltansicht aufgefaßt, so stellt sich dieses nicht als ein nothwendiges Geschick alles Menschlichen dar, sondern es ist nur, weil und sofern das menschlich Große und Edle der Selbstsucht, der blinden Leidenschaft sich hingibt, oder sein Recht mit verletzender Einseitigkeit verfolgt. Hieraus erhellt, warum für Goethe das Tragische herber, erschütternder, niederbeugender seyn mußte; ihm fiel der tragische Held ohne eigentliche Schuld dem Schicksal anheim. Dieses tritt in Egmont besonders deutlich hervor. „Die eigentliche Ursache seines Unterganges," sagt Ulrici treffend, „ist die innere Unmöglichkeit, die volle wahre Freiheit, die ihm vorschwebte, eine Freiheit von aller Sorge, Vorsicht und Besonnenheit, eine spielende, mit der Liebe vermählte Freiheit, der das Leben nur ein bunter, heiterer Frühlingstag ist, zu erringen und zu behaupten." Und dieses Ideal der Freiheit wird nicht vom Dichter für ein falsches, und Egmont's Schicksal nicht als Strafe für eine Verirrung

aufgefaßt; vielmehr ſteht er ganz auf der Seite ſeines Helden und muß daher um ſo ſchmerzlicher mit ihm leiden. Auch iſt er weit entfernt, den Egmont Reue über ſeinen Leichtſinn äußern zu laſſen. Als Ferdinand dieſem andeutet, daß er ihn nicht ganz von eigener Schuld freiſprechen könne, antwortet er: „Dieß ſey bei Seite gelegt. Es glaubt der Menſch ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen, und ſein Innerſtes wird unwiderſtehlich nach ſeinem Schickſale gezogen. Laß uns darüber nicht ſinnen, dieſer Gedanken entſchlage ich mich leicht.“ Stellte ſich nun hiernach unſerm Dichter das Tragiſche nothwendig herber und ſchneidender dar, ſo mußte er um ſo mehr den Eindruck deſſelben durch künſtleriſche Mittel zu mäßigen und zu mildern ſuchen, und ſo zog er, vielleicht weniger mit Bedacht, als aus dunkelm Inſtinct, die verſöhnende und beſchwichtigende Macht der Muſik heran und ſpielte den Gegenſtand zuletzt in eine mehr phantaſtiſche Region hinein, um dem Gemüthe eine größere Freiheit zu geben.

Von dieſem Geſichtspuncte aus möchte ſich auch am beſten die Einführung Ferdinand's erklären, den der Dichter aus einem blutdürſtigen Spanier, wie die Geſchichte Alba's Sohn darſtellt, in einen für Egmont und ſeine Tugenden ſchwärmeriſch begeiſterten Jüngling umgewandelt hat. Einſam, in ſeinem düſtern Kerker, ſitzt Egmont, nach Anhörung des Todesurtheils dem vollen Eindruck ſeines entſetzlichen Schickſals hingegeben. Woher ſoll er Troſt und Erhebung ſchöpfen? Religiöſe Tröſtungen liegen dem heitern Weltkinde ſo fern, wie ſie Goethe'n ſelbſt, zumal in der italieniſchen Periode, lagen. Als eine Strafe, eine Buße für Vergehen und Fehler, kann

er sein Geschick nicht hinnehmen, denn er ist sich keiner Schuld bewußt. Der Gedanke, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle, kann ihn unmöglich tief durchdringen, wenn er ihn gleich gegen das Ende des Stückes ausspricht; denn er muß sich im Innersten sagen, daß der Genuß an der Fülle, Freiheit und Schönheit seines eigenen Daseyns die Haupttriebfeder seines Lebens gewesen. Einem solchen Gemüth kann ein frischer Todesmuth nur aus einem Blicke auf das reiche, volle Leben zurück erwachsen; und diesen Blick eröffnet unserm Helden der begeisterte Verehrer und Bewunderer. „Durch ihn," gesteht uns Egmont selbst, „bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls." Und zu Ferdinand sagt er: „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen sie mir zeigte. Nun endigt sich mein Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen, hätte endigen können. Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt." Die Liebe des jungen Freundes zersprengt die Fesseln, womit die Ungerechtigkeit die er dulden muß, sein Innerstes umschnürte; der verzweifelnde Gram desselben ruft seine Fassung und seinen Muth zurück. Und so dient der Charakter Ferdinand's ganz besonders zur Milderung und Mäßigung der tragischen Katastrophe, zur Katharsis des Stückes.

Was endlich die in den Volksscenen erscheinenden Charaktere betrifft, so hat Schiller die Genialität, womit sie ausgeführt sind, unbedingt anerkannt und trefflich entwickelt. „Nicht genug," sagt er, „daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte

von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volkes, der republicanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — Nichts ist vergessen, Nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter." Und so liese denn auch hier unsere Betrachtung auf dieselbe Bemerkung, wie beim Götz, hinaus,*) daß Goethe nach einer Seite hin wenigstens ein ausgezeichnetes Talent für das historische Drama besaß und mit Shakspeare um den Siegeskranz in dieser Gattung hätte ringen können, wenn nur nicht seine durch den ganzen Zeitgeist begünstigte subjective Richtung mit dem rechten historischen Sinne so unverträglich gewesen wäre.

*) Vgl. Thl. II, S. 95 ff.

Viertes Capitel.

Villeggiatur in Frascati und Castel Gondolfo. Die schöne Mailänderin. Rückkehr nach Rom. Kayser. Interesse für Musik und musikalisches Drama. Verzichtleistung auf die Praxis der bildenden Kunst. Carneval. Faust fortgesetzt. Vorbereitungen zur Abreise. Aufbruch von Rom. Zwei Anakreontische Gedichte. Künstlers Erdenwallen und Apotheose. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella.

Nachdem gegen den 25. September die große Hitze etwas nachgelassen hatte, führte der Hofrath Reiffenstein unsern Dichter, in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati hinaus. Hier trat nun das Landschaftszeichnen, welches in der letzten Zeit dem Interesse für die menschliche Gestalt und jenen Bemühungen in der Pasten-Fabrication und Enkaustik hatte weichen müssen, wieder auf's Lebhafteste hervor. Mit einem Landsmanne, Georg Schütz, von Frankfurt gebürtig, einem geschickten Künstler, wenn gleich nicht von eminentem Talent, wegen eines gewissen behaglich anständigen Wesens von den Römern il barone genannt, streifte Goethe den ganzen Tag im Freien und selbst noch Abends in den Villen umher, beim herrlichsten Mondschein die frappantesten Motive nachzeichnend, worauf man sich in einem wohleingerichteten Privathause, in welchem Reiffenstein den Wirth machte, um einen großen Ahorntisch zu unterrichtender, aber oft auch neckischer Unterhaltung versammelte. Mitunter wurde eine kleine Excursion nach Albano gemacht und auch auf diesem Wege manche

ſchöne Mailänderin, Schweſter eines Commis von Herrn Jenkins u. ſ. w. Unter dieſen geſtaltete ſich nun ſogleich ein geſelliges Leben, wie an einem Badeorte. Morgens machte ſich Goethe bei Zeiten auf ſeine artiſtiſche Wanderung in's Gebirge hinaus, gehörte aber nach ſeiner Rückkehr für den ganzen übrigen Tag der Geſellſchaft an, unter welcher gemeinſchaftliches Frühſtück und Mittagseſſen, Spaziergänge, Luſtpartieen, ernſt- und ſcherzhafte Unterhaltungen ſchnell Bekanntſchaft und Vertraulichkeit hervorriefen. Für die Abende fehlte es nicht an einem Theater, wo ein Schuſter als Pulcinell ſie mit ſchlagenden bon-mots ergötzte.

In dieſem vergnüglichen Leben zeigte ſich denn auch, daß jene zärtliche Ader in unſerm Dichter nicht ſo gänzlich vertrocknet war, als er noch vor Kurzem glaubte. Die hübſche Römerin hatte ſchon, ſeitdem er durch das Concert in den Ruf der Mylordſchaft gelangt war, ſeine Begrüßungen, wenn ſie Abends vor der Thüre ſaß, freundlicher als ſonſt erwiedert; doch war es zwiſchen ihnen noch zu keinem Geſpräch gekommen. Jetzt fanden ſie ſich auf einmal wie völlig Bekannte zuſammen. Das Concert gab Stoff genug zur erſten Unterhaltung, und Goethe verſäumte nicht, den Faden derſelben geſchickt fortzuſpinnen. Aber bald gerieth ſein Herz in einen eigenen Zwieſpalt. Die Mailänderin, mit der Römerin, wie es ſchien, eng befreundet, übte gleichfalls eine ſtarke Anziehungskraft auf ihn. Beide Schönen bildeten einen entſchiedenen Gegenſatz: die Römerin von dunkelbraunem Haar, die Mailänderin von hellbraunem; jene braun von Geſichtsfarbe, dieſe klar, von zarter Haut; jene braunäugig; dieſe mit faſt blauen Augen;

jene einigermaßen ernst und zurückhaltend, diese offener und zutraulicher. Eine Zeit lang hielten sich die beiden anziehenden Pole einander ziemlich das Gleichgewicht; aber auf einmal entschied sich Goethe's Neigung für die Mailänderin. Da sie es beklagte, an der englischen Unterhaltung von Herrn Jenkins, Madame Angelica, Herrn Zucchi u. A. nicht Theil nehmen zu können, so erbot er sich, ihr Unterricht im Englischen zu geben, und die Liebe steigerte seine Lehrgabe, wie sie umgekehrt aus der Uebung derselben immer neue Nahrung schöpfte.

Sein aufgeregter Zustand sollte indessen bald eine Umwälzung erfahren. Eines Abends fand er, nach dem jungen Frauenzimmer sich umsehend, die älteren Damen in einem Pavillon, wo sich die herrlichste der Aussichten darbot. Goethe schweifte mit seinem Blick in die Runde und überzeugte sich, daß Amor als der höchste Landschaftsmaler erst einem solchen Bilde die Weihe vollendeter Schönheit gebe. „Es hatte sich ein Ton," erzählt er selbst, „über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Düften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell." Auf die Einladung der Damen am Fenster sich niederlassend, hörte er lange in halber Zerstreuung einem Gespräch über Ausstattung einer Braut und die Verdienste des Bräutigams zu, und fragte zuletzt, wer denn aber die Braut sey. Da vernahm er, eben im Augenblicke als die Sonne untertauchte, zu seinem Entsetzen, es sey Niemand anders, als seine geliebte Schülerin. Um seine Bewegung zu verbergen, verließ er augenblicklich

unter irgend einem Vorwande die Gesellschaft. So sah er sich denn in Italien abermals von den Wetzlarer Leiden bedroht; aber durch Erfahrungen und Jahre begünstigt, riß er sich dießmal rascher von der erst im Keimen begriffenen Leidenschaft los. Des andern Morgens früh machte er, die Mappe unter dem Arme, einen weiten Weg, indem er sich an der Mittagstafel entschuldigen ließ, warf sich mit erhöhtem Eifer auf das Landschaftszeichnen, wich den englischen Studien aus und suchte der heimlich Geliebten nur im Beiseyn mehrerer Personen sich zu nähern. Auf diese Weise legte sich das Verhältniß in seinem Gemüthe bald auf die anmuthigste Weise zurecht. Indem er sie nunmehr als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor seinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und in seinem Begegnen sprach sich fortan eine höhere, uneigennützige Neigung, mit Ehrfurcht verbunden, aus.

Am 27. October berichtete Goethe aus Rom: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend Alles, was außer mir ist. Diese ersten Tage habe ich mit Briefschreiben zugebracht und die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehen.“ Er meinte nicht nur sein Zeichnen, worüber ihm Angelica die schmeichelhafteste Ermunterung gab, sondern auch poetische Arbeiten. Denn, nach Vollendung des Egmont, waren noch ein Paar solcher Steine: Faust und Tasso, bergan zu wälzen, und da die barmherzigen Götter, schrieb er an die Freunde, ihm für die Zukunft die Strafe des Sisyphus erlassen zu haben schienen, so hoffe er auch diese

Klumpen hinaufzubringen. Allein die Ausführung dieser Plane mußte ausgesetzt werden; denn die Ankunft seines Landsmannes und Freundes Kayser leitete wieder eine neue Epoche ein und brachte für einige Zeit Musik und musikalisches Drama an die Tagesordnung. Kayser hatte, wie wir wissen,*) schon vor ein paar Jahren die Oper Scherz, List und Rache zu componiren unternommen, auch mittlerweile eine zu Egmont passende Musik angefangen. Es hatte sich darüber zwischen dem Dichter und dem Componisten eine Correspondenz angeknüpft; allein, statt sie fortzuführen, ward räthlich befunden, daß Kayser unverzüglich selbst nach Rom komme. Nicht säumend flog er mit dem Courier durch Italien und ward in dem Künstlerkreise, der sein Hauptquartier im Corso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen, freundlich aufgenommen. „Es ist nun ein dreifach Leben," meldete Goethe den 10. November, „da die Musik sich anschließt. Kayser ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist." „Er ist sehr brav," heißt es in einem spätern Briefe, „verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man seyn kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt."

Die ersten Tage nach Kayser's Ankunft gingen hin, bis

*) S. Th. II, S. 543 f.

ein Clavier herbeigeschafft, probirt, und nach des Künstlers Willen zurecht gerückt war. Aber nun ward auch Goethe für den Zeitverlust durch Kayser's treffliche Leistungen auf dem Instrumente entschädigt. Die von ihm gewandt und geschmackvoll vorgetragenen mannichfaltigen Stücke erhöhten und erweiterten das musikalische Interesse des Künstlerkreises, das sich bisher auf die Oper beschränkt hatte; man merkte sich sorgfältig die Kirchenfeste und besuchte die an solchen Tagen aufgeführten solennen Messen und andere Musiken. Goethe'n insbesondere gab er durch die fertig mitgebrachte Symphonie zu Egmont für die nächste Zukunft eine entschiedene Richtung auf das musikalische Theater hin. Eine Umarbeitung von Erwin und Elmire war, in Erwartung Kayser's, schon vor der Villeggiatur begonnen und während derselben beinahe beendigt worden. Auch Claudine von Villabella wurde jetzt angegriffen; das Stück sollte gleichfalls beinahe ganz neu ausgeführt, und, wie er am 3. November schrieb, „die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen werden."

Der Besuch Kayser's und die neubelebte Neigung für das musikalische Drama ist insofern als ein bedeutendes Moment in Goethe's Entwickelungsgeschichte zu betrachten, als dadurch seine Ablösung von der Praxis der bildenden Kunst und seine Rückkehr zur ausschließlichen Uebung der Dichtkunst angebahnt wurde. Es kostete ihm keinen geringen Kampf, der bildenden Kunst zu entsagen. War doch, wie wir wissen, sein bisheriger Aufenthalt in Italien größtentheils ein hartnäckiges Ringen gewesen, sich dieser Kunst zu bemächtigen. Er war fast nur mit Künstlern und Liebhabern dieses

Fachs umgegangen, und ſie, die ſich durch ſeine große Begeiſterung, ſeinen feinen Geſchmack und tiefen Blick über ſeine praktiſchen Anlagen täuſchten, hatten ihn in ſeinem Irrthum beſtärkt, ſtatt ihn über ſeine wahre Beſtimmung aufzuklären. Den Hoffnungen, welche ihm Hackert und Angelica machten, öffnete er gar zu gern ſein Ohr, da eine endliche Befriedigung der Sehnſucht, woran er ſeit früher Jugend krankte, ihm zu unausſprechlichem Glücke gereicht haben würde. Jetzt legte ſich die Tonkunſt gegen die bildende Kunſt in die andere Wagſchale. Erwin und Claudine führten zu Taſſo, die muſikaliſche Poeſie zur reinen hinüber. An Schwankungen und Rückfällen fehlte es freilich nicht in der nächſten Zeit, doch, ehe Goethe Italien verließ, hatte ſich in ihm die Ueberzeugung feſtgeſtellt, daß er als ausübender Künſtler für die Poeſie berufen ſey.

Ueber die Beſchäftigung mit den Singſpielen war der December herangerückt, da wollte es mit der Dichtung nicht mehr fort, und, um jede Zeit zu nützen, griff Goethe wieder zum Zeichnen und zwar von Theilen des menſchlichen Körpers. Nebenbei ſtudirte er Perſpective und freute ſich an Kayſer's Muſik, oder ging in Moritzen's etymologiſche Grübeleien ein, der ein Verſtandes- oder Empfindungs-Alphabet erfunden hatte, wodurch er zeigen wollte, daß die Buchſtaben nicht willkürlich, ſondern in der menſchlichen Natur gegründet ſind und alle gewiſſen Regionen des innern Sinnes angehören. Daran ſchloß ſich in der zweiten Woche des Decembers, bei dem herrlichſten Wetter, in Geſellſchaft Kayſer's und Bury's, ein Ausflug nach Frascati, Monte Caro, Rocca di Papa, Albano, Caſtel Gandolfo und Marino, von dem ſie am 15. December

nach Rom zurückkehrten. In größerer Gesellschaft wurde die Stadt und die nächste Umgebung durchzogen, um sich einmal einen raschen Gesammtüberblick über die sehenswürdigsten Gegenstände zu verschaffen. So besuchte man unterhalb Rom's, unfern der Tiber, die Kirche zu den drei Brünnlein und bewunderte die Bilder von Christus und den zwölf Aposteln, der Reihe nach an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphael's farbig in Lebensgröße gemalt.*) Von dort hatten sie nicht weit bis zur Kirche St. Paul vor den Mauern, einem aus den Trümmern alter, herrlicher Paläste groß und kunstreich zusammengestellten Monumente. Sodann gab die Rennbahn des Caracalla, obwohl großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Weiter ward die Pyramide des Cestius begrüßt, doch konnte ein malerisch geübtes Auge den Trümmern der Antoninischen oder Caracallischen Bäder wenig Befriedigung abgewinnen. Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio betrachtete man alsdann den Wasserschwall der Aqua Paola, welcher durch die Pforten eines Triumphbogens in fünf Strömen in ein großes Becken hereinbrauste, und verfügte sich hierauf in das zunächst gelegene Kloster, um das herrliche Bild der Transfiguration zu bewundern. Goethe fühlte sich beim Anblick dieser und anderer Kunstwerke nicht mehr, wie früher, durch ihren Glanz geblendet; „ich wandle nun," schrieb er am 25. December, „im Anschauen, in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß."

*) S. Bd. 30, S. 43 ff. (der Ausg. in 40 B.) den betreffenden Aufsatz.

Daß er zu einer ſolchen Erkenntniß gelangt war, verdankte er zumeiſt jenem ſtillen und fleißigen Schweizer, Heinrich Meyer. „Er hat mir zuerſt,“ rühmte er dankar unter demſelben Datum, „die Augen über das Detail, über die Eigenſchaften der einzelnen Formen aufgeſchloſſen, hat mich in das Machen initiirt. Er iſt in Wenigem genügſam und beſcheiden. Er genießt die Kunſtwerke eigentlich mehr, als die großen Beſitzer, die ſie nicht verſtehen, mehr als andere Künſtler, die zu ängſtlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe und eine engliſche Güte des Herzens. Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufſchreiben möchte, was er ſagt, ſo beſtimmt, richtig, die einzige wahre Linie beſchreibend ſind ſeine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Menſch geben konnte, und ſeine Entfernung wird mir unerſetzlich bleiben. In ſeiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt ſelbſt kaum denken darf. Alles, was ich in Deutſchland lernte, vernahm, dachte, verhält ſich zu ſeiner Leitung, wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die ſtille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunſtwerke zu betrachten anfange; mein Geiſt iſt erweitert genug, um ſie zu faſſen, und bildet ſich immer mehr aus, um ſie eigentlich ſchätzen zu können.“

Goethe beſchloß das Jahr 1787 in einem mehr aufnehmenden und paſſiven Zuſtande, begann aber dafür das nächſte Jahr mit deſto ernſterer Selbſtthätigkeit. „Nach einem Stillſtande von einigen Wochen,“ ſchrieb er den 5. Januar

„in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von Anderen lerne.“ An den Singspielen wurde im Laufe des Januars weiter gearbeitet, Erwin beendigt, und Claudine um ein gutes Stück fortgeführt. Aber ein rechtes Herz konnte er zu dieser Arbeit nicht mehr fassen. „Die Opern unterhalten mich nicht,“ schrieb er am 5. Januar, „nur das innig und ewig Wahre kann mich noch erfreuen.“ Namentlich war es das Studium des menschlichen Körpers, wogegen beinahe alles Andere verschwand. „Das Interesse an der menschlichen Gestalt,“ heißt es in einem Briefe vom 10. Januar, „hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge.“ Und in einem Briefe von gleichem Datum, worin er das Studium der Menschengestalt das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns nennt, setzt er hinzu: „Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders der Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen.“

Ungeachtet dieser leidenschaftlichen Begeisterung für die bildende Kunst, oder vielleicht eben weil diese Begeisterung jetzt ihren Gipfelpunkt erstieg, scheint gerade in der letzten Hälfte des Januars der Entschluß zum Durchbruch gelangt zu seyn, auf die Ausübung jener Kunst zu verzichten, oder sie wenigstens nur zum Zwecke eines tiefern und innigern Verständnisses zu üben. Denn im nächsten Monat begegnen wir ihm sogleich als einem ruhig und gefaßt Resignirten. Vielleicht trug dazu auch die in jene Zeit fallende Revision kleiner Gedichte für die neue Ausgabe seiner Werke bei. Indem er den geringen Ertrag all' seines eifrigen Bemühens in der bildenden Kunst mit Demjenigen verglich, was er in der Poesie leicht und spielend geleistet hatte, mochte sich ihm die Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sey, unwiderstehlich aufdrängen. Allerdings erschien ihm auch die poetische Ausbeute seines bisherigen Lebens auffallend klein. „Es ist ein wunderlich Ding," sagt er in einem Briefe vom 1. Februar in Beziehung auf die Redaction seiner Gedichte, „so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen; wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!"

Als Goethe diese Worte schrieb, stand ihm eben der sinnverwirrende Lärm des römischen Carnevals bevor. „Es ist eine entsetzliche Seccatur," heißt es darüber in demselben Briefe, „Andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist." Indessen betrachtete er es jetzt doch mit ganz anderm Interesse, als das erste Mal. Seitdem durch den frühern Aufenthalt in Rom der erste heiße Durst nach Kunstanschauungen einigermaßen gestillt war, widmete er, schon in

Neapel und Sicilien, dem Leben und Treiben des Volks eine höhere Aufmerksamkeit und suchte auch hier das Einzelne sich zurecht zu legen und auf ein Allgemeineres zurück zu führen. So war ihm denn auch das Carneval, als eine prägnante Aeußerung römischer Volkseigenthümlichkeiten, nicht unwillkommen, und er machte sich über den ganzen Verlauf desselben sehr sorgfältige Notizen, aus denen dann später, nach der Heimkehr, die meisterhafte Darstellung dieses Volksfestes erwachsen ist, die er in den zweiten Theil der italienischen Reise eingelegt hat.*) Mitten aber im Gewühl der Fastnachtsthorheiten sollte auch seinem Herzen eine Erquickung bereitet seyn. Seit jener Villeggiatur in Castel Gandolfo hatte er mit schmerzlichem Gefühl erfahren, daß der Bräutigam der schönen Mailänderin unter irgend einem Vorwande sein Wort zurückgenommen, und die liebenswürdige Braut darüber in ein Fieber verfallen sey, welches ihr Leben bedrohe. Jeden Tag hatte er sich nach ihrem Zustande erkundigen lassen, und zwar allmälig beruhigendere Nachrichten bekommen; doch mußte er sich noch fortwährend ihr heiteres, schönes Auge durch Thränen getrübt, das frische Jugendroth ihrer Wangen durch Kummer und Krankheit gebleicht vorstellen. Indem er nun an den Carnevalstagen in der Reihe der Kutschen den Wagen der Madame Angelica bemerkte und hinantrat, um sie zu begrüßen, gewahrte er mit freudigem Erschrecken neben ihr die genesene Mailänderin, in vollkommen hergestellter Jugendfrische sitzend, mit freudig glänzendem Auge, dessen Blick ihn bis in's Innerste

*) Hierüber ausführlicher unten im Capitel 5.

durchdrang. Sprachlos blieben sie einige Augenblicke einander gegenüber, bis Angelica das Wort nahm und, als Dolmetscherin der Gefühle ihrer jungen Freundin, den Dank für den Antheil aussprach, den Goethe an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Die Hand aus dem Wagen reichend, bestätigte sie mit einfachen kurzen Worten Angelica's Versicherung, und still zufrieden und voll Dankbarkeit gegen Angelica, daß sie sich des guten Mädchens tröstend angenommen, entfernte sich Goethe wieder in das Gedränge der Thoren.

Am 6. Februar endlich, bei Uebersendung des dritten Actes der Claudine, hören wir das wichtige Bekenntniß: „Ich bin recht still und rein, und jedem Rufe ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob ich also ein bischen mehr oder weniger pfusche, ist Eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem Allem gebt mir Euren Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen, dann soll's an Wilhelm (Meister) u. s. w." Und noch bestimmter heißt es in einem Briefe vom 22. Februar: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Nun einmal die Ueberzeugung von seinem Dichterberufe

fest stand, warf er sich sogleich mit Eifer auf die Vollendung älterer Dichtungen. Zuerst ward der Plan des Faust in Angriff genommen. Hier galt es nicht bloß, wie damals, als er die früheren Fragmente schrieb, sich ahnend und sinnend in eine untergegangene Welt zu versetzen, sondern er mußte auch eine selbst gelebte Vorzeit in sich erneuern. Indeß war er mit dem Erfolge zufrieden. Er glaubte, wie er am 1. März schrieb, den Faden wieder gefunden zu haben, und fühlte sich, nachdem ihm die Scene der Hexenküche im Garten Borgheſe auszuführen gelungen war, auch was den Ton des Ganzen betraf, getrosten Muthes. Er meinte, wenn er die Blätter, worauf er die Scenen geschrieben, räuchere, so werde sie ihm aus den alten vergilbten Papieren Niemand heraus finden. Hierbei war es ihm merkwürdig, wahrzunehmen, wie sehr er sich gleiche, wie wenig sein Inneres durch Jahre und Erfahrungen sich verändert habe; und er erklärte dieses sich daraus, daß er durch die lange Abgeschiedenheit in Rom ganz auf das Niveau seiner eigenen Existenz zurückgebracht worden sey. Der Plan des Tasso war, wie uns bekannt, schon früher in Ordnung gebracht worden. Jetzt faßte er den Entschluß, auch Künstlers Erdenwallen neu auszuführen, und dessen Apotheose hinzuzufügen. „Zu diesen Jugendeinfällen," schrieb er, „habe ich nun erst die Studien gemacht, und das Detail ist mir nun recht lebendig." Die vermischten kleinen Gedichte ließ er in's Reine schreiben, und meldete Herder'n, er habe sich zur Stellung derselben seine Sammlungen der zerstreuten Blätter als Muster dienen lassen; er hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben,

wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Diesen nunmehr zur Hauptbeschäftigung gewordenen poetischen Arbeiten lief freilich noch Manches beschränkend und störend zur Seite: nicht bloß Betrachtung von Werken bildender Kunst, sondern auch fortwährendes Verfolgen der Gesetzlichkeit der Pflanzen-Organisation, ja er berichtete sogar unter dem 1. März, er habe auch allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche ihm sehr anlägen, weil das der Theil sey, von dem er bisher am wenigsten begriffen. Er sehe jetzt schon, daß er mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken sich auch diesen Genuß der schönen Weltoberfläche werde aneignen können. Ein gänzliches Stocken seiner dichterischen Thätigkeit veranlaßte aber gegen die Osterzeit hin der nun immer stärker anwachsende Schwall kirchlicher Feierlichkeiten, namentlich der musikalischen Aufführungen. Am meisten interessirten ihn darunter die der Sixtinischen Capelle, wo die vollkommene Uebereinstimmung des unvergleichlich schönen alterthümlichen Gesanges, ohne Orgel oder sonstige Instrumente, mit der antiken Ausstattung der Capelle, den herrlichen Michel Angelo's und den feierlich würdevollen Functionen des katholischen Gottesdienstes ihn lebhaft ansprachen. Eigentlich imponirt habe ihm freilich Nichts, meldete er den Freunden, aber bewundert habe er Alles; denn das müsse man den Römern nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet hätten. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschehe Alles, was am katholischen Gottesdienst sonst unerfreulich scheine, mit

großem Geſchmack und vollkommener Würde, wie es aber auch nur da möglich ſey, wo ſeit Jahrhunderten alle Künſte zu Gebote geſtanden.

Nachdem die heilige Woche vorüber war, „mit ihren Wundern und Beſchwerden,“ — denn mancher Genuß, wie die Fußwaſchung und Speiſung der Pilger, mußte durch ein unendliches Drängen und Drücken erkauft werden — wandte ſich Goethe's Gemüth dem bevorſtehenden Abſchiede von Rom zu. Es war eine ſchmerzlich ſüß bewegte Zeit, die er jetzt noch in Rom verlebte. In den letzten acht Wochen, ſchrieb er im März, habe er die höchſte Zufriedenheit ſeines Lebens genoſſen; er kenne nun wenigſtens einen äußerſten Punkt, nach welchem ſich das Thermometer ſeiner Exiſtenz künftig abmeſſen laſſe. Aus dieſem Glücke ſollte er nun ſcheiden; das ewige Rom ſollte er verlaſſen mit ſeinen Schätzen antiker und neuerer Kunſt, mit ſeinen Denkmälern einer großen Vergangenheit, den heitern Himmel Italiens ſollte er mit dem trüben nordiſchen vertauſchen, die reiche und üppige Flora des Südens mit der dürftigen des Vaterlandes, eine gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit mit einer vielfach bedingten und beſchränkten Exiſtenz, den Künſtlerkreis, in welchem er ein durch die ſchönſten Blüthen der Cultur veredeltes Naturleben geführt hatte, mit einer wunderlich complicirten Umgebung, worin es zwar auch nicht an edlen Elementen und Kräften, an Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft, aber auch nicht an falſchen und hohlen Beſtrebungen fehlte. Schon in einem, wahrſcheinlich an Herder gerichteten Briefe vom 25. December 1787 blickt die Beſorgniß durch, die ihm bei den Gedanken an dieſe

Weimar'ſche Umgebung ergriff. „In den ſchweigenden, zurücktretenden Zuſtand (der Zeit vor der italieniſchen Reiſe)," heißt es dort, „mag ich einen Feind nicht wünſchen. Und wie ſonſt für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke alſo, mein Lieber, thue, wirke das Beſte für mich, und erhalte mir mein Leben, das ſonſt, ohne Jemanden zu nützen, zu Grunde geht. Ja, ich muß ſagen, ich bin dieſes Jahr moraliſch ſehr verwöhnt worden. Ganz abgeſchnitten von aller Welt, habe ich eine Zeit lang allein geſtanden. Nun hat ſich wieder ein enger Kreis von Menſchen um mich gezogen, die alle gut ſind, alle auf dem rechten Wege, und das iſt nun das Kennzeichen, daß ſie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr ſie denkend und handelnd auf dem rechten Wege ſind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldſam gegen Alle, die auf ihrem Wege ſchlendern oder irren, und doch für Boten und Reiſende gehalten werden wollen."

Was in dem letzten Monate des Aufenthaltes in Italien die ſüß-leidende Bewegung ſeines Innern noch erhöhte, war jenes Verzichtleiſten auf die Praxis der bildenden Kunſt, wozu er ſich nach ſchwerem Kampfe endlich entſchloſſen hatte. „Es iſt immer eine ſonderbare Empfindung," ſchrieb er den 22. März, „eine Bahn, auf der man mit ſtarken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlaſſen; doch muß man ſich darein finden und nicht viel Weſens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn; man muß ſich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Gänzlich jener Praxis zu entſagen, war

ihm jedoch für den Augenblick noch unmöglich; nur hatte er jetzt diese Uebungen mit klarem Bewußtseyn in den Dienst der Einsicht gestellt. Nachdem er eine allgemeine Uebersicht der Kunst erworben, hielt er es für nothwendig, „nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an die einzelnen Theile zu gehen.“ So modellirte er denn, nach vorgängigem Studium der Knochen und Muskeln, einen menschlichen Fuß und erntete den Beifall seines Lehrers. „Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte,“ schrieb er darüber, „wäre um ein gutes Theil klüger; versteht sich in Rom, mit allen Hilfsmitteln und dem Rathe der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhilfe mich am meisten fördert.“

Der Abschied von Rom sollte ihm auch noch durch eine neue Wohnung, die er im letzten Monate bezog, erschwert werden. Die bisher von ihm eingenommenen Räume hatte ihm Tischbein bei seiner Abreise nach Neapel überlassen. Da dieser nun auf den Frühling seine Rückkehr ankündigte, so beeilte sich Goethe, die zufällig frei gewordene obere Etage des Hauses zu miethen, und bezog sie sogleich, damit Tischbein bei seiner Ankunft in der untern Alles bereit fände.

Goethe's neue Wohnung bot eine allerliebste Aussicht über ein grünendes und blühendes Paradies von Gärten, überall durch einfach edle Baukunst, durch Gartensäle, Balcone und Terrassen verherrlicht. Zugleich aber gewährte sie das vortrefflichste Licht zur Beschauung von Kunstwerken. Hier wurden nun die eben angekommenen Aquarell-Zeichnungen, welche Kniep nach Verabredung für ihn ausgeführt hatte, in der günstigsten Beleuchtung aufgestellt und erregten die Bewunderung Aller, die sie sahen. Goethe fühlte sich durch ihren Anblick ganz in die Wirklichkeit zurück versetzt; er glaubte die Feuchte des Meeres, die blauen Schatten der Felsen, die zelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Außerdem ließ er in den neuen Räumen eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um ihn gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung aufstellen, und genoß jetzt erst recht dieses köstlichen Besitzes. Den ersten Platz behauptete Juno Ludovisi, um so höher verehrt, als man das Original nur selten zu Gesicht bekam; neben ihr standen zur Vergleichung noch einige Junonen, ferner einige Büsten Jupiter's, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini, ein Hercules und Anderes. Freilich mußte er diese Schätze betrachten, wie Einer, der, sein Testament überdenkend, den umgebenden Besitz mit Fassung zwar, aber doch mit Rührung ansieht. Die Umständlichkeit, die Kosten hielten ihn ab, das Vorzüglichste nach Deutschland zu befördern; so bestimmte er denn Juno Ludovisi seiner edeln Freundin Angelica, einiges Andere den ihm zunächst stehenden Künstlern, Manches gehörte noch zu

Tischbein's Eigenthum, und wieder Anderes sollte an seiner Stelle bleiben für Bury, der nach ihm das Quartier bezog. Auf ähnliche Weise verfuhr er mit den geliebten Pflanzen, womit er sich zum Behuf seiner Beobachtungen umgeben hatte. Einen schon herangewachsenen Pinienssprößling pflanzte er in Angelica's Hausgarten; einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, übergab er einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße setzte, wo sie später, zur Mannshöhe aufgeschossen, der König Ludwig von Bayern mit liebevoller Theilnahme betrachtete.

Indem Goethe in der neuen Wohnung sein Gemüth mit den Bildern der Schätze erfüllte, von denen er bald scheiden sollte, versäumte er nicht, auf Wanderungen durch die Stadt manche zurückgebliebene Gegenstände zu betrachten und andere, die er schon kannte, durch wiederholtes Beschauen der Erinnerung tief einzuprägen. So besuchte er jetzt zum ersten Mal Raphael's Villa, wo dieser, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhme vorgezogen hatte, und fand an den Wänden nicht weniger als 28 Porträts der Geliebten in allerlei Arten von Costümen. Eine andere Wallfahrt unternahm er nach der Akademie Luca, dem dort als Heiligthum aufbewahrten Schädel Raphael's seine Verehrung zu bezeigen. Durch Reiffenstein's Vermittelung erhielt er später einen Abguß dieser wunderbar schön abgerundeten Schale, der noch nach vielen Jahren oft seine Betrachtung fesselte. Minder erfreulich war ein Gang nach den Katakomben bei St. Sebastian. Die ersten Schritte in die dumpfigen Räume erregten ihm ein solches Mißbehagen, daß

er ſogleich wieder das Tageslicht ſuchte. Mit Freund Meyer wiederholte er den Beſuch der franzöſiſchen Akademie, wo er die beſten Statuen des Alterthums in trefflichen Abgüſſen beiſammen fand. „Wie könnt' ich ausdrücken," heißt es darüber in ſeinen Briefen, „was ich hier, wie zum Abſchied empfand! In ſolcher Gegenwart wird man mehr, als man iſt; man fühlt, das Würdigſte, womit man ſich beſchäftigen ſolle, ſey die menſchliche Geſtalt, die man hier in aller mannichfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem ſolchen Anblick nicht alſobald, wie unzulänglich er ſey? Selbſt vorbereitet ſteht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen geſucht; hier aber fiel mir nur zu ſehr auf, daß die Form zuletzt Alles einſchließe: der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit."

Dieſe fortdauernde Leidenſchaft für Kunſtwerke, namentlich für Statuen, führte ihn noch in den letzten Tagen zu Rom in eine Verſuchung, welche ſeine Abreiſe eine Zeit lang zu verzögern drohte. Ein Kunſthändler aus Neapel brachte von dort eine bedeutende antike Statue mit, eine Tänzerin oder Muſe, und bot ſie Meyern für einen mäßigen Preis zum Verkaufe an. Goethe, dem dieſer die Sache mittheilte, verfügte ſich mit ihm nach dem Schiffe an Ripa grande, worin ſich die Statue befand, und konnte ſich von der Betrachtung derſelben kaum losreißen. Er gerieth ſogleich in einen lebhaften Kampf mit ſich ſelbſt, ob er nicht die Summe aufwenden, und die Reſtauration des im Ganzen wohlerhaltenen Alterthums noch in Rom abwarten ſollte. Angelica und noch

mehr ihr ökonomiſcher Gemahl waren gegen den Ankauf und erregten ihm allerlei Bedenken über die Schwierigkeiten des Reſtaurirens und Ueberſendens, die Erlaubniß der Ausfuhr u. dgl. Dennoch konnte er nicht die ſofortige Ablehnung des Antrags über ſich gewinnen und ſah in dem Ereigniß einen Wink höherer Dämonen, welche ihn noch in Rom feſtzuhalten gedachten. Erſt allmählig milderte ſich die Begierde nach dem edlen Werke ſo weit, daß er den Vorſtellungen Angelica's und Herrn Zucchi's ſich ergab; doch erloſch nie die Sehnſucht ganz; und als er ſpäter erfuhr, wie die Statue zu großen Ehren gelangt und im Muſeo Pio-Clementino aufgeſtellt worden, bedauerte er ſehr, daß es ihm nicht gelungen war, ſie nach Deutſchland zu ſchaffen und irgend einer vaterländiſchen Sammlung zuzugeſellen.

Gegen die Mitte des Aprils wuchs durch Einpacken und Abſchiedsbeſuche die Verwirrung ſo, daß an keine ordentliche Folge von Arbeit oder Genuß mehr gedacht werden konnte. Nur in abgeriſſenen Momenten beſchäftigte er ſich noch mit dem Modelliren jenes Fußes oder wandte ſeine Gedanken dem Taſſo zu, der für die Rückreiſe ſein Gefährte werden ſollte, wie Iphigenie es für die Herreiſe geweſen war. Bei den Beſuchen wurde auch der ſchönen Mailänderin nicht vergeſſen. Goethe fand ſie im reinlichen Morgenkleide, wie er ſie zuerſt in Caſtel Gandolfo geſehen. Sie empfing ihn mit offener Anmuth, drückte in liebenswürdig natürlicher Weiſe den wiederholten Dank für ſeine Theilnahme aus und verbreitete ſich dann redſelig und vertraut über ihre Familienzuſtände. Ihre Geſprächigkeit war Goethe'n willkommen, indem er, alle Momente

ihres zarten Verhältnisses noch einmal rasch überdenkend, nicht in der besten Verfassung zum Reden war. In Gegenwart des hereintretenden Bruders schloß sich dann der Abschied, wie er sagt, „in freundlicher, mäßiger Prosa.“ Aber noch als er vor der Thüre an seinem Wagen den Kutscher erwartete, knüpfte sie, aus dem Fenster des Entresols heraus, ein neues Gespräch mit ihm an, das er aus Furcht, es zu entweihen, uns nicht hat wiederholen mögen. „Es war,“ sagt er nur, „ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.“

Zur Feier der letzten Nächte, die er in Rom zubrachte, stand der herrlichste Vollmond am klaren Himmel und ließ ihn den oft gefühlten Zauber, welcher sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, jetzt doppelt und dreifach empfinden. Bei seinem Glanze machte er noch einmal mit wenigen Freunden einen Umgang durch Rom. Nachdem er den langen Corso zum letzten Mal durchwandert, bestieg er das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief ihm ahnungsvoll den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung. Dessen ungeachtet ging er die hintere Treppe hinab. Ganz finstere Schatten werfend stand ihm nun der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als er sich aber den erhabenen Resten des Colliseums näherte und in dessen ver-

ſchloſſenes Innere durch's Gitter hineinſah, überfiel ihn ein Schauer, der ſeine Rückkehr beſchleunigte.

Bei ſeinem Aufbruch von Rom, am 21. oder 22. April, wälzten ſich zwiſchen ſeinen ſchmerzlichen Empfindungen unaufhörlich jene Ovid'ſchen Diſtichen auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römiſchen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſo viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzo die Thräne herab. —

Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
Luna, ſie lenkt' in der Höhe nächtliches Roſſegeſpann;
Zu ihr ſchaut' ich hinan, ſah dann capitoliſche Tempel,
Welchen umſonſt ſo nah unſere Laren gegrenzt. —

Allmählig begann er den fremden Ausdruck eigener Empfindung umzuformen, um ihn dadurch ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Lage bis in's Beſonderſte hinein anzubilden; und dieſe innere Beſchäftigung füllte manche Stunde der Tage, wie der Nächte auf der Heimreiſe aus. Allein er ſchrieb keine Zeile nieder, aus Scheu, „der zarte Duft inniger Schmerzen möge verſchwinden.“ Bald jedoch von der Ueberzeugung ergriffen, wie herrlich die Anſicht der Welt ſey, wenn man ſie mit gerührtem Sinne betrachtet, ermannte er ſich zu einer freieren poetiſchen Thätigkeit und nahm ſeinen Taſſo vor.

Da es uns bis jetzt über die Einzelheiten der Rückreiſe nach Weimar an Nachrichten mangelt, ſo legen wir einſtweilen in dieſe Lücke eine überſichtliche Betrachtung der in dem letzten Abſchnitt ſeines römiſchen Aufenthalts zu Ende geführten oder

neu entstandenen Dichtungen, und gedenken zunächst zweier Poesien der Anakreontischen Art. Die erste derselben, „Cupido, loser, eigensinniger Knabe," fehlt in der Gedichtsammlung, findet sich aber einmal zerstückelt in der Claudine von Villa Bella, und dann zusammenhängend in der italienischen Reise unter dem „Bericht" über den Januar 1788.*) Obwohl das Stück hier zuerst ausdrücklich erwähnt wird, so möchte doch seine Entstehung bis wenigstens in den November 1787 zurückreichen; höchst wahrscheinlich bezieht sich auf diese Production der Anfang eines Briefes vom 8. December: „Wie sehr es mich ergötzt, daß Dir mein Liedchen gefällt, glaubst Du nicht." Aus einem Briefe vom 9. Februar 1788 erfahren wir, daß es damals Goethe's „Leibliedchen" war; und wie viel er auch noch in späteren Jahren darauf hielt, zeigen die Gespräche mit Eckermann.**) Hier sowohl, als in jenem Bericht möchte uns der Dichter glauben machen, daß das Lied ein allegorisches sey; er will es nicht in buchstäblichem Sinne genommen, nicht jenen Dämon dabei gedacht haben, den man gewöhnlich Amor nennt, sondern „eine Versammlung thätiger Geister, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes

*) Das Lied sollte in der Sammlung der Gedichte nicht fehlen. Ich habe ihm in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten den Titel „Amor als Gast" gegeben und es mit Amor als Landschaftsmaler zusammengestellt, welches chronologisch und wohl auch der Veranlassung nach sein nächster Nachbar und Verwandter ist.

**) Th. II, S. 101. 102. 107. 108. 129.

Interesse verwirren." Demnach wäre hier Cupido eine Personification seiner italienischen Polypragmosyne. Allein wir haben guten Grund zu vermuthen, daß das Gedicht im eigentlichern Sinne aufzufassen und aus seinem Verhältniß zu der schönen Mailänderin entsprungen ist. Das Letztere gilt auch von dem zweiten jener Anakreontischen Gedichte „Amor als Landschaftsmaler," und hier tritt die Wahrscheinlichkeit sogleich in's Licht, wenn wir uns an das erinnern, was oben von der Einwirkung seiner Liebe zu der Mailänderin auf die Ansicht der Natur gesagt worden. Erst mit dieser Liebe gewannen die Landschaften, die er sah, eine wahrhaft zauberische Beleuchtung, eine wundervolle Harmonie der Töne; und eben dieses scheint das Gedicht auf symbolische Weise auszudrücken. Demgemäß hätten wir in den beiden genannten Poesieen, und nicht, wie sich später zeigen wird, in den römischen Elegieen, Denkmäler einer römischen Liebe zu suchen. Beide Gedichte bezeichnen überdieß seine Rückkehr von der bildenden Kunst zur Poesie, und haben eben daher noch ein so ausnehmend plastisches Gepräge. Besonders müssen wir „Amor als Landschaftsmaler" für eins der größten Meisterstücke plastischer Poesie erklären. Man erkennt aber auch auf den ersten Blick, worin der Grund zu suchen ist, daß hier so klare, kräftige Bilder vor unser inneres Auge treten. Er liegt darin, daß das Gedicht durch und durch auf die Lessing'sche Regel gebaut ist: Der Dichter soll den zu malenden Gegenstand nicht schildern, wie er da ist, sondern wie er wird.

Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose, zwei enge zusammengehörige dramatische Skizzen, von

denen die erstere*) wahrscheinlich in den letzten Monaten zu Rom umgearbeitet, die andere neu ausgeführt wurde, stehen in innigster Verbindung mit Goethe's leidenschaftlichem Streben nach bildender Kunst. Wie weit sich die Umformung der erstern erstreckt hat, können wir nicht beurtheilen, da die älteste Form des Stückes nicht veröffentlicht worden; es erschien zuerst mit der Apotheose zusammen (1789) im 8. Bande der Goeschen'schen Ausgabe von Goethe's Werken. Vermuthlich waren die Veränderungen unbedeutend; denn die Sprache erinnert noch durchaus an jene Künstlerlieder und Fastnachtsspiele. In der Apotheose hat Goethe sich augenscheinlich Mühe gegeben, denselben frischen und derben Hans Sachsischen Ton wieder anzuschlagen; aber man empfindet den Unterschied doch sogleich, im Metrum und sprachlichen Ausdruck wie im Gedankengehalt; Alles ist unwillkürlich edler, feiner, maßvoller, klarer geworden. Von dem Inhalt der Apotheose konnte er mit Wahrheit sagen, daß er ihn erst jüngst in Italien recht im Detail an sich und Anderen durchlebt und durchempfunden. Alle die Qual und Noth, von welcher der Malerlehrling in dem Eingangsmonolog spricht, hatte er selbst gefühlt. Was Goethe die beiden Meister sagen läßt, waren divergirende Ansichten, die ohne Zweifel beide in dem römischen Künstlerkreise ihre warmen Vertreter hatten. Verlangt der erste Meister, daß der Schüler nur immerfort sich üben und plagen soll, wodurch nach und nach der Verstand unmittelbar in die Hand kommen werde, so lehrt der Andere, man müsse, nachdem die

*) Vergl. Th. II, S. 262 f.

Hand, der Blick gelöst worden, auch den Verstand üben, und spricht damit Goethe's nunmehrige eigene Ueberzeugung aus. Was der zweite Meister zunächst mit Beziehung auf die bildende Kunst sagt:

Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinct allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen, —

das ist jetzt Goethe's Glaubensbekenntniß auch für die Dichtkunst. Eben so spricht der zweite Meister aus Goethe's Seele, wenn er es zwar nicht tadelt, daß der Schüler sich eine Zeit lang mit leidenschaftlicher Vorliebe der Einwirkung Eines großen Vorbildes hingibt, aber doch die Warnung hinzufügt:

Die Tugend wohnt in keinem Mann allein,
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Alles, was bis zu dieser Stelle vorgekommen, bildet, obwohl die größere Hälfte des Stückes, doch nur ein untergeordnetes Glied; denn nun wird erst das Hauptbild jenes Künstlers aus dem ersten Drama, eben desjenigen, für welches der Schüler schwärmt, herbeigebracht, worauf dann der hingeschiedene Künstler, von der Muse herbeigeführt, seine Apotheose in der allgemeinen Bewunderung, die jetzt nach seinem Tode sein Werk erregt, und besonders in dem Entzücken des Malerlehrlings feiert. Also nur durch die zweite, kleinere Hälfte hängt die Apotheose mit dem ältern Stücke, mit Künstlers Erdenwallen,

zusammen. Für sich allein bildet die Apotheose kein Ganzes; sie setzt das erste Stück nothwendig voraus; dagegen verlangt dieses nicht durchaus das zweite zur Ergänzung, indem die Muse schon den lebenden Künstler mit tristigen Vorstellungen liebevoll getröstet. Ja es fragt sich, ob die Apotheose, welche die etwaige Dissonanz, die das vorige Stück im Gemüthe gelassen, auflösen sollte, diesen Zweck auch wirklich erreicht; vielmehr scheint mir die Schlußrede des Künstlers gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorzurufen; gesteht er doch, daß der Anblick der Verehrung, die er in seinen Werken genießt, ihn nun im Himmel selbst betrübe.

Das dritte Paar dichterischer Productionen, worüber hier noch Weniges zu sagen ist, sind jene Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella. Ueber Anlässe und Zeit der Entstehung Beider ist schon im vorigen Bande gesprochen worden.*) Wie ein mit Goethe befreundeter Musiker, André, auf die erste Gestalt derselben eingewirkt, so bildete sich die neuere Form wieder unter dem Einflusse und Beirath eines musicalischen Freundes, Kayser's. Es war Goethe'n, nachdem er sich durch die Bearbeitungen Iphigenien's und Egmont's in seinen Forderungen gesteigert, eine völlige Unmöglichkeit, die Singspiele in ihrer ersten Gestalt für die neue Ausgabe seiner Schriften abzusenden. Das Lyrische, welches sie enthielten, war ihm noch immer lieb und werth; „es zeugte," sagte er selbst, „von vielen zwar thöricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und

*) S. Th. II, S. 222 ff.

Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt." Aber der alte prosaische Dialog erschien ihm „platt, als Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." „Er erinnerte," wie Goethe an einer anderen Stelle beifügt, „zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres, singbares Wesen auf unser Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, welcher den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft haben." Wir können Goethe's Urtheil über den ältern Dialog nicht für ganz gerecht erklären; wie von der ersten Gestalt des Erwin, *) so müssen wir es auch von der der Claudine rühmen, daß sie uns die Genieperiode, mit ihrer Derbheit zwar, aber auch mit ihrer naturwüchsigen Frische, Kraft und Lebendigkeit vergegenwärtige. Dafür bewegt sich jetzt freilich der Dialog in höchst anmuthigen jambischen Quinaren, die in ihrem leichten, rhythmischen Flusse, in ihrem zarten, schön gerundeten Ausdruck an Iphigenie und Tasso erinnern. Uebrigens beschränkt sich, wie im Erwin, so auch in der Claudine, die Umformung nicht etwa auf Verwandlung der Prosa in Versen und Auslöschung jener Derbheiten und Curiositäten der Geniezeit, sondern die ganze Anlage, der Gang der Handlung ist mehrfach verändert, was eine flüchtige, vergleichende Uebersicht des Stückes in seinen beiden Gestalten, ja schon ein Blick auf die beiden Personenverzeichnisse sogleich erkennen läßt.

*) S. Th. II, S. 223 ff.

Hierzu kommt der heitere Abglanz des freien, leichten und glücklichen italienischen Daseyns, welcher auf der ganzen neuern Bearbeitung ruht. „Es sind, möchte ich sagen, idealische Operetten," urtheilt A. W. v. Schlegel über beide Singspiele, „so leicht und luftig hingehaucht, daß sie durch musicalische Aufführung nur Gefahr laufen, schwerfällig und prosaisch zu werden."

Verfolgen wir zum Schluß noch die allmählige Entstehung der beiden neuern Stücke, so finden wir Erwin schon am 12. September 1787 „zur Hälfte umgeschrieben." Dann wird unter dem 8. October aus der Villeggiatur zu Castel Gandolfo gemeldet: „Erwin und Elmire ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist Alles." Nach Kayser's Ankunft wurde das Stück von Neuem durchgegangen und „mit dessen Beirath verbessert." Mit Briefen vom 10. Januar 1788 endlich übersandte der Dichter das fertige Stück seinen Freunden in Deutschland. „Du wirst bald sehen," heißt es in einem der Briefe, „daß Alles auf's Bedürfniß der lyrischen Bühne berechnet ist, das ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maße zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhepuncte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichtes aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen seyn möge, jene musicalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten.

Ein italienisch Opernbüchlein lies't kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne. — Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß Du das trochäische Sylbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Sylbenmaße ausschließlich halten." — Mittlerweile war auch die Umarbeitung der Claudine vorgerückt. Er hatte sie erst gegen Anfang Novembers 1787, nach Kayser's Ankunft begonnen und beendigte sie in den ersten Tagen des Februars 1788. In einem Briefe vom 6., womit er den Schlußact nach Deutschland sandte, heißt es: „Ich wünsche, daß er Dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Componisten und Acteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben seyn. Doch hab' ich bei dieser, wie bei Erwin, auch für's Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte."

Fünftes Capitel.

Heimkehr. Einfluß des Aufenthaltes in Italien. Christiane Vulpius. Entfernung aus dem bisherigen Geschäftskreise. Merck's Unglück. Erste Berührungen mit Schiller. Der Aufsatz: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl. Die Metamorphose der Pflanzen. Optische Untersuchungen. Schilderung des Römischen Carnevals. Fragmente eines Reise-Journals.

Den 18. Juni 1788, Abends 10 Uhr, bei aufgehendem Vollmonde, der auch seine letzten Nächte in Neapel und Rom verherrlicht hatte, kam Goethe nach Weimar zurück, dem anfänglichen Urtheile der Gesellschaft nach ziemlich als der Alte,*) in der That aber in vielfacher Hinsicht bedeutend verändert. Welchen Einfluß Italien auf ihn als Dichter und Künstler übte, haben wir in den vorhergehenden Capiteln gesehen. Allein auch als Mensch hatte er von dem dortigen Aufenthalte, wie gleichfalls angedeutet worden, tiefe und nachhaltige Einwirkungen erfahren. Unter dem milden Himmel, in dem reizenden Lande, wo der Mensch in einer Fülle sinnlichen Wohlbehagens schwimmt, in der Mitte eines Volkes, das sich dem Genusse des gegenwärtigen Augenblicks mit offener Seele hingibt, und es mit den Schranken der Sitte und Convenienz leicht nimmt, hatte sich in Goethe der inwohnende Hang zu einem freien Naturleben mächtig entwickelt. Fast zwei Jahre lang der Fesseln seines Berufs, des Zwanges der höhern

*) Brief Schiller's an Körner, vom 5. Juli 1788.

Gesellschaft entbunden, kehrte er mit dem Drange, ja mit dem klar bewußten Entschlusse zurück, sich fortan diese Fesseln ferner zu halten. Er fühlte sich gegen das Urtheil der Welt, das er schon früher nicht hoch angeschlagen, gehärteter als je; es sollte ihm sein Daseyn nicht mehr verkümmern. Selbst die unmittelbare Umgebung, in der und für die er vor seiner italienischen Reise lebte, hatte sehr viel von ihrer Gewalt über ihn verloren. Er war sogar von einer tiefen Verstimmung gegen die feineren und vornehmeren Cirkel durchdrungen, die, wie er in den Venetianischen Epigrammen sagt, nur dann die gute Gesellschaft heißen, wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit bieten. Das frische Leben der mittleren und unteren Stände, in welches er in Italien so tief hineinblickte, hatte ihm die höheren Stände mit ihrem Schein- und Trugwesen verleidet.

Wie sich seine politischen Ansichten gestaltet hatten und in der nächsten Zeit noch weiter entwickelten, heben wir uns für einen andern Platz zu erörtern auf, gedenken hier aber kurz seiner veränderten Stellung zum Christenthum und den warmen Bekennern desselben. Er war jetzt nicht bloß, wie er sich vor der italienischen Reise in einem Briefe an Lavater nannte, ein decidirter Nichtchrist, sondern war fast zum Widerchristen geworden. Auf dem Boden der herrlichen antiken Welt, von ihren erhabenen Resten umringt, unter Beschäftigungen mit antiker Kunst und Poesie, wo ihm Alles so menschlich und faßlich, und doch so tief und reich däuchte, unter seinen Naturstudien, wo er Schritt für Schritt sich festern Grund zu gewinnen suchte, dachte er nur mit Widerwillen

an die Bemühungen der deutschen Christologen, die er früher neben sich geduldet, ja mit denen er manche Berührungspuncte gehabt hatte. „Wenn Lavater," schrieb er aus Italien, „seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine (Lavater) ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebe durch Etwas außer sich? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, und wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?" Die deutsche christliche Baukunst, die am Schlusse der ersten Periode seine Begeisterung erregt hatte, ward ihm in Italien widerwärtig und verhaßt; er spottete über „die kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabakspfeifensäulen, die spitzen Thürmlein und Blumenzacken," die er nun auf immer los zu seyn meinte; er warf einen wahren Ingrimm auf die christlichen Gemäldestoffe, die ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen schienen, in denen man sich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabensteine befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden sollen, die dann ihrer-

seits der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen durfte." Und so begegnet uns auch in den nächsten Jahren nach dem Aufenthalte in Italien mancher heftige Ausbruch der Abneigung gegen christliches Wesen und christliche Sitte. In den Venetianischen Epigrammen führt er das + unter den vier Dingen auf, die ihm wie Gift und Schlange zuwider sind; eben dort will er jeden Schwärmer vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz geschlagen haben, damit er nicht aus einem Betrogenen zum Schelmen werde. Noch im Jahre 1796 will er sich nicht zur Taufe von Schiller's zweitem Sohne einfinden, „weil ihn diese Ceremonie gar zu sehr verstimme." Goethe bezeichnete im Jahre 1792 zu Pempelfort gegen Jacobi den Haß, den er „wider das Christenthum und namhafte Christen" mitgebracht, selbst als einen „wahrhaft Julianischen Haß." Mit den Jahren milderte sich aber, wie wir sehen werden, diese Abneigung wieder so sehr, daß zuletzt, wie Jacobi meinte, wenig daran fehlte, daß Goethe mit dem Kämmerer in der Apostelgeschichte hätte sprechen können: „Was hindert, daß ich getauft werde." *)

In dem Vorangeschickten findet nun auch, zum Theil wenigstens, ein in dieser Epoche angeknüpftes häusliches Verhältniß seine Erklärung, welches gegen unsern Dichter bei seinen Lebzeiten, wie nach seinem Tode manchen herben Tadel hervorgerufen hat. Es muß bald nach der Rückkunft aus Italien gewesen seyn, daß er die Bekanntschaft von Christiane Vulpius, seiner nachherigen Gattin, machte; denn in

*) S. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 273.

einem Briefe an Schiller, vom 13. Juli 1796,*) meldet er, daß er an dem Tage eine Epoche erlebe, indem sein Ehestand gerade acht Jahre alt sey. Wie Riemer uns berichtet, lernte er das Mädchen auf einem Spaziergange im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater, kennen. „Er nahm sie nicht sogleich zu sich in's Haus," fügt Riemer hinzu, „sondern sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Auch hatte sie anfangs Nichts mit seiner Wirthschaft zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eigenem Antriebe und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darin aufgenommen, und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis an's Ende ihres Lebens. Damals, in erster Jugendblüthe, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen seyn. Ihr späteres äußeres Erscheinen darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden. Wer sie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesichte, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethe's Geschmack und Wahl nicht mißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später (1797) sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand."

Achtzehn Jahre hindurch währte Goethe's Verbindung mit Christiane Vulpius, ehe er durch die Kirche ihren Bund

*) Briefe von und an Goethe, herausgegeben von Riemer, S. 138.

fonctioniren ließ. Sie gebar ihm mehrere Kinder, die bis auf den einzigen Sohn*) früh dahinstarben. Der Anstoß und Aerger, den dieses Verhältniß erregte, mag sich auf ihre Person übertragen haben, und so erklärt sich wohl das Entstehen ungünstiger Berichte über sie, denen von der Gegenseite lebhaft widersprochen worden ist. Besaß sie auch nicht die feine Bildung, welche die Weimarische haute volée von einer Freundin Goethe's verlangte, so muß es ihr doch nicht an Empfänglichkeit für sein höheres Geistes- und Gemüthsleben gemangelt haben, wenn sie an seinen naturwissenschaftlichen Studien fördernden Antheil nehmen, wenn er Gedichte, wie die Metamorphose der Pflanzen, zunächst für sie bestimmen konnte. Man hat als Beweis, wie fern sie Goethe's höheren Interessen gestanden habe, auch den Umstand hervorgehoben, daß ihrer in seinen Gedichten nirgendwo gedacht sey. Allein daraus ließe sich vielleicht eher die entgegengesetzte Folgerung ziehen, denn gerade was ihn am Tiefsten bewegte, scheute er sich dem Gedichte zu vertrauen, wie die Gefühle der Freundschaft für den Herzog Carl August, und die Empfindungen beim Abschiede von Rom; und eben dieß wollen in Bezug auf sie, die er nach Riemer's Zeugniß seine „kleine Freundin" zu nennen liebte, ohne Zweifel die Verse andeuten:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied' erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

*) August, geboren den 25. December 1789.

Aber nur ihr Name, nicht ihr Bild und belebender Einfluß ist aus Goethe's Dichtung fern geblieben. Die „Morgenklagen," die er an Jacobi als Anlage zu einem Briefe vom 31. October 1788 überschickte, sind ohne Zweifel eine poetische Blüthe dieser Liebe. Daß ferner aus eben dieser Liebe alle die Wärme und Lebenswahrheit geflossen, die in den Römischen Elegieen und in vielen Venetianischen Epigrammen athmet, deutet Goethe selbst wiederholt an, in den Annalen unter dem Jahre 1790 und in der Campagne in Frankreich, in der „Zwischenrede," vor der Erzählung seines Besuchs zu Pempelfort. „Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse," sagt er an jener Stelle, „gaben mir Muth und Stimmung, die Römischen Elegieen auszuarbeiten und zu redigiren; die Venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf." An der andern heißt es, er würde in jener Zeit (der nächsten nach dem Aufenthalt in Italien) in der Einsamkeit der Wälder und Gärten, wo er sann und dichtete, in den Finsternissen der dunkeln Kammer, wo er der Optik oblag, ganz einsam geblieben seyn, „hätte ihn nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegieen, die venetianischen Epigramme fallen in jene Zeit." Von der Elegie „Metamorphose der Pflanzen" berichtet er: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete." Daß aber die „eigentlich Geliebte," welcher die Elegie zunächst galt, Christiane Vulpius

gewesen, bestätigt Riemer's Zeugniß: „Das Gedicht Metamorphose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß Beider zu einander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören.“ Die Tiefe seines Schmerzes endlich über ihren Verlust sprechen kräftiger, als die ausführlichste Todtenklage, folgende vier Verse aus, welche er an ihrem Sterbetage, dem 6. Juni 1816, schrieb:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

So viel mag als Beweis genügen, daß das Verhältniß edlerer Art war, als man gewöhnlich annimmt. Fügen wir noch Einiges hinzu, so geschieht es nicht, um dasselbe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, sondern nur, was mehr in unserer Aufgabe liegt, es zu erklären. Schon längst empfand Goethe auf's Innigste die Sehnsucht nach einem häuslich-stillen, ehelichen Leben. Wie von dieser Empfindung das Schauspiel „die Geschwister“ ganz durchdrungen ist, so äußert sie sich auch in Briefen früherer Zeit.*) Blieb er dessenungeachtet so lange ehelos, so mag dieß zum Theil darin begründet gewesen seyn, daß, wie Riemer sagt, „seine zu mannichfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, eine Vermählung nicht erlaubten oder wenigstens nicht begünstigten.“

*) Z. B. in dem Briefe an Knebel vom 30. November 1779, Riemer's Mittheilungen II, S. 102.

Jedoch verräth uns Riemer auch, daß es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen gefehlt habe, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Indem er nun jetzt, wo er schon auf der Mittagshöhe des Lebens stand, das Bedürfniß eines solchen häuslichen Glückes nicht länger abwies, kann uns nach dem, was oben bemerkt worden, weder seine Wahl, noch die rücksichtslose Weise, wie er dieß Verhältniß behandelte, befremden. Ihm, dem Italien den Sinn für die einfachsten Grundbedingungen menschlichen Glücks geschärft hatte,*) dem die höheren Kreise in Deutschland auch noch durch andere Ursachen, von denen bald die Rede seyn wird, verleidet wurden, der von weiter Fahrt mit reicher Fracht gelandet war, die Stoff zu jahrelanger stiller Beschäftigung bot, ihm konnte nicht mit einer Gattin gedient seyn, welche ihn noch tiefer in die höheren Gesellschaftscirkel hineingezogen hätte; ihm mußte eine Lebensgefährtin zusagen, welche „in naiver, anspruchloser Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Hingebung an Kunst und Wissenschaft zu erleichtern wußte.“ Wie unwesentlich ihm aber, nach seiner damaligen Stellung zur Kirche, die Weihe derselben für seine Verbindung erscheinen mußte, leuchtet von selbst ein; ja es mochte ihm dünken, als ob dadurch einem Verhältnisse, welches ganz ein Bund freier Neigung seyn sollte, von vorn herein irgend ein Zwang aufgebürdet würde. Zudem behielt er als Dichter, namentlich

*) Riemer's Mittheilungen I, S. 356.

auf dem Felde der erotiſchen Poeſie, eine größere Freiheit. Eine legitime, ebenbürtige Gattin hätte wahrſcheinlich an Productionen, wie die Römiſchen Elegieen und die Venetianiſchen Epigramme, eine ſtrenge Cenſur geübt, während ſeine kleine Freundin, wie Riemer bezeugt, fern von Eiferſucht, Schmollen und Einmiſchung in ſein Autortreiben, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergaß, „daß ſie dieſe ihr und ihren Verwandten convenirende Exiſtenz und Wirkſamkeit in einer ihr angemeſſenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte.“ Als ſich aber mit den Jahren Goethe's oppoſitionelle oder vielmehr rückſichtsloſe Stellung zur Kirche und Geſellſchaft bedeutend veränderte, hätte er ſich vielleicht ſehr gern, wie Riemer ſich ausdrückt, „mit Sitte und Convenienz conformirt,“ wäre ihm nur nicht das Aufſehen und Gerede, welches dieſer Wechſel verurſachen mußte, ſo zuwider geweſen; und daraus erklärt es ſich wohl zum Theil, warum er gerade eine Epoche der höchſten Aufregung und Verwirrung der Geſellſchaft wählte, um die langjährige Verbindung durch eine förmliche Trauung zu ſanctioniren.

Das im Anfange noch durch den Reiz des Geheimniſſes erhöhte Glück ſeiner Liebe fühlt ſich, wenn er gleich davon ſchweigt, in dem erſten Briefe heraus, den er nach der Heimkehr an Jacobi richtete. „Ja, mein Lieber,“ ſchrieb er den 21. Juli 1788, „ich bin wieder zurück, und ſitze in meinem Garten, hinter der Roſenwand unter den Aeſchenzweigen, und komme nach und nach zu mir ſelbſt. Ich war in Italien ſehr glücklich; es hat ſich ſo Mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange ſtockte; Freude und Hoffnung iſt wieder ganz

in mir lebendig geworden. Mein hieſiger Aufenthalt wird mir ſehr nützlich ſeyn. Denn da ich ganz mir ſelbſt wiedergegeben bin, ſo kann mein Gemüth, das die größten Gegenſtände der Kunſt und Natur faſt zwei Jahre auf ſich wirken ließ, nun wieder von Innen heraus wirken, ſich weiter kennen lernen und ausbilden."

Um dazu aber deſto beſſer im Stande zu ſeyn, hatte er, bereits in einem Briefe von Rom aus, ſeinen Herrn und Freund gebeten, ihn ſeinem bisherigen Geſchäftskreiſe zu entheben, und der edle Fürſt hatte ſeinem Geſuche willfährig entſprochen. Schon durch ein Reſcript vom 11. April 1788 war der Geheime Aſſiſtenzrath Schmid zum Kammer-Präſidenten ernannt worden, wobei jedoch Goethe das Recht behielt, in dem für den Landesherrn reſervirten Lehnſtuhl ſeinen Platz nehmend, den Sitzungen des Collegiums, ſo oft es ſeine Zeit geſtattete, beizuwohnen.*) Jener Brief Goethe's aus Rom an den Herzog iſt für Goethe's nunmehrige Richtung ſo bezeichnend und für ſein Verhältniß zu Carl Auguſt ſo aufklärend, daß die Mittheilung deſſelben keiner weitern Rechtfertigung bedarf. „Wie ſehr danke ich Ihnen," ſchreibt er, „daß Sie mir dieſe köſtliche Muße geben und gönnen! Da doch einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen, ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne das Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geſchäften iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden; laſſen Sie nun ein neu

*) Nach dem Briefwechſel Schiller's mit Körner (I, 368) behielt er „nur noch die Bergwerks-Commiſſion als bloße Liebhaberei."

Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit *mich selbst wieder gefunden*. Aber als was? *Als Künstler!* Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu eröffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten seyn. — Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, *wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Anderen auftragen*. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst.

Wie Goethe bei der Heimkehr seinem fürstlichen Freunde mit Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit entgegentrat, so empfing ihn dieser mit alter Herzlichkeit und Güte, und so blieb das Verhältniß nach wie vor ein wahrhaft brüderliches, wie es nicht leicht anderswo zwischen einem Herrn und Diener bestanden hat. Dagegen verengte sich der Kreis von Goethe's übrigen Freunden um diese Zeit mehr und mehr. Herder wurde ihm in den ersten Tagen des Augusts 1788 durch eine Reise nach Italien auf ein ganzes Jahr entzogen. Von Lavater fühlte er sich innerlich durch eine breite Kluft geschieden. Mit Jacobi ging der Briefwechsel in der letzten Hälfte des Jahrs 1788 zwar noch ziemlich lebhaft; aber Goethe war sich der Divergenz ihrer beiderseitigen Richtung doch zu tief bewußt, als daß ein recht inniger und erquickender Seelentausch hätte fortdauern können. Merck ging ihm in jener Epoche so gut wie verloren, weil dieser über einem äußern Bedrängnisse, einer verunglückten industriellen Speculation, sich selbst verlor. Man erschrickt, wenn man in der Reihe von Merck's Briefen zu seinem Schreiben vom 3. August 1788 an Goethe kommt. Der früher so kräftige, selbstbewußte, oft herbe Freund erscheint plötzlich tief gebeugt, demüthig um Hülfe flehend, nicht mehr mit dem zutraulichen Du in der Anrede, sondern mit dem respectvollen Sie. „Einer der unglücklichsten Menschen," beginnt sein Brief, „der Ihnen ehedem werth war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an." Er schließt mit den Worten: „Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen und so verdient glücklichen Mann von einem höchst

verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen. Leben Sie bis in das späteste Alter, umgeben mit allem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht. Für mich bleibt Nichts übrig, als ein Abgrund von Elend." Goethe und der Herzog bewährten sich, wie Merck's weitere Briefe zeigen, als treue Freunde, obwohl sie sein Unglück nur erleichtern, nicht heben konnten. Ein Brief von ihm an Goethe vom 18. October 1788 beginnt: „Ich bin noch nicht im Stande, weder dem Herzoge als meinem ersten Wohlthäter, noch meinem ältesten und edelsten Freunde mit meinem Dank unter die Augen zu treten. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, Jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand." Am Schlusse heißt es: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Anbetung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen. Und mit mir und über mich richte sein heiliger Wille, wie er es zu meinem Besten, zu meiner Besserung und Bestrafung, zur Erleichterung des Elends meiner Kinder und deren redlichem Fortkommen durch diese böse Welt für wohlgethan achten wird. Ich finde mich in Etwas erleichtert, nachdem ich diesen langen Brief geschrieben habe. Wenn ich weinen könnte, wäre mir noch besser." Goethe's Antwort lautete: „Dein Brief, lieber Freund, wenn er mich gleich seinem Inhalte nach betrübt, hat mir doch Freude gemacht, daß Du ihn nur hast schreiben mögen. Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir

manchmal, vertraue mir Deine Zustände, und glaube, daß Du mir auch mit Klagen nicht lästig bist. Nimm Dich was Du kannst zusammen, separire durch den Verstand die physischen, moralischen, ökonomischen Uebel und suche Heilung, Mittel und Hülfe in Dir selbst und Deinen Freunden. Ich hoffe, es steht Dir Schleiermacher *) im Ordnen des Ganzen bei, wenn Du gleich im Einzelnen selbst wirst arbeiten müssen. Lebe wohl; ich bin zufrieden und vergnügt."

Reichen Ersatz für den Verlust an persönlichem und brieflichem Verkehr mit Freunden hätte er in dem Umgange mit Schiller finden können, welcher schon damals in seiner Nähe lebte. Schiller's Freunde waren sehr gespannt auf seine Zusammenkunft mit Goethe, die zu Rudolstadt im Lengefeld'schen Hause **) in der ersten Hälfte des Septembers stattfand. Sie hatte nicht den erwarteten Erfolg. Goethe bezeigte sich freundlich genug, hielt sich aber in einer gewissen Entfernung, und Schiller war viel zu stolz, um sich dem Rückhaltenden entgegenzudrängen. Dieser hat selbst von jenem ersten Begegnen mit Goethe einen interessanten Bericht in dem Briefwechsel

---

*) Ernst Christian Friedrich Adam Schleiermacher, Hessen-Darmst. Wirkl. Geh. Rath, damals Cabinets-Secretär und Freund des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Ludewig I.

**) Goethe's Verbindung mit der Lengefeld'schen Familie, welche durch Frau v. Stein eingeleitet worden war, datirte sich schon von früheren Jahren her. In einem Briefe vom 7. April 1783 an Lavater empfiehlt er diesem „Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern und Hrn. von Beulwitz aus Rudolstadt."

werke, die ihn besonders anwiderten, wie Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber, in hohem Ansehen. Schiller, gesteht er, war ihm verhaßt, weil dieser als ein kraftvolles, aber unreifes Talent eben die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich inmittelst zu läutern gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ergossen hatte, obwohl er, wie es an einer andern Stelle heißt, auch den redlichen und seltenen Ernst, der aus allen Werken Schiller's hervorleuchtete, zu schätzen wußte. Der Beifall, der seinen rohen Erstlings-Productionen vom wilden Studenten, wie von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte Goethe'n; denn er glaubte all' sein Bemühen verloren zu sehen; die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie er sich gebildet hatte, schien ihm beseitigt und gelähmt. Er hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die Ausübung der Dichtkunst, die Betrachtung der bildenden Kunst ganz aufgegeben; denn es war keine Aussicht da, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten. „Man denke sich meinen Zustand!" sagt er. „Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt." Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, eine Annäherung der beiden Dichter herbeizuführen; in dem Aufsatz über Anmuth und Würde glaubte Goethe gewisse harte Stellen direct auf sich deuten zu können. Ueberhaupt vermochten Schiller's philosophische, wie seine historischen Schriften kein besseres Verhältniß zu vermitteln, da Goethe, von abstracter Speculation, wenn er auch eine Zeit lang Kant mit Interesse

ſtudirte,*) im Ganzen doch kein Freund war und auch mit der Geſchichte ſich wenig zu ſchaffen machte. So lehnte er denn alle Verſuche von Perſonen, die Beiden gleich nahe ſtanden, und ſelbſt das milde Zureden Dalberg's ab. „Meine Gründe," ſagt er, „die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtes-Antipoden mehr als Ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen nicht in Eins zuſammenfallen können."

Es fehlt uns andrerſeits nicht an noch offenherzigeren Confeſſionen, die Schiller's damalige Stimmung gegen Goethe aufdecken. „Oefters um Goethe zu ſeyn," ſchrieb er den 2. Februar 1789 an Körner, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde keinen Moment der Ergießung, er iſt an Nichts zu faſſen: ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln, und durch kleine ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen; aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben — dieß ſcheint mir eine conſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe calculirt iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und

*) S. den Briefwechſel zwiſchen Körner und Schiller, II, 202 f. 207. Vgl. Goethe's W. Bd. 25, S. 126, 159 f., Bd. 40, S. 421.

groß von ihm denke. — — Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünschte. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenland's hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dieß gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." — Körner antwortete: „Goethe's Charakter, wie Du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es Schade, wenn dieß Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeit lang fast alle Arten von Genüssen außer sich erschöpft hat, und ihm Nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit."

Der Leſer wird ſich dieſe Urtheile ſelbſt zu rectificiren wiſſen,*) aus denen immerhin eine hohe Bewunderung Goethe's hervorblickt. Schiller bekennt auch in einem Briefe vom 25. Februar 1789, daß er ſich, namentlich im Dramatiſchen, mit Goethe, wenn dieſer ſeine ganze Kraft anwenden wolle, gar nicht zu meſſen wage. „Er hat weit mehr Genie als ich," ſagt er, „und dabei weit mehr Reichthum an Kenntniſſen, eine ſichere Sinnlichkeit, und zu allem dieſem einen durch Kunſtkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunſtſinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht ſo viel Feinheit gehabt, dieſe Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüber zu ziehen, ſo würde ich in dieſem Fache gar nicht neben ihm ſichtbar geworden ſeyn. In einem der nächſten Briefe (vom 9. März 1789) macht ſich eine Empfindung gegen Goethe Luft, die wir gern dem vom Geſchick ſo ſchwer bedrängten Schiller zu

*) Wie vollſtändig Schiller ſeine Anſicht über Goethe's zurückhaltendes Weſen berichtigte, zeigt ein Brief an Körner vom 31. Auguſt 1798: „Man ſchleppt ſich mit ſo vielen tauben und hohlen Verhältniſſen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geſelligkeit ſo oft ein Leeres, das man froh iſt wieder fallen zu laſſen; es gibt ſo gar erſchrecklich wenig wahre Verhältniſſe überhaupt, und ſo wenig gehaltreiche Menſchen, daß man einander, wenn man ſich glücklicherweiſe gefunden, deſto näher rücken ſoll. Ich bin in dieſer Rückſicht Goethe ſehr viel ſchuldig u. ſ. w.

ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiviſch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele ſchöpfe. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber ſein Geiſt forſcht und wirkt nach allen Directionen, und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.“ So führte denn auch dieſes Geſpräch zu erhöhter Bewunderung, aber nicht zu vertraulicher Annäherung.

Indem ſo Goethe von älteren Freunden durch äußere und innere Hinderniſſe geſchieden und von Schiller einſtweilen noch durch unüberwindliche Abneigung fern gehalten ward, ſtand er die nächſten Jahre ſehr einſam da und führte ein höchſt zurückgezogenes Leben. Es vereinigte ſich aber auch Alles, um ihn an das Haus und ein ſtilles Geiſtesleben zu feſſeln. Aus Italien, dem formreichen, zurückgekehrt, konnte er dem geſtaltloſen Deutſchland keinen Geſchmack abgewinnen;*) der düſtere vaterländiſche Himmel weckte eine ſchmerzliche Sehnſucht nach dem heitern Himmel des Südens. Die früheren Bekannten brachten ihn, ſtatt ihn zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, beinahe zur Verzweiflung. Sein Entzücken über entfernte, kaum bekannte Gegenſtände, ſein Klagen über das Verlorene ſchien ſie zu beleidigen; er vermißte jede Theilnahme, Niemand verſtand ſeine Sprache. Für dieſe Entbeh-

*) S. Goethe's ſämmtliche Werke, B. 36, S. 92.

rungen ſuchte er ſich nun daheim, „wo ihn ein glückliches Verhältniß lieblich erquickte,“ vorzüglich durch Dreierlei ſchadlos zu halten, durch Kunſtbetrachtungen und Kunſtgenüſſe, durch Naturſtudien, und durch Vergegenwärtigung der Sitten der Völker.

„Im Laufe von zwei vergangenen Jahren,“ ſo lautet ſein eigenes Bekenntniß über dieſe Zeit,*) „hatte ich ununterbrochen beobachtet, geſammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden geſucht. Wie die begünſtigte griechiſche Nation verfahren, um die höchſte Kunſt im eigenen Nationalkreiſe zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewiſſen Grad einzuſehen gelernt, ſo daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überſchauen, und mir einen reinen und vorurtheilsfreien Kunſtgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie ſie geſetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muſter alles künſtlichen, zu bereiten. — Das Dritte, was mich beſchäftigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zuſammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerſtand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunſt noch Natur, ſondern Beides zugleich iſt, nothwendig und zufällig, abſichtlich und blind; ich verſtehe die menſchliche Geſellſchaft. — Wie ich mich nun in dieſen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich ſogleich ſchriftlich zu verfaſſen, was mir am klarſten vor dem Sinne ſtand, und ſo ward das Nachdenken geregelt, die

*) S. Goethe's ſämmtliche Werke, B 36, S. 92 f.

Erfahrung geordnet und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl, einen andern, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Carneval; sie zeigen sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene großen Weltgegenden genommen hatte."

Der erste dieser drei Aufsätze sucht die in der Ueberschrift bezeichneten Begriffe schärfer zu bestimmen und zu sondern. Die wenigste Schwierigkeit bot die „einfache Nachahmung der Natur," welche „bei sogenannten todten oder stilliegenden Gegenständen (wie Blumen, Früchten u. dgl.) von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen" mit Erfolg ausgeübt wird. Die „Manier" ist eine Sprache, worin sich der Geist des Künstlers unmittelbar ausdrückt und charakterisirt. Sie opfert Einzelnes, um viele Gegenstände in ein harmonisches Bild zu vereinigen, um den allgemeinen Ausdruck eines großen Gegenstandes zu erreichen. Der „Styl" endlich beruht auf der Erkenntniß des Wesens der Dinge, auf der Auffassung ihrer charakteristischen Eigenschaften und auf der Nebeneinanderstellung und Nachahmung ihrer charakteristischen Formen. An diese Definitionen und Unterscheidungen werden dann noch einige Betrachtungen angeknüpft über die Verwandtschaft und das Ineinanderverlaufen dieser drei Arten, Kunstwerke hervorzubringen. Obgleich sich der Aufsatz ausschließlich auf bildende Kunst bezieht, so ist er doch zugleich bezeichnend für Goethe's nunmehrige Ansicht über poetische Kunst. Der Manier entspricht die subjective Dichtkunst, dem Styl die objective; und wie er zwar

der Manier noch eine „hohe und respectabele“ Stelle in der Kunst zuerkennt, den Styl aber als das Höchste betrachtet wissen will, „was die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann,“ so stellt er auch die reine, ruhige, das Wesen der Dinge treu erfassende und darstellende Poesie über die subjectiv bewegte, durch die innere Welt des Darstellenden gefärbte Dichtkunst. Dann spricht sich auch in dem hohen Range, den er dem Style einräumt, seine Verehrung der Naturforschung aus; denn der Künstler, der sich um Styl bemüht, ist dem Naturforscher innig verwandt, indem er, gleich diesem, „die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen zu lernen, die Reihe der Gestalten zu überschauen sucht, und die verschiedenen charakteristischen Formen mit einander vergleicht.“ — Außer dieser Abhandlung gingen noch drei kleinere Aufsätze aus seinen damaligen Kunstbetrachtungen hervor: 1) „Material der bildenden Kunst,“ worin er den Gedanken, daß jedes Kunstwerk bis auf einen gewissen Grad durch das Material bedingt sey, an den ägyptischen Obelisken erläutert, die er aus der natürlichen Form der Granitmassen ableitet; 2) Von Arabesken,“ deren Werth, Bestimmung und Anwendung bei den Alten er bespricht, und 3) „Ueber Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Marc-Anton gestochen und von Professor Langer in Düsseldorf copirt (1789).“

Vielleicht noch größern Reiz, als die Kunstbetrachtungen, hatten für unsern einsiedlerisch lebenden Freund in dieser Zeit die Naturstudien, und unter diesen stand jetzt noch die Botanik im Vordergrunde. Die Geschichte seines botanischen Stu-

biums hat der zweite Theil unſerer Schrift bereits im Zuſammenhange bis zur Reiſe nach Italien verfolgt. Hier regte die Fülle, Neuheit und Pracht der Erſcheinungen aus der Pflanzenwelt ſeine Luſt an dieſer Wiſſenſchaft neu auf, und das Wechſelhafte der Geſtalten lockte ihn immer mehr, allen Veränderungen und Uebergängen der Formen nachzugehen. Gleich beim Eintritt in Italien machten der Lärchenbaum, die Zirbelnuß dringend auf klimatiſchen Einfluß aufmerkſam, auch andere Pflanzen, mehr oder minder verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am ergreifendſten aber ſtellte ſich ihm die Fülle einer fremden Vegetation dar, als er in den botaniſchen Garten von Padua hineintrat, wo ihm eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der **Bignonia radicans** zauberiſch entgegenleuchtete. Hier ſah er im Freien manchen ſeltenen Baum emporgewachſen, den man daheim nur in Glashäuſern überwintern konnte. Vor Allem zog eine Fächerpalme ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Glücklicher Weiſe ſtanden die einfachen lanzenförmigen erſten Blätter noch am Boden, die ſucceſſive Trennung derſelben nahm zu, bis endlich das Fächerartige ſich in vollkommener Ausbildung zeigte; zuletzt trat aus einer ſpathagleichen Scheide ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erſchien als ein ſonderbares, mit dem vorhergehenden Wachsthume in keinem Verhältniß ſtehendes Gebilde, fremdartig und überraſchend. Ueber dieſem Anſchauen und Vergleichen bildete ſich nun immer mehr in ihm die Vorſtellung aus: „die uns umgebenden Pflanzenformen ſeyen nicht urſprünglich determinirt und feſtgeſtellt, ihnen ſey vielmehr, bei einer eigenſin-

nigen generischen und specifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die auf dem Erdkreis auf sie einwirken (als Bodenverschiedenheit, Feuchte und Trockenheit, Wärme und Kälte u. s. w.), sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können." In allen Arten und Gestalten aber, selbst den allerentferntesten, erkannte er ein Gemeinsames, und dieser Gedanke schwebte ihm damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vor. Indem er nun im weitern Verlauf der Reise sämmtlichen Pflanzenformen, wie sie ihm vorkamen, in ihren Umbildungen und Veränderungen nachging, leuchtete ihm am letzten Ziele der Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein.

Mit dieser großen, wahrhaft genialen Entdeckung war ein neues Ferment, eine mächtige Leidenschaft in seine Seele geworfen; er hätte gern fortan sich ausschließlich mit der Entwickelung dieses Gedankens, dessen Fruchtbarkeit ihm sogleich einleuchtete, beschäftigen mögen. Aber in Rom war, nach seiner Wiederkunft aus Sicilien, an kein folgerechtes Studium zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum forderten ihn gewissermaßen ganz. Dennoch konnte er nicht umhin, tagtäglich in jedem Garten, auf Spaziergängen, auf kleinen Lustfahrten sich der neben ihm bemerkten Pflanzen zu bemächtigen, und richtete besonders seine Aufmerksamkeit auf die Fortpflanzung sowohl durch Samen, als durch Augen. Während seiner Rückreise nach Deutschland verfolgte er unablässig seine Gedanken und ordnete sich im stillen Sinne einen annehmlichen Vortrag

biums hat der zweite Theil unſerer Schrift bereits im Zuſammenhange bis zur Reiſe nach Italien verfolgt. Hier regte die Fülle, Neuheit und Pracht der Erſcheinungen aus der Pflanzenwelt ſeine Luſt an dieſer Wiſſenſchaft neu auf, und das Wechſelhafte der Geſtalten lockte ihn immer mehr, allen Veränderungen und Uebergängen der Formen nachzugehen. Gleich beim Eintritt in Italien machten der Lärchenbaum, die Zirbelnuß dringend auf klimatiſchen Einfluß aufmerkſam, auch andere Pflanzen, mehr oder minder verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am ergreifendſten aber ſtellte ſich ihm die Fülle einer fremden Vegetation dar, als er in den botaniſchen Garten von Padua hineintrat, wo ihm eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberiſch entgegenleuchtete. Hier ſah er im Freien manchen ſeltenen Baum emporgewachſen, den man daheim nur in Glashäuſern überwintern konnte. Vor Allem zog eine Fächerpalme ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Glücklicher Weiſe ſtanden die einfachen lanzenförmigen erſten Blätter noch am Boden, die ſucceſſive Trennung derſelben nahm zu, bis endlich das Fächerartige ſich in vollkommener Ausbildung zeigte; zuletzt trat aus einer ſpathagleichen Scheide ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erſchien als ein ſonderbares, mit dem vorhergehenden Wachsthume in keinem Verhältniß ſtehendes Gebilde, fremdartig und überraſchend. Ueber dieſem Anſchauen und Vergleichen bildete ſich nun immer mehr in ihm die Vorſtellung aus: „die uns umgebenden Pflanzenformen ſeyen nicht urſprünglich determinirt und feſtgeſtellt, ihnen ſey vielmehr, bei einer eigenſin-

igen generischen und specifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die auf dem Erdkreis auf sie einwirken (als Bodenverschiedenheit, Feuchte und Trockenheit, Wärme und Kälte u. s. w.), sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können." In allen Arten und Gestalten aber, selbst den allerentferntesten, erkannte er ein Gemeinsames, und dieser Gedanke schwebte ihm damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vor. Indem er nun im weitern Verlauf der Reise sämmtlichen Pflanzenformen, wie sie ihm vorkamen, in ihren Umbildungen und Veränderungen nachging, leuchtete ihm am letzten Ziele der Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein.

Mit dieser großen, wahrhaft genialen Entdeckung war ein neues Ferment, eine mächtige Leidenschaft in seine Seele geworfen; er hätte gern fortan sich ausschließlich mit der Entwickelung dieses Gedankens, dessen Fruchtbarkeit ihm sogleich einleuchtete, beschäftigen mögen. Aber in Rom war, nach seiner Wiederkunft aus Sicilien, an kein folgerechtes Studium zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum forderten ihn gewissermaßen ganz. Dennoch konnte er nicht umhin, tagtäglich in jedem Garten, auf Spaziergängen, auf kleinen Lustfahrten sich der neben ihm bemerkten Pflanzen zu bemächtigen, und richtete besonders seine Aufmerksamkeit auf die Fortpflanzung sowohl durch Samen, als durch Augen. Während seiner Rückreise nach Deutschland verfolgte er unablässig seine Gedanken und ordnete sich im stillen Sinne einen annehmlichen Vortrag

einzigen Punkte sich noch immer nicht die mindeste Rechenschaft zu geben wußte; es war das Colorit. Hierüber konnte er weder durch sich, noch durch Andere zur Klarheit gelangen. Lehrbücher wie Kunstwerke, Abgeschiedene wie Lebendige ließen ihn gleich rathlos. Beobachtete und fragte er die gegenwärtigen Künstler, die unter seinen Augen Gemälde ausführten, so fand er bald, daß sie in der Färbung bloß aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Keins entwickelte sich aus dem Andern, Keins griff nothwendig in das Andere ein. Goethe ließ sich dadurch nicht entmuthigen und fuhr fort, den Farben in Kunstwerken und Natur die liebevollste Aufmerksamkeit zu widmen; allein bei den tausend Geistern, die sich damals um ihn stritten, gelangte er in Italien noch zu keinem erheblichen Resultat. So viel leuchtete ihm indessen ein, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von Seiten der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst Etwas über sie gewinnen wollte.

Als er nun in der Heimath nach längerer Unterbrechung diese Forschungen wieder aufnahm, las er zuerst, wie alle Welt von der Wahrheit der Newton'schen Theorie überzeugt, in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel, und weil er aus der Lehre, wie sie dastand, Nichts für seinen Zweck zu entwickeln vermochte, so nahm er sich vor, die Experimente und Phänomene, wodurch jene Theorie bewiesen wird, zu sehen. Zu diesem Zwecke bot ihm Hofrath Büttner, welcher von Göttingen nach Jena gezogen war, freundlich den nöthigen

Apparat an; es fehlte Nichts als eine dunkle Kammer, die sich Goethe in einem neuen Quartier, das er eben damals bezog, recht bald einzurichten gedachte. Allein mancherlei Hindernisse traten ein, und die Prismen blieben eingepackt in einem Kasten unter dem Tische stehen. Endlich, da er erfuhr, daß Büttner über die verzögerte Rücksendung der Instrumente ungeduldig sey, nahm er den Kasten hervor und stand schon im Begriff, ihn dem Boten zu übergeben, als ihm einfiel, er wolle doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was er seit seiner frühesten Jugend nicht mehr gethan. Indem er das Prisma vor die Augen nahm, erwartete er, der Newton'schen Theorie eingedenk, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt zu sehen. Aber zu seiner Verwunderung fand er, daß sie, durch's Prisma angeschaut, nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkeles daran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Mit Einem Male glaubte er die Unrichtigkeit der Newton'schen Hypothese zu erkennen und zugleich einzusehen, daß eine Grenze nothwendig sey, um Farben hervorzubringen. Nun war an kein Zurücksenden der Prismen mehr zu denken. Durch Ueberredung und Gefälligkeiten beruhigte er den Eigenthümer und setzte seine Untersuchungen fort.

Wir werden die Geschichte derselben am gehörigen Orte weiter führen und bemerken hier nur noch, wie bedenklich es für die Solidität des neu angelegten Gebäudes seyn mußte, daß das Grund-Aperçu ein ganz falsches war. Schon die

Erwartung, womit er das Prisma in die Hand nahm, ging aus einer irrigen und mangelhaften Auffassung der Newton'schen Theorie hervor; denn nach dieser muß gerade eine weiße Wand, durch das Prisma betrachtet, weiß, und nur an den Rändern farbig erscheinen, weil die entstehenden Farbenbilder, indem sie sich über einander schieben, wieder das Weiße erzeugen und nur an den Rändern die überragenden Farben erblicken lassen. Allein hier rächte es sich an Goethe, daß er von Jugend auf sich nicht gewöhnt hatte, eine lange zusammenhangende Gedankenreihe eines Andern mit Hingebung zu verfolgen und aufzunehmen; und insbesondere, daß er keine gründlichen mathematischen Studien gemacht hatte.

Das Denkmal der dritten Hauptrichtung, nach welcher hin Goethe's Geist damals vorzugsweise beschäftigt war, das Römische Carneval, scheint in dem Winter 178$^{8}/_{9}$ entstanden zu seyn. „Ich habe diese Zeit," schrieb er am 2. Februar 1789 an Jacobi, „hier Nichts zu Stande gebracht, als eine Beschreibung des römischen Carnevals. Bertuch und Krause wollen es auf Ostern mit illuminirten Kupfern herausgeben. Ich empfehle Dir dieß Werkchen und schicke Dir ihre Ankündigung. Es wird, hoff' ich, Niemand gereuen, einen Blick auf das moderne Saturnal zu thun." Als Goethe den „tollen Spectakel" zum ersten Male im Jahre 1787 sah, war er sehr wenig davon erbaut; er meinte damals, man müsse dem Schauspiel einmal beigewohnt haben, um den Wunsch, es je wieder zu sehen, völlig los zu werden; zu schreiben sey davon gar Nichts, bei einer mündlichen Darstellung möge es allenfalls unterhaltend seyn. Aber beim zweiten Anblick dieses Volksfestes, im Februar

1788, fiel ihm bald auf, daß es doch, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf habe. Dadurch ward er mit dem Getümmel versöhnt, indem er es wie ein sonstiges bedeutendes Naturerzeugniß oder Nationalereigniß ansah; er mischte sich, trotz manches widerwärtigen, unheimlichen Eindrucks, unter die verkappte Menge, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, notirte hierauf die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, und ließ zugleich die interessanten Masken durch seinen Hausgenossen Georg Schütz flüchtig zeichnen und coloriren. Mit Hülfe dieser Vorarbeiten entwarf er nun nach der Heimkehr das meisterhafte Gemälde jener bunten, bewegungsvollen Volkslustbarkeit, das an Anschaulichkeit und plastischer Bestimmtheit vielleicht unübertroffen dasteht. Er bekennt aber auch selbst, daß er die Arbeit mit Lust und Liebe ausgeführt habe. „Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise," fügt er hinzu, „den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich soviel als möglich zu verleugnen und das Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen." Es möchte nicht schwer fallen, aus dieser Einen Schilderung sämmtliche Kunstmittel abzuleiten, wodurch man dergleichen reiche und bewegte Scenen aus der Menschenwelt und überhaupt eine große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände lebhaft und treu dem innern Auge des Lesers vergegenwärtigen kann. Wir deuten nur auf Einiges hin. Mit großer Sorgfalt zeichnet Goethe vor Allem das Local und gibt die Grenzen genau an, innerhalb welcher

die Hauptvorgänge eingeschlossen bleiben. Diese Grenzen stehen nun beim Folgenden immer als einschließender Rahmen des Bildes vor unserer Phantasie. Dann wendet er das Kunstmittel der Gradation an. Er muthet unserer Einbildungskraft nicht auf einmal die Erzeugung eines Ganzen zu, welches das äußere Auge kaum aufzufassen vermag, wenn es ihm dargeboten wird; er führt uns den Corso erst nur durch eine mäßige Menge belebt vor, wie er sich an allen Sonn- und Festtagen darstellt; die Erscheinungen, die er dann zeigt, geben einen Leitfaden für die Auffassung des verwirrten Getümmels in den Faschingstagen.

Nachdem er so das Ganze vorbereitet, macht er uns mit den Einzelnheiten näher bekannt, welche später Hauptpartieen des reichen Gesammtgemäldes bilden sollen, er vergegenwärtigt uns die Masken, die wettrennenden Pferde, die Wache, die Kutschen, aber Alles nicht in der Form der Beschreibung, sondern der lebendigen Erzählung, Alles schon in Bewegung und Handlung dargestellt. Aber auch da, wo er endlich das Hauptbild vor uns aufrollt, weiß er der Phantasie noch allerlei Hülfsmittel zu bequemerer Auffassung desselben darzureichen; überall werden die prägnantesten Stellen, die eigentlichen Lebenspunkte herausgehoben, überall stellt sich in dem scheinbar gesetzlosesten Getümmel ein bestimmter Verlauf und Fortschritt dar.

In denselben Kreis mit dem Römischen Carneval gehören die den italienischen Briefen angehängten „Fragmente eines Reisejournals," die wohl auch erst nach der Heimkehr ihre gegenwärtige Form und Fassung erhielten. Besonders interessant sind darunter die Abschnitte: Volksgesang, die

Tarantella, Stundenmaß der Italiener, Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt. Der letztgenannte Aufsatz liegt in der Mitte der auf die Sitten der Völker bezüglichen und der Kunstbetrachtungen, oder verbindet vielmehr beide Gebiete mit einander.

Was endlich in dem für das vorliegende Capitel abgegrenzten Zeitraume an poetischen Erzeugnissen theils zum Abschluß gelangt, theils neu entstanden ist, wollen wir in dem nächstfolgenden Capitel zusammenfassen.

Sechstes Capitel.

Tasso. Der Groß-Cophta und die zugehörigen Lieder. Die ungleichen Hausgenossen; Lieder daraus. Morgenklagen. Römische Elegieen.

Unter den am Ende des vorigen Capitels angedeuteten poetischen Werken behauptet Tasso den ersten Platz. Ueberblicken wir noch einmal die schon in Früherem verfolgte allmählige Entstehung dieses Dramas, so finden wir den Beginn desselben in's Jahr 1777 zurückreichend.*) Zehn Jahre später, als sich Goethe in Rom befand und die Umformung seiner Iphigenie glücklich zu Stande gebracht hatte, dachte er auch an eine neue Bearbeitung des Tasso und nahm im Februar 1787 das Manuscript desselben nach Neapel mit. „Wüßte ich nur,"

*) S. Th. II, S. 378.

schrieb er damals an die Weimarischen Freunde, „was Ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen; denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter, als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet seyn; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann; das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft." Von dem Gedanken einer so gänzlichen Umgestaltung kam er jedoch wieder zurück und beschloß mit dem Stücke eine ähnliche Operation wie mit der Iphigenie vorzunehmen.*) „Lieber," schrieb er, „würf' ich ihn in's Feuer; aber ich will bei meinem Entschlusse beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen." Auf der Fahrt nach Sicilien begleiteten ihn die zwei ersten Acte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, in Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber mit einem Anflug von Weichlichem und Nebelhaftem, welcher sich alsbald verlor, als er nach seinen nunmehrigen Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ. Das Stück wurde auf der Seefahrt, „im Wallfischbauch, um und um, durch und durch gedacht," und der ganze Plan war bei der Ankunft in Palermo ziemlich auf's Reine gediehen. Die bedeutendsten Veränderungen scheinen die letzten Acte, namentlich der Schluß, erfahren zu haben. „Tasso muß umgearbeitet werden," meldete er am 1. Februar 1788; „was da

*) S. den Brief aus Caserta vom 16. März 1787.

steht, ist zu Nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!" Auf der Rückreise von Rom nach Deutschland erhielt ein guter Theil des Stückes seine gegenwärtige Gestalt. Von dem Schmerze über die Trennung vom geliebten Italien tief bewegt, suchte er sich zu einer poetischen Thätigkeit zu ermannen und bearbeitete mit inniger Neigung die Partieen des Tasso, die seiner augenblicklichen Stimmung am meisten verwandt waren. In Florenz verbrachte er die größte Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten. „Hier schrieb ich," so berichtet er selbst am Schlusse seiner italienischen Reise, „die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dem Zustand meiner Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweise behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid*) dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere,**) wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten."

*) Vergl. oben S. 150.

**) Nach Riemer im Juli 1789.

Um eine festere Basis für die Erörterung des Dramas zu gewinnen, suchen wir zunächst die Grundaufgabe, deren Lösung der Dichter sich hier aufgegeben hat, zu bestimmen. Die von Lewitz ausgesprochene Ansicht,*) daß es, „einzig und allein das Hofleben in seinem ganzen Umfange und seinem tiefsten Wesen“ sey, was Goethe habe schildern wollen, hat Hiecke in den Hallischen Jahrbüchern vollkommen widerlegt. Wie diese Auffassung zu enge ist, so dürfte der Gegensatz des Idealismus und des Realismus, der Conflict der idealen Gemüthswelt mit der Wirklichkeit und ihrer unerbittlichen Ordnung, worin Andere den Grundgedanken gefunden haben, umgekehrt zu weit seyn. Uns scheint specieller der Kampf der freien schrankenlosen Sinnesart des Dichters mit dem Hof- und Staatsleben die ideelle Grundlage des Stückes zu bilden. Jener Gegensatz des Idealismus und Realismus, jenes Streben nach absoluter persönlicher Freiheit, das mit den bestehenden Verhältnissen in Widerspruch geräth, liegt freilich, wie allen bisherigen bedeutenderen Dramen Goethe's (mit Ausnahme etwa der Iphigenie), so auch dem Tasso, entfernter zu Grunde; allein in jedem derselben ist der Conflict auf ein anderes Gebiet verlegt, und gestaltet sich demgemäß auf eine andere Weise. Götz sucht sein Ideal ritterlicher Unabhängigkeit und Mannhaftigkeit gegen das Prinzip einer ihm widerwärtigen neu anbrechenden Weltperiode zu vertheidigen; Egmont will ein schön menschliches Daseyn, eine mit dem Leben spielende Freiheit mitten unter Revolutionsstürmen behaupten; im Werther (denn

*) Ueber Goethe's Torquato Tasso (Königsberg, 1839) S. 170 f.

auch dieſen können wir ſeiner Grundidee nach in den Kreis der Dramen ziehen), ſo wie in Clavigo und Stella iſt der Streit auf das moraliſch-bürgerliche Gebiet gerückt; im Prometheus kehrte ſich der Freiheitstrotz gegen die Gottheit ſelbſt; im Mahomet ſollte veranſchaulicht werden, wie die erhabenſten ideellen Beſtrebungen unvermerkt von kleinen realiſtiſchen Abſichten inficirt werden; im Taſſo endlich bricht ſich die ungebundene poetiſch-äſthetiſche Weltanſicht an den Schranken der conventionellen Welt.

Die Hauptträger dieſes Gegenſatzes in unſrer Tragödie ſind Taſſo und Antonio. In jenem finden wir ein tiefes Dichtergemüth, das in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt. „Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum," ſagt die Gräfin Leonore von ihm;

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu Nichts.

So zeigt er ſich im Anfange der Tragödie; denn das haben wir von vorn herein zu bemerken, daß ſein Charakter nicht wie der des Antonio und Alphons als ein fertiger, ſondern als ein werdender, in der Entfaltung begriffener ſich darſtellt. Er wird uns in dem Zeitpuncte einer Kriſis vorgeführt; und ſo hat der Dichter, wie es der Maler und jeder

Künstler thun soll, für sein Gemälde einen höchst prägnanten Moment gewählt, der außer dem Gegenwärtigen, auch das Vergangene und Zukünftige lebendig veranschaulicht. In der letztverflossenen Zeit bis zu dem Augenblicke, wo sich die Handlung eröffnet, war Tasso's Gemüth, wie beweglich und bewegt es auch seyn mochte, in einem schönen Gleichgewicht geblieben; und dazu hatte besonders Dreierlei zusammengewirkt. Ein edler, großmüthiger Fürst hatte ihn aus einem engen Leben zu schönen ehrenvollen Verhältnissen erhoben, hatte ihm jede Sorge vom Haupte genommen und ihm Freiheit und Muße gegeben, daß seine Seele sich zu muthigem Gesange entfalten konnte. Dann war ihm das große Dichterwerk, womit er sich bis dahin beschäftigte, ein Hort gegen krankhafte Ausbrüche der Empfindung gewesen. Und endlich hatte das stille, hoheitvolle Gemüth der Prinzessin mit geheimnißvollem Zauber die Stürme in seiner Brust gefesselt gehalten; ihr erstes Erscheinen schon beschwichtigte, wie er selbst gesteht, den dunkeln, verworrenen Thatentrieb, der ihn verzehrte:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht und jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in Deinen Blick geheilt.

So lange jene Zustände fortdauerten, hatte auch seine Liebe zur Prinzessin einen mehr ideellen Charakter; es war keine Liebe, die sich des Gegenstandes bemeistern, ihn ausschließlich besitzen wollte; aus allen Sphären trug er, was er

liebte, auf Ein Bild, auf einen Namen nieder. Dieſes ſollte nun aber Alles anders werden. Nachdem er ſich der großen Arbeit, der epiſchen Darſtellung des erſten Kreuzzuges, entledigt, welche bisher dem ganzen Strom ſeiner ungeſtümen Empfindungen einen Abzug dargeboten, ſtand er in Gefahr, ſeine ungemäßigten Gefühle und Wünſche der umgebenden Wirklichkeit zuzuwenden. Die krankhaften Züge ſeines Gemüthes, die bisher von der angeſtrengten Beſchäftigung mit einer ernſten und würdigen Aufgabe, wenn auch nicht ganz niedergehalten, doch gemäßigt und zurückgedrängt wurden, die in früh erlittenen Kränkungen und in ſeinem vorherrſchenden Phantaſieleben begründete Reizbarkeit, der Argwohn, das Mißtrauen gegen die Menſchen, der unklare Drang nach Thaten, alles dieß bekam nun freieres Spiel; und ſelbſt die Neigung zur Prinzeſſin konnte jetzt leicht einen für ihren und ſeinen Frieden bedenklichen Charakter annehmen. Dazu kam die Exaltation ſeines Gemüths durch den ihm von der Prinzeſſin aufgeſetzten Kranz, das beſte Mittel, das der Dichter wählen konnte, um Taſſo's ſchwärmeriſches Phantaſieleben zu veranſchaulichen. In ſolcher Dispoſition ſeines Innern trifft er mit Antonio, dem Staatsmanne, zuſammen. Dieſer entwirft ein lebendiges Bild der politiſchen Wirkſamkeit des Papſtes Gregor; er ſchildert

die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht, und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuſchreiben wagt.

Begierig horcht Taſſo ſeinen Worten, und je mehr er horcht, deſto ſtärker erwacht der Thatendrang in ſeiner Bruſt, deſto kleiner erſcheint ihm der Beruf des Dichters und er fürchtet ſich wie Echo an den Felſen zu verlieren. Ein vertrauliches Geſpräch mit der Prinzeſſin beſchwichtigt zwar wieder dieſes unruhige Streben nach äußerer Wirkſamkeit, und wie ſeine Empfindungen raſch von einem Extrem zum andern überſpringen, ſo hören wir ihn in demſelben Geſpräche begeiſterungsvoll die goldene Zeit preiſen, wo auf der freien Erde ſich die Menſchen wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten. Allein eben dieſe Unterredung verſetzt ſein Inneres in eine neue, ſtärkere Aufregung, indem es die Neigung der Fürſtin zu ihm unverkennbar durchblicken läßt. Hierdurch zu leidenſchaftlicher Gluth entzündet, tritt er Antonio entgegen und bietet ihm, dem Wunſche der Prinzeſſin zu genügen, mit beredter Wärme ſeine Freundſchaft an. Als aber dieſer ſie kalt und ſchroff zurückweiſt, reißt der hochangeſchwollene Strom der Gefühle ſeinen Zorn zu ſolcher Heftigkeit fort, daß er ſich gegen ein Geſetz vergeht, welches in einer den Stürmen des Mittelalters kaum entriſſenen Zeit, im Palaſt des Fürſten wenigſtens, eine heilige Freiſtatt vor wilder Leidenſchaft geſichert wiſſen wollte. Der Herzog muß gegen den Uebertreter dieſes Geſetzes den Schein einer Strafe verhängen; er verurtheilt Taſſo zu einer gelinden Haft, vielleicht noch mehr, um ihm Zeit zur Beſinnung zu geben und die Gelegenheit zur blutigen Entſcheidung ſeines Streites mit Antonio zu entziehen, als um dieſem eine kleine Genugthuung zu gewähren. Taſſo verkennt die Milde ſeines Fürſten und überſchreitet nun in ſeiner Leidenſchaft jedes

Maß. Alle jene Regungen, die früher in seinem Innern geschlummert hatten, der Verdacht, der Argwohn, das drückende Gefühl seiner Abhängigkeit vom Herzoge, alle erwachen mit verdoppelter Stärke; er sieht in Allem, was man zu seinen Gunsten thun will, Verrath und Tücke; Alphons erscheint ihm wie ein selbstsüchtiger Tyrann, Antonio wie ein kalter, schlauer Intriguant, die Gräfin wie eine verschmitzte Heuchlerin, die sich nach jedem Windzuge der Gunst dreht und wendet; selbst zu der angebeteten Prinzessin verliert er das Vertrauen. Und wie er sich von Kälte und Verstellung umgeben glaubt, so wird er selbst verstellt und egoistisch, und scheut sich nicht, die Prinzessin durch vorgespiegeltes Elend, durch eine Art von Märtyrerthum, worin er sich gefällt, zu kränken. Da ihm aber bei dieser Gelegenheit einleuchtet, wie sehr er sie verkannt, so schlägt plötzlich sein Gefühl für sie in so glühende Leidenschaft um, daß er, sich und seine Stellung vergessend, sie an seine Brust reißt. Damit ist das Schicksal dieser Liebe entschieden und eine Trennung unvermeidlich. Tasso muß es fühlen, daß er selbst sein Glück zerstört hat, und bricht dennoch auf's Neue in Wuth gegen Antonio, Alphons, die Gräfin und sogar gegen die Prinzessin aus; aber er bekennt es selbst, daß er sich dieser Wuth nur hingibt, um die Höllenqual der Reue im ersten Augenblick zu übertäuben. „Laß mir das dumpfe Glück," entgegnet er Antonio,

damit ich nicht
Mich erst besinne, und dann von Sinnen komme.

Erst auf Antonio's Zuruf, sich zu ermannen, sich zu vergleichen,

zu erkennen, wer er sey, fällt ihm ein anderes, besseres Heilmittel ein, das ihm die Natur verliehen:

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen;
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Die Poesie wird seine Retterin seyn, wie sie es Goethe selbst in solchen Fällen immer gewesen ist. Zugleich ist durch sein Anklammern an Antonio symbolisch darauf hingedeutet, daß er den Werth des Mannes erkannt hat, welcher die Weltverhältnisse mit ruhigem Blick durchdringt und sich an Selbstbeherrschung gewöhnt hat, und daß er für die Zukunft die Nothwendigkeit einsieht, durch Ausbildung ähnlicher Tugenden in sich die Zügellosigkeit seiner Phantasie und seiner Empfindungen zu bändigen. So wird der Fels, an dem er gescheitert ist, dem angstvollen Schiffbrüchigen zuletzt ein Rettungsort.

Der Figur des Tasso setzte der Dichter im Antonio eine höchst bedeutende Persönlichkeit gegenüber, so wie er früher dem Clavigo in Carlos eine ähnliche imponirende Gestalt an die Seite gestellt hatte. Die nachtheilige Wirkung, welche diese durch Verstand, Erfahrung, Weltklugheit und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Nebencharaktere auf die Hauptcharaktere ausüben konnten, suchte er durch die Fülle liebenswürdiger Eigenschaften, die er den letzteren lieh, zu verhüten. Antonio ist der Vertreter der einmal wirklich bestehenden, der conventionellen Welt, wie Tasso der Repräsentant der poetisch idealen. In ihm stellt sich das besonnene Urtheil, der klare

erstand des Staatsmannes, der jedes Ding nach seinem wirk-
hen Werth schätzt, und die sichere Selbstbeherrschung des
ofmannes dar, welcher die Wünsche des Herzens den gegebenen
edingungen, dem Gesetz, dem Herkommen, der Sitte unter-
ordnen weiß, während in Tasso die Schrankenlosigkeit der
chterischen Einbildungskraft und Empfindung personificirt ist.
ndessen fehlt es den beiden so entgegengesetzten Charakteren
icht an gewissen Zügen, die auf den ersten Blick als vermit-
lnde, verbindende erscheinen. Wie Antonio's ganze Existenz
uf Thätigkeit, auf ein wirksames Eingreifen in die reale Ord-
ung der Dinge gestellt ist, so lernten wir auch bei Tasso
nen regen Trieb nach Thaten kennen, nur daß dieser Trieb
loß stoßweise durch sein vorherrschendes Phantasieleben durch-
nicht und die concreten Bedingungen der Wirklichkeit nicht
u würdigen versteht. Vortrefflich schildert in dieser Beziehung
Antonio den Charakter des Tasso:

Bald
Versinkt er in sich selbst, als wäre ganz
Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
In seiner Welt genug . . . . . .
Dann will er Alles fassen, Alles halten,
Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehn,
Was Jahre lang bereitet werden sollte u. s. w.

Andererseits mangelt es Antonio nicht an einer gewissen Empfänglichkeit für Poesie; allein die gesammte Kunst und Wissenschaft gilt ihm nicht durch ihren Eigenwerth, sondern nur insofern sie dem Staate nützt und zu seiner Verherrlichung

gereicht. Die Poeſie, will er, ſoll ſich ihrer untergeordneten Stellung dem Staate, als dem vollendetſten Kunſtwerk des Menſchengeiſtes, gegenüber bewußt bleiben, und vor Allem nicht durch phantaſtiſche Beſtrebungen ſtörend in denſelben eingreifen, wie es bei Taſſo der Fall war, der mit ſeiner Dichtung gern zu einem neuen Kreuzzuge begeiſtert hätte. Charakteriſtiſch iſt in dieſer Hinſicht für Antonio ſeine enthuſiaſtiſche Lobrede auf Arioſt, den heitern Dichter, der die Weltverhältniſſe mit behaglicher Ironie behandelt hatte und dem Geſchmack der damaligen höheren Stände in Italien beſonders zuſagen mußte, indem er Geſchäftsmännern und Höflingen, wenn ſie von den tauſend Verwickelungen der Staats- und Hofintriguen Abſpannung ſuchten, eine leichte und liebliche Unterhaltung gewährte. Hieraus erhellt ſchon, daß jene ſcheinbar vermittelnden Züge doch nicht leicht zu einer wirklichen Verſöhnung und Vereinigung führen können, vielmehr den feindlichen Zuſammenſtoß beider Charaktere befördern müſſen. Geſellten ſich hiezu nun noch auf Taſſo's Seite mehrere beſondere Umſtände, die ſein Gemüth zu einem heftigen Conflict prädisponirten, ſo fehlt es an ſolchen auch nicht auf Seiten Antonio's. Wir könnten dahin rechnen, was Alphons zu ihm ſagt:

> Du willſt nicht aus der Uebung kommen! Du
> Haſt ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
> Kehrſt Du zurück und ſchaffſt Dir gleich ein neues.

Wie Taſſo ſeiner Dichtung, ſo hat er ſich eben eines großen Auftrages entledigt und bereitet ſich, der Thätigkeit bedürftig, ſogleich eine neue Arbeit. Allein er gibt ſelbſt eine

bessere Erklärung der Reizbarkeit, die ihn Tasso gegenüber aus seinem gewöhnlichen Gleichmuth brachte:

Es ist gefährlich, wenn man allzu lang
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böse Genius Dir an der Seite
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben.

Nachdem er sich mit fremden Menschen lange zusammengenommen, gedachte er daheim in der Gunst und Neigung der Freunde auszuruhen, und findet nun den ersehnten Schatten von einem Müßiggänger breit besessen. Nehmen wir dazu, daß er unter allen Dingen dieser Welt, wie er selbst gesteht, auf den Lorbeer und die Gunst der Frauen am eifersüchtigsten ist, so finden wir es gewiß auf's Vollständigste motivirt, wenn der Mann, der sich sonst immer in seiner Gewalt hat, einen Augenblick zu leidenschaftlicher Gereiztheit fortgerissen wird. Aber als der Aeltere, als der Mann der klaren Besonnenheit, faßt er sich bald wieder und erblickt sogleich in dem milden Tadel des Fürsten, wie in einem klaren Spiegel, seine Schuld, während Tasso gar keine Schuld auf seiner Seite anerkennen will und durch die Nebelgebilde der Phantasie seinen Verstand ganz verdüstert, der fortan nur noch mit sophistischer Schärfe geschäftig ist, ihn in seinem Wahne von eigenem Märtyrerthum und fremder Verrätherei und Arglist zu bestärken. Dem zur Verstellung Herabgesunkenen tritt Antonio mit edler, offener Abbitte entgegen, und für den Neid, den er früher gezeigt, für die schneidende Kälte, womit er Tasso's Freundschaft zurück-

Dichter bei der Prinzessin vorgeschwebt, erklärt sich auch vielleicht ein Zug in dem Charakter der Letztern, der sonst auffallend erscheinen kann; sie sagt von ihrer Mutter, die sich den neuen Religionsmeinungen zugewandt hatte:

Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sey.

Es macht eine tiefe tragische Wirkung, daß nun gerade ein so edles weibliches Wesen, das bisher aus Tasso's feuriger Seele, „Rausch und Wahn" verscheuchte, dazu ausersehen war, in einem unbewachten Augenblick den verderblichen Feuerbrand der Leidenschaft in sein Inneres zu werfen, indem sie ihre Liebe zu ihm verrieth. Daß sie dieses, wie behauptet worden ist, in kleinlicher Absicht gethan, wird kein Unbefangener zugeben; vielmehr ist es ein fast willenloses Hervorbrechen ihrer Neigung, welches Goethe mit großer Sorgfalt und Kunst motivirt hat. Entfernter ist es die Furcht, Tasso zu verlieren, was ihr die leise, obwohl hinreichend verständliche Andeutung ihrer Liebe entlockt. Antonio's Schilderung der großartigen politischen Wirksamkeit des päpstlichen Hofes hatte ihm sein zurückgezogenes Dichterleben verleidet, mit herzlichen Worten bittet sie ihn:

Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
Der Dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzusehen.

Daran schließt sich dann ein traulich inniger Gesprächswechsel über ihr erstes Begegnen, über Tasso's Verhältniß zum Fürsten, zur Gräfin Eleonore und Antonio, über seine Besorgniß, daß sie bald einem fremden Fürsten ihre Hand reiche, und andere zarte Angelegenheiten, so daß es sicher nicht als

ein Herausschreiten aus ihrem Charakter betrachtet werden kann, wenn ihr zuletzt ein noch dazu so lieblich verhülltes Bekenntniß ihrer Neigung entschlüpft.

Ueber den Charakter der Gräfin Leonore können wir uns um so kürzer fassen, da er in einigen Hauptzügen schon durch den Gegensatz zur Prinzessin erläutert ist. Als eine gewöhnliche Hof- und Salondame, wie man sie genannt hat, darf sie nicht angesehen werden; einer solchen hätte die Prinzessin nicht ihre Freundschaft schenken, noch der Dichter die Einsicht in den Werth der Prinzessin und die feine und tiefe Schilderung Tasso's zutheilen können. Zwei hervorstechende Seiten ihres Wesens sind eine gewisse Absichtlichkeit in Allem, was sie thut und sagt, wodurch sie Tasso's Vertrauen zurückscheucht, und ein Hang zu feiner Intrigue, eine Neigung, ihre schönen Hände in das Spiel der Hof- und Staatsverhältnisse zu mischen. In gewisser Beziehung hat sie also eine Verwandtschaft mit Antonio, wie die Prinzessin mit Tasso, und so theilen sich die Charaktere des Stückes in zwei symmetrische Gruppen, eine idealistische und eine realistische, zwischen denen der Herzog Alphons als Mittel- und Bindeglied steht.

Alphons, eine treffliche Fürstennatur, zu dessen Bilde ohne Zweifel der Herzog Carl August einige Züge geliehen, übernimmt, wie Rosenkranz sagt, die Rolle der allgemeinen Weisheit des Chors; er bildet den gemeinsamen Gravitationspunct, der gern Alle in heiterm und fruchtbarem Verkehr erhalten möchte, und dessen Klugheit, Milde und Hoheit doch nicht den Untergang verhindern kann, welchen die zur Maßlosigkeit ausschreitende Individualität sich selbst bereitet. Gegen

anmuthiger, als in der Iphigenie dahin, und über der ganzen Sprache liegt ein so reizender ätherischer Duft, wie wir, das eben genannte Drama einzig ausgenommen, in keinem Stücke Goethe's und unserer gesammten Literatur wiederfinden.

Nachdem wir die Tragödie rein für sich selbst, wie sie uns vorliegt, betrachtet haben, versuchen wir, so weit es der Raum gestattet, das Verhältniß derselben zu dem vom Dichter vorgefundenen historischen Stoffe darzulegen. Obwohl man Tasso, was für den Leser, der uns bisher gefolgt ist, keiner Erinnerung bedarf, nicht als eine eigentlich historische Composition, sondern vielmehr als die Darstellung einer gewissen Stufe in Goethe's eigener Entwickelung zu betrachten hat, so ist darum doch eine Vergleichung des zu Grunde liegenden geschichtlichen Gegenstandes nicht unnütz, indem dieser immerhin keinen unbedeutenden Einfluß auf das Werk übte. Ja, es zeigt sich bei aufmerksamer Untersuchung, wie der geistreiche Weber treffend bemerkt,*) daß Goethe mit großer Gewissenhaftigkeit eine Menge zerstreuter, oft halbverlorener Samenkörner der geschichtlichen Ueberlieferung gesammelt, durch die Sonnenwärme des Genius befruchtet, zu den lieblichsten Blumen entwickelt und mit kunstgeübter Hand zu einem Kranze verbunden hat, worin jede ihre bedeutsame Stelle einnimmt. Die spärlichen Aufbewahrungen aus der Kindheit des Dichters, aus den Verhältnissen seiner Aeltern und Schwestern, die ersten übermächtigen Eindrücke seines Aufenthaltes in Ferrara, seine Einführung bei der Prinzessin, seine Reise nach

*) Vorlesungen über Aesthetik (Hamburg, 1831) S. 50.

Frankreich mit dem Cardinal Ludwig von Este, seine Dürftigkeit und die Sorglosigkeit um sein Eigenthum und seine Bedürfnisse, seine kleinen Verwöhnungen und Grillen, dann die freundschaftlichen oder feindlichen Berührungen mit den Zeitgenossen, das poetische Gericht in Rom über sein befreites Jerusalem, die rührende Flucht zu Schwester Cornelia in der Tracht eines Hirten, die finsteren Stunden, die Melancholie, der scheinbare Wahnsinn, der sich des Unglücklichen im St. Annenhospital bemächtigte, Alles findet sich voll zartsinniger Andeutung an wirksamer Stelle eingeflochten; der unerquickliche Streit, welchen die Florentiner zu Gunsten des Orlando furioso gegen die Gerusalemma liberata erhoben, ist in Antonio's leidenschaftlicher Parteilichkeit für Ariost prophetisch gezeichnet, an die Ehre der Capitolinischen Krönung, welche des Dichters letzte Tage wenigstens durch Erwartung verschönen sollte, wird vordeutend erinnert. So hat Goethe eine Fülle von Einzelnheiten, die dem Zeitpunkt der Handlung vorangingen, und die ihm folgten, in den engen Rahmen seines Bildes zusammengedrängt, ohne daß der Einheit und Harmonie desselben irgendwie dadurch Eintrag geschehen wäre.

Wie in Tasso's Schicksalen und Charakter der Dichter eine Menge Züge aus der Ueberlieferung festgehalten hat, so auch in den Nebencharakteren. Die Prinzessin erscheint nach der Schilderung der Zeitgenossen ebenfalls als eine in früheren Jahren kränkliche, geistreiche, in den Wissenschaften wohlbewanderte Dame, feinfühlend, liebenswürdig, herablassend, und durch ihre Frömmigkeit beim Volk in solchem Ansehen stehend, daß man das Aufhören eines Erdbebens und den Rücktritt

einer Ueberſchwemmung des Po ihrem Gebete zuſchrieb. Den Streit der Biographen, ob zwiſchen ihr und Taſſo ein Liebesverhältniß beſtanden, und wie weit dieß gegangen, konnte Goethe füglich auf ſich beruhen laſſen; ihm genügte die allverbreitete Meinung von einem ſolchen Verhältniſſe. Die Andeutung, welche ſie von den religiöſen Geſinnungen ihrer Mutter gibt, iſt gleichfalls hiſtoriſch begründet; es war Renata, die Gemahlin des Herzogs Hercules von Ferrara, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, in deren Schutz ſich Calvin bei ſeiner Flucht aus Frankreich begab. Leonore Sanvitale erſcheint in der Geſchichte als eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, mit gelehrter Schulbildung und dichteriſchem Talent, voll Anmuth und höfiſcher Gewandtheit. In dem Charakter des Antonio hat Goethe, wie Weber richtig bemerkt, die ſämmtliche Höflingsgegnerſchaft, welche Taſſo's Leben in Ferrara trübte, zuſammengefaßt. So iſt der Ehrenhandel mit dem Dichter von einem gewiſſen Maddalo auf ihn übertragen. Montecatino war Profeſſor der Ariſtoteliſchen Philoſophie an der Univerſität von Ferrara geweſen und hatte den Schulmeiſterſchnitt jener Staatsleute, welche vom Katheder in die Canzlei übergehen. Sein ganzes Streben ging dahin, Taſſo als Dichter aus der öffentlichen Achtung zu verdrängen, um deſto ſicherer ſein Anſehen beim Herzog Alfonſo zu untergraben.*) Bei dieſem letzten Charakter mußte ſich Goethe am weiteſten von der Geſchichte entfernen. Er war, obgleich er ſich den Großmüthigen nennen ließ, keineswegs der edle, hochſinnige Fürſt,

*) Weber a. a. O. S. 72.

den Goethe uns vorführt, sondern allem Anscheine nach eitel, leicht fertig, üppig, eigensüchtig, und in seinem Hause und Staate nicht frei von tyrannischem Wesen. Es möchte schwerlich die Schande von seinem Namen zu waschen seyn, daß er den Dichter des befreiten Jerusalem um sein Werk betrog, ihn kaltblütig zu den Narren des St. Annenspitals werfen ließ und acht Jahre lang als einen Wahnsinnigen ausschrie, während sinnvolle Productionen und Gespräche des Gefangenen ihn Lügen straften.*)

Wenigstens eben so wichtig, als die Frage nach der historischen Grundlage des Stückes, ist für den Biographen die Untersuchung, in wie fern es in des Dichters eigenen Verhältnissen und Lebensschicksalen wurzelt. Hier können wir nun zwar im Allgemeinen den Ausspruch von Gervinus gelten lassen, daß unsere Dichtung als ein Denkmal für das Haus Weimar dastehe, welches die edeln Männer Deutschlands, nicht durch Zufall um sich sammelte, sondern anzog und festzuhalten wußte, und sich auf den schönen Vortheil verstand, „den Genius zu bewirthen.“ Allein Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen Tasso's Beziehungen zum Hause Ferrara und denen Goethe's zum Weimarischen Fürstenhause sind doch so innig mit einander verwoben, und hierdurch das poetische Abbild dem wirklichen Urbilde so fern gerückt, daß jeder Schein von Indiscretion völlig vermieden ist. Es möchte wohl ein ganz vergebliches Bemühen seyn, zu den Gestalten der Prinzessin (bei welcher man an die Herzogin Louise, auch an Frau von Stein gedacht

*) Weber a. a. O. S. 32.

hat), der Gräfin Leonore und des Antonio aus dem Weimarischen Kreise in allen Hauptzügen entsprechende Vorbilder herauszufinden. Am meisten erinnern Alphons und Tasso an den Herzog Carl August und Goethe. Aber auch in ihnen und ihren Beziehungen zu einander liegt dem Analogen viel Unentsprechendes zur Seite, wovon wir nur Einiges herausheben. War Carl August eine ähnliche gerade, feste, großgesinnte Fürstenseele, wie der Alphons der Dichtung; hatte Goethe in den ersten Jahren seines Weimarischen Aufenthaltes ähnlich innere Zustände durchlebt, wie sein Tasso; verdankten Goethe und Tasso beide ihren Fürsten äußeres Wohlbehagen; sangen beide zunächst nur für den edeln Kreis, der sie umgab; hatten Beide in diesem Kreise sich einen reichen Gehalt für ihre Dichtungen gesammelt: so stand andererseits Goethe doch offenbar in einem andern Verhältnisse zu Carl August, als Tasso zu Alphons; er war nicht sein Zögling, vielmehr sein Führer, war ihm nicht bloß Tasso, sondern auch Antonio gewesen. Ueberhaupt finden wir, daß Goethe, wie einst die entgegengesetzten Charaktere des Clavigo und Carlos, so auch jetzt die des Tasso und Antonio, beide aus seiner eigenen Brust nahm. Er vereinigte in sich Tasso's Gemüth und Antonio's Verstand, des Dichters Wärme und des Weltmannes Klarheit; und eben weil er dieses entgegengesetzte Wesen in seinem Innern nicht ohne schwere Seelenkämpfe verbunden hatte, verstand er es so treffend, den Widerstreit der beiden Charaktere zu schildern, „die darum Feinde waren, weil die Natur nicht Einen aus ihnen formte.“*)

*) Gervinus V, 100.

Das zweite Drama, das wir hier zu betrachten haben, der Groß-Cophta, im ersten Entwurf dem Jahre 1789 angehörig, wird gewöhnlich in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen Goethe's gezogen. In wie fern wir dieß gelten lassen können, ergibt sich sogleich, wenn wir den Gegenstand unbefangen in's Auge fassen. Den Stoff lieferte die berüchtigte Halsbandgeschichte, deren wir früher schon gedachten. *) Ungeachtet aller Veränderungen, welche Goethe damit vornahm, erinnert sogleich der Domherr an den Herzog Rohan, Bischof von Straßburg und Großalmosenier Frankreichs, die Marquise an die Gräfin Lamothe, ihre Nichte an Demoiselle Oliva, der Groß-Cophta an Cagliostro u. s. w. Die raffinirte List der Gräfin Lamothe, womit sie die Neigung des Herzogs von Rohan zu benutzen wußte, um sich in den Besitz eines Halsbandes von anderthalb Millionen Francs an Werth zu setzen, das trügerische Rendezvous des Herzogs mit der die Rolle der Königin spielenden Demoiselle Oliva im bosquet de la Reine zu Versailles und mehreres Andere findet sich in dem Drama wieder. Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß jener Proceß, welcher die Corruption der höheren Gesellschaftskreise in Frankreich aufdeckte und die Würde der königlichen Majestät selbst untergrub, zur Vorbereitung der nachherigen Explosion das Seinige beigetragen hat; und Goethe selbst sah schon im Jahre 1785 bei dem ersten Blick in den „unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund die gräulichsten Folgen gespensterhaft erscheinen." Aber

*) S. oben S. 68.

tritt uns denn dieſe Beziehung in ſeinem Drama entgegen? Behandelt es nicht vielmehr als Hauptaufgabe die thaumaturgiſche Myſtification, deren Repräſentant der Groß-Cophta iſt, und daneben jene ſittliche Verderbtheit, die ſich am ausgebildetſten in der Marquiſe darſtellt? Wie ganz anders hätte der Gegenſtand ausgeführt werden müſſen, wenn die Darſtellung des Zuſammenhangs der Halsbandgeſchichte mit der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung in der Intention des Dichters gelegen hätte! Es ſcheint uns demnach nicht ſtatthaft, den Groß-Cophta in eine Reihe mit der Reiſe der Söhne Megaprazon's, dem Bürgergeneral, den Aufgeregten u. ſ. w. zu ſetzen. Vielmehr hängt er, dem Inhalte nach, vorzüglich mit Goethe's Intereſſe für Propheten, Schwärmer, Wunderthäter und Panurgen zuſammen, woraus ſein Satyros, der Pater Brey und gewiſſermaßen auch Mahomet hervorgegangen, und, inſofern die ethiſche Corruption geſchildert wird, ſchließt ſich unſer Drama an jenes Jugendwerk, die Mitſchuldigen, an. Wie ſehr ſich Goethe insbeſondere für Caglioſtro intereſſirte, zeigte ſich uns bei ſeinem Aufenthalte zu Palermo, in der lebhaften Theilnahme an ſeiner Familie. Er ſammelte ſich dort über ſeine Herkunft die genaueſten Notizen und ſtellte nach ſeiner Rückkehr aus Italien (1789) daraus den Stammbaum Caglioſtro's zuſammen. Die geheime Wurzel dieſes Intereſſes für ſo großartige Betrüger, wie Caglioſtro, für ſo dämoniſch-egoiſtiſche Naturen wie Mahomet und Napoleon, iſt vielleicht in jener Nichtachtung, ja Verachtung des großen Haufens zu ſuchen, die ſich ſchon früh in Goethe entwickelte, und die er zwar ſpäter, als er ſich ihrer deutlicher bewußt

ward, eifrig bekämpfte, aber nie ganz vertilgte. In einzelnen Stunden und Tagen, wo dieſe Stimmung, durch beſondere Anläſſe gereizt und geſteigert, ſich in vollſter Stärke äußerte, mochte er ſich mit jenen Naturen wenigſtens ſo weit verwandt fühlen, daß er ſich mit Intereſſe in ihr inneres Leben vertiefen konnte; und wenn er dann in ſeinen Darſtellungen die Häßlichkeit und Gefährlichkeit eines ſolchen Egoismus in grellem Lichte hervortreten ließ, ſo widerſpricht das nicht unſerer Annahme; zog er doch auch im Werther, Clavigo, Taſſo und in allen ſeinen poetiſchen Beichten mit gleicher Schonungsloſigkeit die Conſequenzen aus gewiſſen Richtungen ſeines Weſens, die er in ſich gewahrt hatte.

Man wird uns entgegnen, daß Goethe ſelbſt die Beziehung des Groß-Cophta zur Revolution hervorgehoben. In ſeiner „Campagne in Frankreich“*) gedenkt er ſeiner erſten, der Weltgeſchichte angehörigen dramatiſchen Arbeiten (Götz von Berlichingen), die zu ſehr in's Breite gingen, um bühnenhaft zu ſeyn, und ſodann der jüngſt vollendeten, dem tiefſten innern Sinne gewidmeten (Iphigenie und Taſſo) die umgekehrt wegen allzu großer Gebundenheit bei ihrem Erſcheinen wenig Beifall gewannen. Kaum aber war der Taſſo abgeſchloſſen, heißt es weiter, „ſo nahm die weltgeſchichtliche Gegenwart meinen Geiſt völlig ein. Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantaſten und abſichtlicher Schwärmer zu verwünſchen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menſchen bei ſolchen frechen

*) Goethe's ſämmtliche Werke, B. 25, S. 212 ff.

Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten und Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern." Allein sogleich wird auch hinzugefügt, er habe, „um sich einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen gesucht," und zu dem Ende mußte er den Blick gewaltsam von den furchtbaren Folgen jenes frevelhaften Beginnens abwenden, den Zusammenhang desselben mit der Revolution gänzlich ignoriren.

Der Form nach schließt sich das Stück, wie es ursprünglich projectirt war, an Erwin und Claudine an, mit denen sich Goethe zuletzt in Italien beschäftigt hatte. Denn anfänglich gedachte er den Gegenstand in Opernform zu behandeln. Wahrscheinlich datirt sich dieser Plan noch aus der Zeit seines Zusammenlebens mit Kayser in Rom her, und ich vermuthe, daß die Stelle in einem Briefe aus Rom vom 27. October 1787: „Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt" sich auf den Groß-Cophta bezieht. Sobald er sich nun des Tasso's entledigt hatte, begann er die rhythmische Bearbeitung des Sujets und verabredete die Composition mit Reichardt, welcher alsbald auch einige Baß-Arien in Musik setzte. Leider gerieth die Arbeit in Stocken, „weil kein froher Geist über dem Ganzen waltete." Es ist keine Frage, daß die Opernform die günstigste für den Gegenstand gewesen wäre. Das sittlich Herbe, welches ihm anhaftet, würde sich in der rhythmischen Tonbegleitung weniger grell und verletzend dargestellt haben, und

der Thaumaturg, der Groß-Cophta wäre, durch die Wirkung der Musik unterstützt, weit imposanter erschienen und dadurch sein wunderbarer Einfluß auf die ganze Umgebung begreiflicher geworden. Den stärksten Effect hatte sich Goethe von dem Geistersehen in der Krystallkugel von dem schlafend weissagenden Cophta versprochen, welches als blendendes Finale vor allen glänzen sollte.

Da es nun mit der rhythmischen Behandlung nicht vorwärts wollte, so entschloß er sich, um nicht alle Mühe zu verlieren, das Stück in Prosa zu schreiben. Zu diesem Entschluß scheint er aber erst im Jahre 1791 gelangt zu seyn,*) wo das Weimarer Hoftheater errichtet und eine neue Schauspielergesellschaft herangezogen wurde, denn, wie eine Stelle in der „Campagne in Frankreich" vermuthen läßt, waren die Hauptfiguren des Drama's für die Persönlichkeiten gewisser Mitglieder der neuen Truppe berechnet. Er hatte es damals darauf abgesehen, auch einmal etwas Bühnengerechtes zu liefern, nachdem die bedeutenderen seiner bisherigen Dramen aus einander entgegengesetzten Gründen keinen rechten Eingang in das Theater gefunden hatten; und er glaubte, durch „eine gewisse mittlere Technik, die er sich eingeübt, jetzt etwas mäßig Erfreuliches der Bühne bieten zu können." Ohne Zweifel

*) Vergl. den Brief Herder's an Knebel (in des Letzteren Nachlaß) vom 6. März 1791: „Goethe arbeitet an einem Lustspiel," und Goethe's Brief an Friedrich von Stein vom 6. August 1791: „Der dritte Act meines Lustspiels ist auch geschrieben." Im Druck erschien das Stück in der ersten Hälfte des Jahres 1792.

hätte er diese Absicht erreicht, denn das Stück zeugt durch seine Behandlung von der größten Bühnenkenntniß, — wenn er sich nur nicht im Stoffe so gänzlich vergriffen hätte. Ungeachtet der sorgfältigsten Aufführung machte das Stück den widerwärtigsten Effect. „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff," wie er selbst sagt, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Den stärksten Ausdruck fand das Mißbehagen, welches diese neue Production Goethe's erregte, wohl in Forster's Briefen. „Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta," schrieb er an Jacobi, „den er uns schon lange mit einiger Emphase angekündigt hatte; dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publicum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht."

Von den für die Oper bereits gedichteten Gesangstücken

hat Goethe diejenigen, die außer dem Context keine Bedeutung hatten, zurückbehalten. Nur zwei Baß-Arien, von deren specieller Beziehung sich allenfalls absehen ließ, hat er mit den Ueberschriften „Cophtisches Lied“ und „ein Gleiches“ unter die geselligen Lieder aufgenommen. Die in dem erstern ausgesprochenen Lehren sind ganz im Sinne des Grafen im Lustspiele gehalten. Wenn es im Gedichte heißt:

Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

so belehrt im Lustspiele der Domherr, welcher schon in der Weisheit seines Meisters, des Grafen, unterrichtet ist, den Ritter in folgender Weise: „Den Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menschen Nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben . . . , daß alle vorzüglichen Männer nur Marktschreier waren und sind, klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.“ Der Anfang der zweiten Strophe

Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe, u. s. w.

erklärt sich daraus, daß der Graf behauptete, der Groß-Cophta, mit dem er sich nachher als identisch zeigt, wandele schon seit Jahrhunderten, in ewiger Jugendkraft, auf dieser Erde. Mit

der ersten Hälfte der dritten Strophe vergleiche man Aufzug I, Scene 4 des Lustspiels: „Indien ist sein (des Groß-Cophta's) liebster Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüsten Libyen's; sorglos erforscht er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arme stutzt der hungrige Löwe u. s. w."

Das zweite Cophtische Lied („Geh! gehorche meinen Winken") sollte vermuthlich, wie das erste, vom Grafen vorgetragen werden, und zwar an der Stelle, wie es scheint, wo es galt, den noch für Uneigennützigkeit und Humanität begeisterten Ritter zu anderen Gedanken zu bekehren. Wenigstens finden sich dort ganz dieselben Gesinnungen ausgesprochen. „Gehen Sie nur," sagt der Domherr zum Ritter, „und sehen Sie sich in der Welt, in Ihrem Herzen um. Bedauern Sie meinetwegen die Thoren, aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehen Sie, wie Jeder vom Andern so viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich zurückzugeben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber sich tragen lassen als tragen u. s. w."

Goethe's Vorliebe für die Opernform, nach seiner Meinung, „vielleicht die günstigste aller dramatischen Formen," war damals so groß, daß er noch manche Gegenstände darin zu behandeln begann. „Ein Singspiel," berichtet er in den Annalen unter dem Jahre 1789, „die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf Einem Schlosse zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere

bildeten, in Wollen und Können, Thun und Laſſen völlig einander entgegen ſtanden, entgegen wirkten und doch einander nicht los werden konnten.*) Arien, Lieder und mehrſtimmige Partieen daraus, vertheilte ich nachher in meine lyriſchen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich.“ Es ſind die Gedichte: Verſchiedene Empfindungen an einem Platze, Erſter Verluſt, und Antworten bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel. In dem erſten Gedicht hat Goethe vier Geſangpartieen des Singſpiels in Einen Rahmen zuſammengefaßt; ob aber dadurch ein abgerundetes Ganze entſtanden ſey, läßt ſich ſehr bezweifeln. Im Singſpiel iſt das Auftreten jeder der vier Perſonen gehörig motivirt; im Gedicht aber erſcheinen namentlich die beiden letzten zu willkürlich gewählt. Der Schmachtende zeigt ſich in ſeinem Charakter dem Jünglinge zu nahe verwandt, und warum juſt ein Jäger auftreten mußte, will dem Leſer nicht recht einleuchten. Die Perſonen mußten insgeſammt in engere Beziehung zu einander gebracht werden und

*) In den neueſten Ausgaben (Bd. 8, S. 289 ff. der Ausg. in 40 B.) iſt das Scenario nebſt den Fragmenten der Ausführung mitgetheilt. Die ſieben Perſonen ſind: ein Baron, Herr des Schloſſes; die Baroneſſe; eine Gräfin, Schweſter der Baroneſſe, auf dem Schloſſe zu Beſuch; Flavio, Diener der Gräfin; Roſette, Kammermädchen der Baroneſſe; ein Poet, Günſtling der Baroneſſe; und Pumper, ein Jäger. Act I iſt größtentheils ausgeführt, Act II und III fehlen ganz; dann folgen noch Bruchſtücke von Act IV und V.

einen geſchloſſenen Kreis bilden, wozu die hier ausgewählten weder der Art noch der Zahl nach ausreichten. Das zweite Gedicht, ein liebliches Triolett („Ach! verbringt die ſchönen Tage") iſt aus dem Singſpiel nicht ohne bedeutende Veränderungen in die Gedichtſammlung übergegangen. Die Strophen endlich, welche Goethe zu dem dritten Gedicht zuſammengeſtellt hat, bilden den Schluß des Singſpiels, das, wie es uns jetzt fragmentariſch vorliegt, im fünften Act in ganz zuſammenhangsloſe, räthſelhafte Bruchſtückchen ausläuft. Wie es ſcheint, ſollte in dieſem fünften Act ein geſellſchaftliches Frageſpiel vorkommen. Hier würde nun, da jeder Strophe die bezügliche Frage vorangeſtellt worden wäre, Alles gehörig in's Licht getreten ſeyn. Wie aber der Dichter jetzt jene Strophen, ohne die Fragen, wodurch die Antworten veranlaßt ſind, zuſammengeordnet hat, erſcheint das Ganze weder recht klar noch vollſtändig. Man wünſcht auch die Strophen 2 bis 5 durch eine ähnliche Frage eingeleitet; denn die Frage erſt bilden zu müſſen, nachdem man die Antwort ſchon gehört hat, iſt doch etwas Mißliches und dem Sinne ſolcher Geſellſchaftsſpiele zuwider.

Es bleiben uns nun noch zwei dichteriſche Productionen „zu beſprechen, die unter dem Einfluſſe von Goethe's Verhältniß zu Chriſtiane Vulpius entſtanden ſind. Die Morgenklagen und die Römiſchen Elegieen. Jene gehören der erſten Zeit dieſes Verhältniſſes an; denn Goethe ſchickte ſie ſchon am 31. October 1788 als Anlage zu einem Briefe an Jacobi, mit den Worten: „daß dieſer Brief nicht leer ausgehe, hier ein Erotikon." Das Gedicht ſchließt ſich, gleich ſeinen nächſten Vorgängern („Amor als Gaſt" und „Amor als Land-

schaftsmaler") an jene Gruppe Anakreontischer Lieder, die mit dem Jahre 1781 anheben, *) und zeichnet sich, wie alle Glieder dieser Gruppe, durch eine unvergleichlich plastische Darstellung aus.

Was endlich die Römischen Elegieen und zunächst ihre Entstehungszeit betrifft, so glaube ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten nachgewiesen zu haben, daß sie weder, wie das größere Publicum, durch den Inhalt verleitet, anzunehmen pflegt, ein Product des ersten römischen Aufenthaltes seyn können, noch auch, wie die Goethe's Werken angehängte Chronologie angibt, dem Jahre 1788 angehören, sondern entweder in den ersten Monaten des Jahres 1790 oder frühestens im Jahre 1789 gedichtet worden sind. Für das Letztere spricht die Ueberschrift „Rom, 1789," welche die dreizehnte Elegie im Juliheste 1791 der „deutschen Monatsschrift" (Berlin, Vieweg der Aeltere) führt; auf das Jahr 1790 dagegen deutet Goethe's Bekenntniß in der „Campagne in Frankreich," daß er die Elegieen unmittelbar vor den Venetianischen Epigrammen gewonnen habe. Jedenfalls sind sie in einem dieser beiden Jahre, also auf deutschem Boden entstanden, und behandeln, ungleich den erotischen Lieder-Cyklen der frühern Zeit, ein größtentheils fingirtes Liebesverhältniß. Wenn aber dessenungeachtet eine so frische Lebenswärme aus diesen Dichtungen uns anhaucht, so erklärt sich dieses, wie wir schon oben hörten, nach Goethe's eigenen Andeutungen daraus, daß seine Liebe und sein häusliches Verhältniß zu Christiane

*) S. Th. II, S. 482 f.

Vulpius damals in der schönsten Blüthe stand. Während seine Einbildungskraft in Rom, und bei dem dort genossenen Glücke verweilte, bot ihm die Gegenwart auch ihre reizenden Gaben, und Beides verwob und verknüpfte seine Dichterphantasie zu einem neuen entzückenden Ganzen.

Eine vortreffliche Charakteristik der Elegieen besitzen wir schon lange an einer Abhandlung von A. W. Schlegel in seinen kritischen Schriften. Mit Recht nennt er, im Gegensatz zu den zahlreichen Nachahmungen der alten Elegieendichter in lateinischer Sprache, Goethe's Römische Elegieen „originell und dennoch ächt antik." „Der Genius, der in ihnen waltet," sagt er, „begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumviren unter den Sängern der Liebe in das verlassene Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehen, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie." Properz, Tibull und Ovid haben ihm offenbar als Vorbilder gedient; aber sein Charakter unterscheidet sich von jedem derselben. „Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am Weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht, als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die Luft des Lebens zum Geschäft macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie

so, daß er dabei die offene Heiterkeit seines Gemüthes einbüßen sollte . . . Sein Gefühl ist duldsamer als das seiner römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eigenen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewohnte Stirne zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlspruche getreu:

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit."

Wir möchten dann noch des Lesers Aufmerksamkeit auf die kunstreiche Composition des Ganzen hinlenken. Eine Hauptklippe, welche der Dichter zu vermeiden hatte, war offenbar eine gewisse Einförmigkeit in der Anlage und Ausführung, wozu das Thema, wie das regelmäßig fortschwingende

Metrum verführen konnte. Er hätte leicht in den Gegenstand mehr Abwechselung und Spannung bringen können, wenn er das Liebesverhältniß sich stufenweiser, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch günstige Umstände gefördert, hätte gestalten lassen. Aber das Ganze sollte kein metrisch verfaßter kleiner Roman, sondern ein Elegieen-Cyklus werden. Dem Charakter der Elegie aber ist ein gespanntes Interesse für den factischen Verlauf, ein ungeduldiges Fortstreben nach einem Ziele durchaus zuwider; in ihr schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung. Daher hat Goethe mit Recht alles dramatisch Fortstrebende aus diesen Dichtungen fern gehalten. Wir finden ihn sogleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umstrickt, und so erscheint er uns auf gleiche Weise, von demselben Gefühle des vollen Glücks erfüllt, bis zur letzten. Und dennoch gebricht es diesem Elegieen-Kranz nicht an Mannichfaltigkeit; den Blumen, woraus er gewunden ist, fehlt es nicht an Farben-Nüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern." Bald malt er uns einzelne Scenen seines glücklichen Daseyns aus, bald wendet er sich an die Geliebte mit einem beruhigenden Worte, oder er vergleicht frühere Zustände mit seinem gegenwärtigen, oder er läßt die glühende Flamme der Liebe einen Augenblick von einem Wassergusse der Eifersucht dampfen, nur um sie heller und mächtiger emporleuchten zu lassen; und so weiß er noch auf manche Weise einer ermüdenden Eintönigkeit entgegenzuwirken.

Zugleich aber gibt er dadurch, daß er seine Liebe, nach verschiedenen Richtungen hin, zu bedeutenden, großen Verhält-

niſſen in Beziehung ſetzt, dieſen Elegieen mehr Charakter und Würde. Den Ort, wo er ſich befindet, das heutige, wie das alte Rom, die Gegenwart, wie Geſchichte und Mythus, verflicht er auf's Geſchickteſte mit der Darlegung ſeiner Zuſtände; er ſtellt ſein Glück in Gegenſatz zu dem ſocialen und politiſchen Treiben (Eleg. 2); er hebt die Beziehungen ſeiner Kunſt, des Hauptzweckes ſeines Aufenthaltes in Rom, zu ſeiner Liebe hervor. — Dann verdient aber auch noch der Abſchluß des Ganzen unſere Aufmerkſamkeit. Auf ein Sichausleben der Leidenſchaft durfte hier nicht hingedeutet werden; der Dichter wollte uns mit dem vollen Gefühle des Glückes, das ihn beſeligte, entlaſſen. So bewirkte er denn den Abſchluß nur dadurch, daß er einmal ſeine Poeſieen als Blüthenkrone und Frucht des Liebesverhältniſſes hervorhob, und zweitens leiſe auf die Gefahr der Veröffentlichung und damit der Auflöſung ſeines Glückes durch eben jene Poeſieen hinwies.

Bei aller Bewunderung der hohen poetiſchen Kunſt, die allgemein dieſen Productionen gezollt wird, haben ſich nicht wenige Leſer durch die unumwundene Darſtellung der ſinnlichen Natur verletzt gefühlt. Goethe war der Meinung, und gewiß nicht mit Unrecht, daß ſchon das elegiſche Versmaß einen mildernden Schleier über jene Freiheiten werfe. In den Geſprächen mit Eckermann ſagt er: „Es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römiſchen Elegieen in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertragen wollte, ſo müßte ſich das Geſagte verrucht ausnehmen.“ Eine tiefer geſchöpfte Vertheidigung hatte aber Schiller ſchon längſt,

und zwar gleich nach Veröffentlichung der Elegieen versucht in dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentale Dichtung.“ Er nennt darin Goethe den deutschen Properz und nimmt ihn ebenso, wie den römischen, gegen die Anklage, lüsterne, üppige, verführerische Gemälde aufgestellt zu haben, in Schutz. „Die Gesetze des Anstandes,“ sagt er, „sind der unschuldigen Natur fremd, nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm. Bist Du, der Du ihn lieſest und hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst Du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es Dein Unglück und nicht das seine; Du verläſſest ihn, er hat nicht für Dich gesungen.“ — Goethe, den Dichter, sprach also Schiller von aller Verschuldung frei; wie er aber hiernach über Goethe, den Menschen oder vielmehr den Staatsbürger urtheilen mußte, der selbst in der „künstlichen Welt,“ worin er lebte,

ſich von dem, was Jener „Geſetze des Anſtandes“ nannte, zu emancipiren wagte, liegt am Tage.

Siebentes Capitel.

Reiſe nach Venedig. Der Aufſatz: Aeltere Gemälde. Die Venetianiſchen Epigramme. Reiſe nach Schleſien. Epigramme. Das Jahr 1791: Chromatiſche Unterſuchungen. Beiträge zur Optik, Erſtes Stück. Uebernahme der Theaterdirection. Prologe und Epiloge. Zwei Lieder. Der optiſchen Beiträge zweites Stück.

Beinahe zwei Jahre lang hatte nunmehr Goethe, kurze Ausflüge nach Jena, Gotha, Ilmenau, Aſchersleben, Leipzig u. ſ. w. abgerechnet, daheim in „angenehmen häuslich-geſelligen Verhältniſſen,“ in mannichfacher wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Thätigkeit zugebracht, als ihn das ſich ſchon ankündigende Frühjahr 1790 aufmunterte, wenigſtens einen Blick über die Alpen hinüber zu thun. Die Herzogin Amalia ward um dieſe Zeit aus Neapel zurück erwartet und ſollte ihren Weg über Venedig nehmen. Goethe beſchloß, ihr bis dort entgegenzureiſen, und brach, wie es ſcheint,*) in der letzten Hälfte des März auf. Er verweilte mehrere Wochen allein in der „wunderbaren Waſſerſtadt;“ denn die Herzogin traf

*) In einem Briefe an Jacobi vom 3. März heißt es: „Ich bereite mich zu einer kleinen Reiſe, wahrſcheinlich gehe ich der Herzogin Mutter entgegen.“

erſt den 6. Mai mit ihrem Gefolge ein.*) Da es über ſeine Beſchäftigung in dieſer Zeit an brieflichen Documenten fehlt, ſo ſind wir neben dem Wenigen, was er in den Annalen unter dem Jahre 1790 ſagt, hauptſächlich an zwei durch jenen Aufenthalt hervorgerufene Productionen gewieſen, an die „Venetianiſchen Epigramme“ und den Aufſatz „Aeltere Gemälde,“ welcher den Schluß des Anhangs zur italieniſchen Reiſe, der Fragmente „Ueber Italien“, bildet.

Der letztgenannte, aus aphoriſtiſchen Bemerkungen zuſammengeſetzte Aufſatz, den er erſt nach der Rückkehr aus der Erinnerung, aber aus ſehr friſcher, niederſchrieb, zeigt uns, wie eifrig er in Venedig bemüht war, ſich eine hiſtoriſche Ueberſicht der unſchätzbaren Venetianiſchen Schule zu verſchaffen. Als Führer diente ihm das treffliche Werk Della pittura Veneziani (1771), mit deſſen Hülfe es ihm gelang, von den damals noch unverrückten Kunſtſchätzen eine vollſtändige Kenntniß zu gewinnen. Ein beſonderes Intereſſe nahm er an der Reſtauration beſchädigter Gemälde, die hier im Großen und nach einer ſehr ausgebildeten und kunſtvollen Praxis betrieben wurde. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palaſt allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrte, die jedoch zum Theil von der Zeit ſehr verletzt waren, hatte eine Art von Akademie der Gemälde-Reſtauration angelegt, eine Anzahl Künſtler verſammelt, ihnen einen Director vorgeſetzt und in dem Kloſter St. Giovanni e Paolo einen großen Saal, nebſt

*) S. das Poſtſcript eines Briefes von Herder an Knebel, in des Letztern literariſchem Nachlaß ꝛc. II, S. 252.

anſtoßenden geräumigen Zimmern, angewieſen, wohin die beſchädigten Bilder zur Wiederherſtellung gebracht wurden. Goethe gerieth zufällig in die Bekanntſchaft jener Künſtler; denn als er in der Kirche des genannten Kloſters das köſtliche Bild Tizian's, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, fragte ihn ein Mönch, ob er nicht auch die Herren da oben beſuchen wollte, deren Geſchäft er ihm erklärte. Goethe ward freundlich aufgenommen, und da man ſeine lebhafte Theilnahme an den Arbeiten bemerkte, dringend zu häufiger Wiederholung ſeines Beſuches eingeladen. Er verfehlte nicht, dieſer Einladung zu entſprechen, wo er denn unterwegs jedesmals dem einzigen Tizian ſeine Verehrung bewies.

Während er nun die Kunſtbetrachtungen, worin er ſchon zu Hauſe ſo viel Genuß gefunden, hier in Venedig, auf dem günſtigſten Boden, mit erhöhtem Eifer fortſetzte, erhielten auch ſeine Naturſtudien durch einen glücklichen Zufall einen neuen kräftigen Anſtoß. In den letzten Jahren hatte neben ſeinen botaniſchen und optiſchen Bemühungen die Oſteologie keineswegs gänzlich geruht; es hatte ſich in ihm durch fortgeſetztes Beobachten und Nachdenken die Ueberzeugung befeſtigt, durch die ſämmtlichen organiſchen Geſchöpfe, mithin auch durch die Thier- und Menſchenwelt hinauf gehe ein durch Metamorphoſe ſich erhebender Typus durch, der ſich in allen ſeinen Theilen auf gewiſſen mittleren Stufen gar wohl beobachten laſſe, aber auch da noch anerkannt werden müſſe, wo er ſich auf der höchſten Stufe der Menſchheit in's Verborgene zurückziehe. Dieſe große Idee war der Leitſtern für alle ſeine

naturhiſtoriſchen Beſtrebungen; und ſo hatte er denn auch ſchon früher die wichtige oſteologiſche Wahrheit erkannt, daß die Schädelknochen ſämmtlich aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden ſeyen. Indeß war es ihm bisher nur gelungen, an den drei hinterſten Knochen dieſen Gedanken nachzuweiſen. Als er aber jetzt, im Jahre 1790, eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die Venetianiſchen Lagunen vom Adriatiſchen Meere ſondern, ſpazieren ging, fand er einen äußerſt glücklich geborſtenen Schafſchädel, woran er augenblicklich gewahrte, daß die Geſichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten ſeyen. Er konnte den Uebergang vom erſten Flügelbeine zum Siebbeine und zu den Muſcheln ganz deutlich bemerken; und ſo wurde hier abermals ſein alter, durch Erfahrung beſtärkter Glaube wieder aufgefriſcht, daß die Natur kein Geheimniß habe, welches ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtelle.

Bei dem zweiten Hauptdocument des Aufenthaltes zu Venedig, den Venetianiſchen Epigrammen, dürfen wir nicht vergeſſen, daß uns eine poetiſche Production vorliegt, worin wahrſcheinlich Dichtung und Wahrheit innig verſchlungen ſind. Wer an dem hier dargeſtellten Liebesverhältniß Anſtoß nimmt, mag denn auch zu ſeiner Beruhigung annehmen, daß der Poet auch dießmal, wie in den Römiſchen Elegieen, „aus geringen Anläſſen“ einen kleinen Roman geſchaffen habe. Dem größten Theile ihres Inhaltes nach ſind aber dieſe Epigramme jedenfalls ein Abbild ſeines damaligen innern und äußern Lebens, wie es ſich vor der Ankunft der Herzogin geſtaltete:

Und ſo tändelt' ich mir, von allen Freunden geſchieden,
In der neptuniſchen Stadt Tage wie Stunden hinweg.

Was die Gemüthszuſtände betrifft, die ſich in den Epigrammen kund geben, ſo vermißt man ſogleich jenes friedliche, frohe Behagen, jenes innige idylliſche Glück, welches in den Römiſchen Elegieen athmet. Alles, was ihn ſeit der Rückkehr aus Italien verſtimmt und gequält, der widerwärtige Eindruck, den die Entwickelung der franzöſiſchen Revolution auf ihn machte, der Verdruß über die Symptome von Gleichgiltigkeit, Abneigung und Geringſchätzung, womit man ihm auf dem Gebiete der Naturforſchung entgegentrat, der Aerger über das von Schiller und Anderen genährte Genialitätsweſen in der Poeſie, die Verſtimmung gegen die feinere Welt und ihre Prätenſionen, der Unmuth über die Feſſeln, welche Convenienz, Sitte und Religion dem Menſchen auflegen, alles dieß ſpiegelt ſich in den Epigrammen mehr oder weniger deutlich ab. So ſind dieſe Gedichte, obwohl kurze Zeit nach den Römiſchen Elegieen entſtanden, von ihnen doch durch eine bedeutende Kluft geſchieden. Hatte der Dichter ſich in den Elegieen aus der beengenden Gegenwart in die freie, ſchöne Zeit des erſten Aufenthaltes zu Rom zurückgerettet, und das Glück, welches er dort genoſſen, noch einmal in der Erinnerung ausgekoſtet, ſo machen hier, wie in den Gedichten der erſten Periode, die augenblicklichen inneren Zuſtände ſich geltend. Die Ausfälle gegen politiſche, religiöſe, ſociale Verhältniſſe, die ſich hier finden, gehören zu dem Schärfſten, was Goethe in dieſer Beziehung ausgeſprochen. Werden die Freiheitsapoſtel, die am Ende doch

nur Willkür für ſich ſuchen, mit derben Schlägen gegeißelt, ſo werden doch auch die Fürſten und Großen nicht geſchont, die ſo vieles Unglück, das ſie trifft, ſelbſt verſchuldeten. Die religiöſen und andere Schwärmer will er, wie wir ſchon hörten, vor dem dreißigſten Jahre an's Kreuz geſchlagen haben, damit ſie nicht zuletzt aus Betrogenen Betrüger werden. Die klingelnden Pfaffen, der päpſtliche Nuntius, der neben dem Doge feierlich einherſchreitet, erſcheinen ihm als liſtige Gaukler, die innerlich ſelbſt über den Ernſt ihres Gepränges lächeln. Er ſucht gefliſſentlich nur Seiltänzer auf und Volk, und „was noch niedriger iſt," weil ihm die gute Geſellſchaft unſchmackhaft geworden. Ja, er dehnt ſeine Verachtung auf das ganze Menſchengeſchlecht aus:

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

Auch auf ſeine Anſicht von Italien fließt die herrſchende Stimmung ein; die Schattenſeiten deſſelben fallen ihm beſonders ſtark in's Auge (Epigr. 4). Er erkennt, daß die Verehrung dieſes Landes zum guten Theil auf einer Art frommgläubiger Illuſion beruhe, ähnlich der des Pilgers, der einen Heiligen da aufſucht, wo nur Reſte von ihm, ſein Schädel oder ein Paar ſeiner Gebeine, verwahrt werden. Selbſt an ſeiner Dichtkunſt, die ihn doch über ſo Vieles, was Andere drückt und ängſtigt, mit ſanfter Hand hinwegführt, wird er Einiges gewahr, was ihm nicht gefallen will. Daß ſie „ein theures Metier" iſt, daß ihm die Zechinen ſchwinden, wie ihm das Epigrammenbüchlein wächſt, iſt halb im Scherz geſagt; aber

sehr ernst, und doch nicht gerecht ist sein Vorwurf gegen das Deutsche als Dichtersprache (Epigr. 29).

Bei solcher Gemüthsstimmung erhellt es von selbst, warum, trotz mancher Aehnlichkeit in den Verhältnissen, aus dem Aufenthalte zu Venedig doch nicht abermals, wie aus der Erinnerung an den zu Rom, Elegieen hervorgehen konnten. Denn bei Goethe bildete die Seele eines Gedichtes mit Naturnothwendigkeit sich ihren Leib. Wenn die Elegie zur Darstellung des bei sich verweilenden, sich selbst innig genießenden Glückes oder Schmerzes die angemessenste Form bildet: so sprechen sich die vielfachen Beziehungen des Dichters zu einer Welt, mit der er sich oft im Widerspruch fühlt, am passendsten in der kurzen, schlagenden Form des Epigramms aus. Weil indeß auch manche Klänge aus der Zeit des römischen Aufenthaltes in der Brust des Dichters noch forttönten, so wird es uns nicht wundern, wenn einige Blumen, die Goethe in diesen Epigrammenkranz geflochten, auf dem gemeinsamen Grenzraine des Sinngedichtes und der Elegie, ja vielleicht schon im Gebiete der letztern, gewachsen sind. Es leuchtet aber, unter solchen Umständen auch ein, warum die Epigramme kein so schön in sich abgeschlossenes, gerundetes, einheitvolles Ganze werden konnten, wie die Römischen Elegieen. Ein sehr verschiedenartiger Stoff, Reflexion und Gefühl, Erinnerung an Fernes und Vergangenes und Genuß der Gegenwart, Polemik und Neigung schlingen sich bunt durch einander. Den durchgehenden Faden aber, woran Alles aufgereiht ist, bildet das Liebesverhältniß, das hier auch nicht, wie in den Elegieen, als ein rasch

entwickeltes und fertiges, sondern als ein allmählig, werdendes als ein kleiner Liebesroman erscheint. In den ersten 28 Epigrammen finden wir nur einzelne präludirende Andeutungen, die das Liebesbedürfniß des Dichters aussprechen; es sind meistens Erinnerungen an früheres Liebesglück, an die Geliebte die er eben in Deutschland zurückließ (Epigr. 3), an die römische Faustine (Epigr. 4), vielleicht selbst an Friederike (Epigr. 7). Er klagt, daß der Mai, der so viel Schönes bringe, ihn dießmal das Glück entbehren lasse, den Busen einer geliebten Schäferin mit Blumen zu schmücken (Epigr. 18); Venedig ist ihm noch ein Sardinien, weil er allein schläft (Epigr. 26). Aber im 28. Epigramme hat er das Mädchen, wie er es sich wünschte, das Perlchen in der unscheinbaren Muschel gefunden. Welcher Volksclasse es angehöre, deuten leise die Epigramme 30 bis 32 an. Dann macht er uns in Epigr. 37 bis 48 näher mit seiner Geliebten und ihren Verhältnissen bekannt. Nachdem sich hierauf weiterhin bis Nr. 67 die Betrachtung anderen Dingen, meist politischen und socialen Verhältnissen, zugewandt, führt uns der Dichter wieder in die gesellschaftlichen Regionen, denen seine Geliebte angehört, ohne bei ihr besonders zu verweilen. Er gibt uns Definitionen von Lacerten, „zierlichen Mädchen, die über den Platz fahren dahin und daher," und uns zuletzt durch Gäßchen und Treppchen fortlocken, von Spelunken, „dunkeln Häusern in engen Gäßchen," wo dich die Schöne mit Kaffee bewirthet. Dann folgen wieder Epigramme mannichfachen Inhaltes, unter Anderm Angriffe auf die Newtonianer. Noch immer hat er die Geliebte nicht ganz gewonnen, wie Nr. 89 zeigt. Aber in Nr. 92

erfahren wir, daß ihn „Amor's Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt," und nun verschwinden auch alle polemisirenden Epigramme, und wir fühlen uns auf den Boden der Römischen Elegieen zurückversetzt.

Aus diesen Liebesträumen und seinem einsamen Sinnen über Kunst, Natur und Weltverhältnisse riß den Dichter am 6. Mai die Ankunft der lebensfrohen und Alles um sich belebenden Herzogin Amalie und ihres Gefolges heraus. Es läßt sich denken, wie reich und angeregt das Gespräch nach der langen Trennung, bei der Fülle des beiderseits inzwischen gesammelten Stoffes seyn mußte, zumal da im Geleite der Fürstin auch Goethe's Römische Freunde Heinrich Meyer und Bury mitgekommen waren. In ihrer Gesellschaft wurde nun die Besichtigung der Venetianischen Kunstschätze mit erhöhtem Eifer und Nutzen fortgesetzt. Dann begab sich die Herzogin mit dem ganzen Gefolge nach Mantua, wo man sich gleichfalls an dem Uebermaß der Kunstwerke ergötzte. Meyer ging von dort nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury kehrte nach Rom zurück. Von der weitern Reise der Fürstin bis nach Weimar, bemerkt Goethe kurz, daß sie Genuß und Einsicht gewährt habe.

Nach Riemer wäre die Rückkunft Goethe's noch im Mai erfolgt; allein Herder schreibt am 28. Mai an Knebel, daß die Herzogin Mutter zwar bald zurückerwartet werde, aber vom Tage der Ankunft noch keine Nachricht da sey. Wahrscheinlich traf die Reisegesellschaft, und mit ihr unser Dichter, erst am Anfange Juni's in Weimar wieder ein. Kurz vorher,

entwickeltes und fertiges, sondern als ein allmählig, we
als ein kleiner Liebesroman erscheint. In den ersten 2
grammen finden wir nur einzelne präludirende Andeu
die das Liebesbedürfniß des Dichters aussprechen; es fin
stens Erinnerungen an früheres Liebesglück, an die G
die er eben in Deutschland zurückließ (Epigr. 3), an d
mische Faustine (Epigr. 4), vielleicht selbst an Fri
(Epigr. 7). Er klagt, daß der Mai, der so viel S
bringe, ihn dießmal das Glück entbehren lasse, den Busen
geliebten Schäferin mit Blumen zu schmücken (Epigr.
Venedig ist ihm noch ein Sardinien, weil er allein
(Epigr. 26). Aber im 28. Epigramme hat er das
wie er es sich wünschte, das Perlchen in der
Muschel gefunden. Welcher Volksclasse es angehört
leise die Epigramme 30 bis 32 an. Dann macht
Epigr. 37 bis 48 näher mit seiner Geliebten und
hältnissen bekannt. Nachdem sich hierauf weiterhin
die Betrachtung anderen Dingen, meist politischen
Verhältnissen, zugewandt, führt
gesellschaftlichen Regionen
bei ihr besonders
von Lacerten, „
dahin und dah
chen fortlocken
Gäßchen,"
folgen wi
Angriffe

erfahren wir, [illegible]
umschwebt," [illegible] ..weilte, wo ein
Epigramme [illegible] ersten Provin-
Elegieen [illegible] Sehnsucht nach
Aus [illegible] er mitten in der
über Kunst. [illegible] geschlossen lebte.
6. Mai die [illegible] sich versammeln,
lebenden [illegible] anövriren, er hielt
läßt sich denken [illegible] ch jenen glücklichen
langen Trennung [illegible] nt, vergleichende
sammelten [illegible] nde Lustfahrt nach den
stin auch [illegible] tender Gebirgs- und
Bury mitgeb[illegible] unternommen. Unter
die Besichtigung [illegible] Hut ein Billet an Frie-
Eifer und [illegible] Ich schreibe Dir von einem
mit dem ganzen [illegible] renze liegt. Ich gehe aber
falls an dem [illegible] ich einige Tage in der Graf-
von dort nach [illegible] hab' ich gesehen, das ich Dir
Rom [illegible] und das bei mir überlei ist.
Weimar [illegible] wenn ich nur nicht oft eben so
[illegible] reibselig bin. In allem dem
[illegible] meine Abhandlung über die
[illegible] und damit ich nicht gar zu
[illegible] per *) zu dichten. Du siehst,
[illegible] ünsche Dir deßgleichen." Am

[illegible] ausgenossen," welche die
[illegible] he'scher Schriften" in's Jahr

den 27. Mai,*) war der Herzog nach Schlesien abgereist, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Herder schreibt darüber an Knebel: „Der Herzog hat vom Könige erlangt, dem Lager in Schlesien beizuwohnen und da etwa eine Brigade zu commandiren; sein Wunsch ist also erfüllt.“ Goethe war kaum zu Hause angelangt, als ihn der fürstliche Freund nach Schlesien berief, „wo er einmal, statt der Steine und Pflanzen, die Felder mit Kriegern werde besät finden.“ Es mag ihm ein schwerer Entschluß gewesen seyn, sich abermals von seinen osteologischen und optischen Studien, für die er eben mit dem Feuer der ersten Liebe glühte, und von der lebendigen Geliebten loszureißen, die er unter der Maske der römischen Faustine und der venetianischen Bettine verborgen hatte. Allein die innige Anhänglichkeit an den edeln Freund und Wohlthäter, dessen Verdienste um ihn er sich noch jüngst in den Venetianischen Epigrammen vergegenwärtigt hatte,**) ließ keinem Zweifel Raum. In den Cantonnirungs-Quartieren bei Breslau entstanden einige Epigramme, zu denen das Feldlager gehört:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach;
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesien's Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg.

*) S. Knebel's literarischen Nachlaß und Briefwechsel, II, 253.
**) S. das 35. Epigramm.

Als er darauf eine Zeit lang in Breslau verweilte, wo ein ſoldatiſcher Hof und zugleich der Adel einer der erſten Provinzen des Königreichs glänzte, überfiel ihn die Sehnſucht nach ſeinen Naturſtudien mit ſolcher Gewalt, daß er mitten in der bewegteſten Welt wie ein Einſiedler in ſich abgeſchloſſen lebte. Mochten am Hofe noch ſo prunkreiche Cirkel ſich verſammeln, mochten draußen die ſchönſten Regimenter manövriren, er hielt ſich auf ſeinem Zimmer und ſtudirte, durch jenen glücklichen Fund auf den Dünen zu Venedig geſpornt, vergleichende Anatomie. Später ward eine belehrende Luſtfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. ſ. w. unternommen. Unter dem 31. Auguſt richtete er aus Landshut ein Billet an Friedrich von Stein, welches lautet: „Ich ſchreibe Dir von einem Orte, der nah an der böhmiſchen Grenze liegt. Ich gehe aber wieder zurück auf Breslau, nachdem ich einige Tage in der Grafſchaft Glatz zugebracht. Recht Vieles hab' ich geſehen, das ich Dir gönnte, das Du brauchen könnteſt, und das bei mir überlei iſt. Manches kann ich Dir mittheilen, wenn ich nur nicht oft eben ſo wenig redſelig wäre, als ich ſchreibſelig bin. In allem dem Gewühle hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu ſchreiben, und damit ich nicht gar zu abſtract werde, eine komiſche Oper*) zu dichten. Du ſiehſt, daß mein Naturell aushält; ich wünſche Dir deßgleichen." Am

*) Vielleicht „die ungleichen Hausgenoſſen," welche die Chronologie der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften" in's Jahr 1789 ſetzt.

4. September finden wir unſern Dichter zu Tarnowitz, einem Städtchen mit Eiſen-, Silber- und Bleigruben. Der Anblick des friedlich-ſtillen Treibens der Bergleute, die faſt ohne Berührung mit der ſie umringenden, von allerlei Leidenſchaften aufgeregten gebildetern Welt, ihrem Berufe lebten, entlockte ihm die Diſtichen:*)

Fern von gebildeten Menſchen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und ſie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verſtand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüſſel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Die Rückreiſe ward über Dresden eingeſchlagen, um die Anſchauung der dortigen Bildergallerie doch noch zu guter Letzt als einigen äſthetiſchen Genuß mitzunehmen. Aber auch hier machte wieder der Naturforſcher in ihm dem Kunſtfreunde den Platz ſtreitig; eine Sammlung von Thierſkeletten, die er in Dresden fand, zog ihn lebhaft an und ließ ihn den Entſchluß faſſen, ſeiner bereits erſchienenen Abhandlung über die Pflanzen recht bald den Verſuch „über die Geſtalt der Thiere“ folgen zu laſſen.

Nach ſeiner Heimkehr im October**) hielt er ſich nun zunächſt fleißig an ſein anatomiſches Werkchen, welches er vor Ende des Jahres noch abzuſchließen hoffte. Allein nachdem

*) „An die Knappſchaft zu Tarnowitz,“ Goethe's ſämmtliche Werke, B. I, S. 217.

**) Vor dem October kehrte er ſchwerlich zurück; am 20. September ſchrieb Herder noch an Knebel: „Der Herzog iſt mit Goethe aus Schleſien nach Krakau gereiſt, alſo noch abweſend.“

er ungefähr drei Wochen daran gearbeitet und dictirt hatte, wollte es mit der mehr als abstracten Materie nicht recht vorwärts, und er mußte sie einstweilen zurücklegen. Ohne Zweifel trug auch der Mangel an Theilnahme in seiner Umgebung dazu bei, daß diese Arbeit in's Stocken gerieth. Die Herzogin Mutter, Herder*) u. A. waren sehr unzufrieden mit seinen Knochenstudien und redeten ihm dringend zu, wieder an seinen Wilhelm Meister zu gehen. Er folgte ihrem Rathe und nahm gegen den Schluß des Jahres den Roman wieder vor, mit der Hoffnung, „in dem neuen Jahre nun endlich dieses alte Werk seiner Vollendung näher zu rücken." Mittlerweile hatte er auch an dem Büchlein „Elegieen und Epigramme" Einiges ergänzt, gefeilt und verbessert, und beide „so ziemlich gefaltet und gelegt." Er war auch nicht abgeneigt, die Elegieen herauszugeben; allein Herder widerrieth es, aus leicht zu errathenden Gründen, und so behielt er einstweilen die leichtfertige Brut im Neste. Doch theilte er die jetzige dreizehnte Elegie unter der Ueberschrift „Rom 1789" im Juliheste 1791 der Deutschen Monatschrift, und 24 Epigramme in den Juni- und Octoberheften desselben Jahrganges mit.

Das Jahr 1791 bezeichnet Goethe als ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes. „Die freigelegenste Wohnung," fügt er hinzu, „in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anstoßenden Gärten, woselbst im Freien Versuche jeder Art angestellt werden konnten,

*) S. Herder's Brief an Knebel vom 7. Januar 1791, in des Letztern literarischem Nachlasse II, S. 260.

veranlaßten mich, den chromatischen Untersuchungen ernstlich nachzuhängen.“ Er stellte eine Reihe Versuche mit dem Prisma an, wobei er sich zunächst bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, und glaubte immer mehr die Unrichtigkeit der Newton'schen Theorie zu erkennen. Nicht nur eine weiße Scheibe, fand er, auf schwarzem Grunde, sondern auch eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde brachte das bekannte Spectrum hervor. „Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst,“ sagte er zu sich selbst, „so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden.“ Im Gefühle jedoch, daß er hier als Neuling auf unbekanntem Boden wandele, ersuchte er einen benachbarten Physiker, die Resultate seiner Vorrichtungen zu prüfen. Er hoffte sicher, daß dieser bei dem ersten Blick gleichfalls im Glauben an Newton wanken werde. Allein zu seiner Verwunderung mußte er hören, die Phänomene seyen bekannt und aus der Newton'schen Theorie vollkommen erklärt. Goethe ließ es nicht an Einwendungen fehlen; aber es kam zu keiner Verständigung. Um die Erklärungen des Physikers begreifen zu können, hätte er diesem weiter auf das Gebiet der Mathematik folgen müssen, als seine Kenntnisse gestatteten. Das Mißlingen dieses ersten Versuches, Theilnahme zu gewinnen, entmuthigte ihn nicht; er fuhr fort, Dilettanten und Männern des Faches seine Phänomene vorzulegen; jene amusirten sich damit, diese sprachen zu seinem Aerger immer von Brechung und Brechbarkeit. Man sollte denken, es hätte doch ein wenig den Glauben an seine Ueberzeugung erschüttern müssen, daß gerade die kenntnißreichsten Männer, wie er gesteht, die entschiedenste Abneigung

gegen seine Bemühungen zeigten. Er sucht in seinen Selbstbekenntnissen den Grund dieser Unfreundlichkeit überall, nur nicht da, wo er zu finden ist. Er spricht von der Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden, von einem Handwerkssinn, der wohl Etwas erhalten und fortpflanzen, aber nicht fördern könne; er meint, die Folgen der französischen Revolution hätten damals alle Gemüther zu sehr aufgeregt und in jedem Privatmanne den Regierungsdünkel geweckt; die Physiker, verbunden mit den Chemikern, seyen zu ausschließlich mit den Gasarten und dem Galvanismus beschäftigt gewesen. Eine Zeit lang correspondirte er mit Lichtenberg und sandte ihm auch ein paar Aufsätze ein. Dieser antwortete einige Male; brach aber, als Goethe zuletzt dringender ward und „das ekelhafte Newton'sche Weiß" mit Gewalt verfolgte, die Correspondenz ab und erwähnte, zu Goethe's Verdrusse, nicht einmal seiner Beiträge in der letzten Ausgabe seines Erxleben's. Ueberhaupt wollte sich kein einziger Physiker auf die Seite des naturforschenden Poeten stellen, wogegen er Anatomen, Chemiker, Literatoren und Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling zu Anhängern gewann.

Die meiste Aufmunterung ward ihm aus den obersten gesellschaftlichen Regionen her zu Theil, wo nicht selten das Halbwissenschaftliche und geistreiche Dilettantische einen günstigen Boden findet. Vom Herzoge Carl August rühmt er dankbar, daß er ihm auch dießmal „Raum, Muße und Bequemlichkeit zu seinem neuen Vorhaben" vergönnt habe. Der Fürst Primas Dalberg, damals noch in Erfurt, schenkte seinen Versuchen fortdauernde Aufmerksamkeit und schrieb zu einem

dennoch von einem tiefen wissenschaftlichen Ernste durchdrungen war, bewährte er nun besonders bei seinen optischen Studien. Er abstrahirte, wie er selbst gesteht, von der hohen mathematischen Ausbildung dieses Zweiges der Physik, und „suppouirte gleichsam einen Augenblick, als wenn in demselben noch Vieles zu erfinden," *) oder mit anderen Worten, als wenn die Optik noch in ihrer Kindheit wäre. So angesehen, erscheinen seine Resultate wahrhaft bewunderungswürdig und legen in ihrer Art von seinem Genie fast ein eben so großes Zeugniß ab, als seine poetischen Werke. Bleibt es dabei nun höchst auffallend, daß er das in dieser Wissenschaft bereits Gethane so gänzlich verkennen konnte und daher die Bedeutung seiner eigenen Leistungen lebenslang so sehr überschätzte, so ist nicht zu vergessen, welche Erfahrungen er in anderen naturwissenschaftlichen Zweigen gemacht hatte. Der Botanik, der Osteologie hatte er sich auf ähnliche Weise, wie der Optik, genähert, und dennoch hatte er hier Entdeckungen gemacht, die Anfangs auch von der Schule vornehm belächelt, nachher aber als höchst bedeutende Bereicherungen der Wissenschaft anerkannt wurden. Wie sehr mußte dieß nicht in ihm den Gedanken nähren, daß für seine Optik auch einmal ihre Zeit kommen werde, daß einstweilen ihr der Dünkel, der Eigensinn und die Geistesverstocktheit der Fachgelehrten im Wege stehe!

Die geringe Wirkung seiner ersten Beiträge zur Optik hatte Goethe zum Theil selbst dadurch verursacht, daß er von dem Ziele, worauf er hinaussteuerte, nur schwache Andeutungen

*) Beiträge zur Optik. Erstes Stück, §. 14.

gab. Seine Absicht war, durch die beschriebenen Versuche vorerst nur in dem Publicum eine günstige Disposition für die neu aufzubauende Theorie zu bereiten. Den meisten Lesern aber erschien das Ganze nur als dilettantistische Spielerei; und da er zugleich, wenn auch nur ganz flüchtig, hatte durchblicken lassen, daß er die Newton'sche Theorie nicht für zulänglich hielt, die vorgetragenen Phänomene zu erklären, so verwunderte man sich höchlich, wie Jemand ohne tiefere Einsicht in die Mathematik dem Altmeister der optischen Wissenschaft entgegenzutreten wage. Doch ließ man seiner Darstellung Gerechtigkeit widerfahren und fand besonders die vier einleitenden Paragraphen musterhaft schön geschrieben.

Um indeß über seinen naturwissenschaftlichen Forschungen nicht ganz außer Connexion mit Dichtkunst und Aesthetik zu kommen, übernahm Goethe am 1. Mai 1791 die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters. Seit 1784 hatte die Belloms'sche Gesellschaft in Weimar gespielt und, nach Goethe's Zeugniß, angenehme Unterhaltung geboten, jedoch zuletzt, wie aus Briefen des Herzogs und seiner Mutter an Knebel *) hervorgeht, nicht mehr befriedigt. So ward denn der Entschluß gefaßt, jene Gesellschaft zu entlassen, und aus einigen tüchtigen Mitgliedern derselben, die bereit waren zu bleiben, wie dem trefflichen Malcolmi, und mehreren hinzugeworbenen aus Breslau, Hannover, Prag und Berlin eine neue Truppe zu bilden. Goethe war zur Uebernahme der Direction um so bereitwilliger, als sich dieses Geschäft nicht bloß an seine früheren theatrali-

*) S. Knebel's literarischen Nachlaß I, 174, 206 u. s. w.

schen Bestrebungen anschloß, sondern auch seiner in Italien neubelebten Neigung zur musikalischen Poesie, namentlich zur komischen Oper, zu Statten kam. In letzterer Beziehung fand er an dem mit gleicher Neigung aus Italien heimgekehrten Freunde von Einsiedel, an dem unermüdlichen Concertmeister Kranz und dem immer thätigen Theaterdichter Vulpius eine höchst willkommene Unterstützung. Einer Unzahl italienischer und französischer Opern legte man deutschen Text unter, andere schrieb man zu besserer Singbarkeit um; ganz Deutschland bezog damals Partituren aus Weimar. Goethe betheiligte sich selbst mit Eifer bei diesen untergeordneten Arbeiten und verbesserte unter Anderm den Text der Theatralischen Abenteuer und der Heimlichen Heirath, so wie er die Oper Circe ganz neu bearbeitete. Daß der hiebei aufgewandte Fleiß für seinen Nachruhm verloren war, wußte er selbst recht gut; aber ihn tröstete darüber der Gedanke an den wohlthätigen Einfluß, den diese Bemühungen auf die deutschen Operntexte überhaupt hatten.

Da er sich nun von Seiten der Oper, welche damals wie jetzt auf das Publicum eine besondere Anziehungskraft übte, für mehrere Jahre geborgen und versorgt wußte, so konnte er dem recitirenden Schauspiel eine desto reinere Aufmerksamkeit widmen. Hier griff er auch durch Einüben der Schauspieler höchst thätig ein, wobei eine seiner Hauptmaximen war, daß er für jedes Stück zunächst den Vorzüglichsten herausnahm und schulte, und sodann die Anderen diesem anzunähern suchte. Auf solche Weise verfuhr er z. B. beim König Johann von Shakespeare, der noch im Laufe des Jahres 1791 zur

Aufführung kam. Für die Rolle des Arthur wählte er Christiane Neumann, die vierzehnjährige Tochter eines sehr schätzbaren Schauspielers von der Bellomo'schen Gesellschaft, welcher kurz vor dem Abzuge derselben gestorben war. Goethe nahm sich der Ausbildung des mit außerordentlichem Schauspielertalent begabten Kindes liebevoll an. In dem Gedicht Euphrosyne, einem poetischen Todtenopfer, welches er der frühe Hingeschiedenen im Jahre 1797 brachte, erinnert Christianen's Schatten (Euphrosyne) den Dichter an jene Einübung der Rolle Arthur's.

Denkst Du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild u. s. w.

Als Gehülfe im Directionsgeschäfte stand unserm Dichter ein schon bejahrter Schauspieler, J. Franz Jos. Fischer, zur Seite, seines Handwerks wohl kundig, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden. Er hatte mehrere Schauspieler von Prag mitgebracht, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die übrigen gut zu behandeln, wodurch sich ein innerer Friede über das Ganze verbreitete. Von ihm unterstützt, begann Goethe das neue Unternehmen mit Vorsicht, Mäßigung und Gründlichkeit. Vor der Hand wurden noch nicht viele neue Stücke eingelernt; an den älteren sollte erst noch die Gesellschaft ihre Kräfte üben. Große Kosten sollten möglichst vermieden, das Bessere stufenweise eingeführt werden. Daher ließ Goethe in dem Eröffnungs-Prolog, gesprochen den 7. Mai 1791, das

Publicum bitten, es möge ſich nach den vielleicht unbedeutend ſcheinenden anfänglichen Leiſtungen nicht ein Urtheil über das Zukünftige bilden:

Der Anfang iſt in allen Sachen ſchwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht. U. ſ. w.

Dann hatte er ſich auch, wie ſpäter Immermann in Düſſeldorf, die Aufgabe geſtellt, nicht ſowohl die einzelnen Talente in ihrem günſtigſten Lichte zu zeigen, als vielmehr ein möglichſt harmoniſches Zuſammenwirken aller Kräfte zu erzielen. In dieſem Sinne ließ er im Prolog ſagen:

Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
Den Andern heftig vorzueilen ſtrebt,
Um einen Kranz für ſich hinwegzuhaſchen.
Wir treten vor Euch auf, und Jeder bringt
Beſcheiden ſeine Blume, daß nur bald
Ein ſchöner Kranz der Kunſt vollendet werde,
Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

Goethe erkannte ſehr bald, daß zwar eine gewiſſe, aus Nachahmung und Routine hervorgegangene Technik einem Theile der Geſellſchaft eigen ſey und ſich in kurzer Zeit weiter und allgemeiner entwickeln laſſe, daß aber Allen insgeſammt die eigentliche Grammatik der Schauſpielerkunſt fehle, welche doch erſt zu Grunde gelegt ſeyn müſſe, ehe man zur Rhetorik und Poeſie derſelben gelangen könne. Weil indeß die

Bedürfnisse des Augenblicks Befriedigung verlangten, so begnügte er sich vor der Hand, im Stillen jene Technik, die sich Alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen, und was ihm klar geworden, in einzelnen Fällen vor und nach, ohne noch auf allgemeine Gesetze hinzuweisen, in Anwendung bringen zu lassen. Was ihm aber ganz besonders zu Statten kam, um sogleich etwas Anmuthiges leisten zu können, war der damals überhandnehmende Natur- und Conversationston. Wahrhaft lobenswerth und erfreulich ist dieser freilich nur, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt. Allein Goethe benutzte jenen Trieb zu seinen Zwecken, und war einstweilen sehr zufrieden, wenn das angeborene Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Vorschriften einer höheren Bildung entgegen führen zu lassen.

Die neue Gesellschaft gab nach ihrem Debut am 7. Mai nur noch wenige Vorstellungen in Weimar. Den Sommer über spielte sie in Lauchstädt, wo sie die nicht leichte Aufgabe zu lösen hatte, ein sehr gemischtes Publicum, aus dem Hofe, aus Fremden, gebildeten Bewohnern der Nachbarschaft, kenntnißreichen Männern einer nächstgelegenen Universität und leidenschaftlich fordernden Jünglingen bestehend, zu befriedigen. Da es ihr damit nicht übel gelang, so kehrte sie gegen Ende Septembers mit frischem Muthe nach Weimar zurück. Zur Eröffnung der Winter-Saison schrieb Goethe wieder einen Prolog, der am 1. October gesprochen wurde. Der Ausdruck ist darin zum Theil gar nüchtern und prosaisch:

Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat, vielleicht in Deutschland mehr
Als anderswo. Von diesen Schwierigkeiten
Euch zu unterhalten, ist nicht Zeit. U. s. w.

Man könnte sich diesen stellenweise beinahe platten Ausdruck daraus erklären wollen, daß Goethe, von äußeren Theatergeschäften bedrängt, solche Prologe aus dem Stegreif hingeworfen, vielleicht auch auf die Kunst des Vortragenden viel gerechnet habe. Allein mir scheint, daß ihn dabei praktische Zwecke leiteten. Prologe und Epiloge sollten hier den Schauspielern dazu dienen, sich mit dem Publicum über Sinn und Richtung ihres Strebens zu verständigen; und so glaubte Goethe ihnen eine möglichst plane und verständliche Sprache leihen zu müssen.

Im Winter 1791/92 war die neue Gesellschaft eifrig bemüht, sich den Weimaranern durch Mannichfaltigkeit und Tüchtigkeit der Leistungen zu empfehlen. „Wiederholung früherer werthvoller und beliebter Stücke," berichtet Goethe selbst, „Versuche mit aller Art von neuen, gaben Unterhaltung und beschäftigten das Urtheil des Publicums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchster Epoche mit Vergnügen anzuschauen sich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden sorgfältig aufgeführt, und, insofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten. Dittersdorf's Opern, dem singenden Schauspieler leicht, dem Publicum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben, Hagemann'sche und Hagemeister'sche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theil-

nahme erregend und Unterhaltung gewährend, wurden nicht verschmäht. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfange des Jahres 1792 Mozart's Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entsprang aus dem Beitritte des jungen Vohs zu unserm Theater. Er war von der Natur höchst begünstigt und erschien eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler." *) — So konnte denn die Gesellschaft am Schlusse der dießmaligen Theater-Saison, in dem Epilog vom 11. Juni 1792 mit dem Bewußtseyn Abschied nehmen, daß sich bereits ein sehr freundliches Verhältniß zwischen ihr und dem Publicum gebildet hatte. Die Sprache dieses Epilogs ist demgemäß auch, zwar schlicht und einfach, aber nicht nüchtern und trocken; vielmehr ist das Ganze vom belebenden Hauche einer herzlichen Wärme durchdrungen.

Im Vorbeigehen seyen hier noch zwei Lieder erwähnt, welche durch Goethe's damalige Bemühungen für das Theater hervorgerufen wurden, „Die Sprödе" („An dem reinsten Frühlingsmorgen") und „Die Bekehrte" („Bei dem Glanz der Abendröthe"). Er dichtete sie für die Oper „Die theatralischen Abenteuer." Sie beziehen sich auf einander und bilden zusammen ein Ganzes. Beide geben eine Vorstellung von ächter musikalischer Poesie, so sie klingen wie Musik selbst. Der Rhythmus fließt so leicht und lieblich, die Sprachklänge sind so sanft und dabei so imitirend, die Reimlaute besonders

*) Vergl. mit dieser Stelle der Annalen noch Goethe's Werke Bd. 25, S. 204 f.

so tönend und ausdrucksvoll, daß man, ungeachtet des idyllisch leichten Gehaltes dieser Lieder, sich schwer von ihnen trennen kann.

Der Frühling 1792 belebte wieder Goethe's optische oder vielmehr chromatische Arbeiten. Ungeachtet der ungünstigen Aufnahme des ersten Stückes seiner optischen Beiträge schrieb er das zweite Stück und gab es, von einer Foliotafel begleitet, heraus, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern auf solche Weise angebracht waren, daß man sie nur durch ein Prisma betrachten durfte, um Alles, wovon im Hefte die Rede war, sogleich vor Augen zu haben. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache nachtheilig; denn die Tafel, noch unbequemer zu packen und zu versenden, als die Karten zum ersten Stücke, war ein großes Hinderniß für die buchhändlerische Verbreitung. Mit seiner neuen Theorie hielt er auch hier noch zurück; ihm kam es zunächst nur darauf an, dem von Newton gepflanzten Baume die Axt an die Wurzel zu legen.

Aus diesen angelegentlichen Studien und Forschungen ward er in der Mitte des Sommers wieder, wie vor zwei Jahren, in's Feld berufen, aber dießmal zu ernsteren Scenen.

Achtes Capitel.

Campagne in Frankreich. Aufenthalt in Luxemburg, in Trier. Antrag einer Rathsherrnstelle. Aufenthalt in Coblenz, in Düsseldorf (Pempelfort). Reise der Söhne Megaprazon's. Reise über Duisburg (Plessing) nach Münster. Aufenthalt bei der Fürstin von Gallitzin. Heimreise über Cassel.

Als der Herzog von Braunschweig im Jahre 1792 seinen Zug nach Frankreich unternahm, ging auch der Herzog Carl August als Chef eines Regiments mit in's Feld. Dankbare Pietät, innige Anhänglichkeit und der Wunsch, die Welt auch von einer ihm noch unbekannten Seite anzuschauen, bestimmten unsern Dichter, seinem Fürsten bei dieser Unternehmung zu folgen. Die Armee war schon jenseits des Rheines und im Eindringen in Feindesland begriffen, als Goethe über Frankfurt und Mainz in seiner leichten böhmischen Halbchaise nacheilte. Am 13. August finden wir ihn, einem Briefe an Jacobi zufolge, in Frankfurt, wo er bis zum 20. blieb. „Meine alten Freunde," schrieb er am 18. an Jacobi, „und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen; nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften lange Weile habe; denn wo Zwei oder Drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder heraborgeln und nicht einmal mit Variationen, sondern das crude Thema." Bei der Abreise nach Mainz am 20. August ahnte er wohl, daß „Zelt und Marketenderei gegen sein mütterlich Haus, Bette, Küche und Keller übel abstechen würden, besonders

da ihm weder am Tode der ariſtokratiſchen noch der demokratiſchen Sünder im mindeſten etwas gelegen ſey.“ Er wünſchte ſich ſchon zwiſchen die Thüringer Hügel zurück, wo er doch Haus und Garten vor aller Politik zuſchließen könne.

In Mainz verbrachte er mit Sömmering's, Huber, Forſter's und andern Freunden ein Paar muntere Abende in Erinnerung an frühere Tage, in geiſtreich belebten wiſſenſchaftlichen und ſonſtigen Geſprächen. Politiſche Dinge wurden vermieden, weil man fühlte, daß man ſich wechſelſeitig zu ſchonen habe; die republicaniſchen Geſinnungen der Freunde fanden in ſeinem Innern keinen Anklang. Auf dem Wege über Bingen nach Trier ereigneten ſich ſchon Scenen, welche ihm den aufgeregten Zuſtand der Welt lebhaft verſinnlichten. In Trier ſelbſt fand er alle Straßen und Plätze von Truppen und Fuhrwerk wimmelnd und nirgends ein Unterkommen. Glücklicherweiſe verſchaffte ihm ein junger militäriſcher Freund, dem er zufällig begegnete, Quartier bei einem Canonicus, deſſen großes Haus und weitläufiges Gehöfte ihn und ſein compendiöſes Gefährt freundlich und bequem aufnahm. Auf der weitern Fahrt nach Luxemburg feſſelte das Monument in der Nähe von Igel ſeine Aufmerkſamkeit, ein architektoniſch-plaſtiſch verzierter Obelisk, auf einem ſchönen, würdigen Punkte an der Moſel errichtet. Er wünſchte, daß man, ſtatt ſo viele traurige, bildloſe Obelisken zu errichten, ſich dieſes Denkmal zum Muſter genommen hätte. Von den Gedanken an das antike Kunſtwerk zog ihn bald, zu Grevenmachern, ein ſehr modernes Schauſpiel ab. Hier fand er das Corps der Ausgewanderten, lauter

Edelleute und meist Ludwigsritter, ohne Diener und Reitknechte, sich und ihre Pferde selbst bedienend, während auf einem großen Wiesenraume Kutschen und Reisewagen aller Art mit ihren Frauen, Kindern, Geliebten und Verwandten hielten. Weiterhin ließ er Longwy, dessen Eroberung man ihm schon unterwegs triumphirend verkündigt hatte, in einiger Entfernung rechts liegen und kam den 27. August Nachmittags vor dem Lager von Brocourt an. Nicht ohne Schwierigkeit gelangte er durch den feuchten, aufgewühlten Boden hinein und fuhr durch eine öde Zeltwüste, weil Alles sich vor dem schrecklichen Wetter verkrochen hatte. Endlich machte er die Gegend des Herzoglich Weimarischen Regiments ausfindig und ward von Bekannten und Freunden bewillkommt. Man wollte ihm gleichfalls ein Zelt einräumen; allein er zog es vor, sich am Tage bei den Freunden aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, in den er sich, des tiefen Schmutzes wegen, mußte tragen lassen.

In so wunderlicher Lage brach ihm sein dreiundvierzigster Geburtstag an. Er ritt Morgens mit Freunden in die eroberte Festung Longwy, tafelte dort zu Mittag in einem traulichen Kreise alter Kriegs- und Garnisons-Cameraden und ließ sich die Abenteuer ihres Zuges seit dem Aufbruch von Aschersleben erzählen. Diese Gespräche wurden dann Abends im großen Zelte des Lagers fortgesetzt, wo sich des schlechten Wetters wegen eine zahlreiche Gesellschaft versammelte.

Am 29. August brach das Heer aus den halberstarrten Erd- und Wasserwogen des Lagers von Brocourt auf, langsam und nicht ohne Beschwerde. Alles Fuhrwerk war hinter die

Colonne beordert, nur jeder Regiments-Chef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zuge hergehen zu lassen; und so hatte unser Dichter, da das Herzoglich Weimarische Regiment die Spitze des Heeres bildete, für dießmal die Ehre, im leichten, offenen Wägelchen die Hauptarmee anzuführen. Der König von Preußen, der sich mit seinem Gefolge am Wege postirt hatte, ritt heran und fragte in seiner lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Mit der lauten Antwort: „Herzog von Weimar!“ fuhr Goethe vorwärts. Nicht leicht, meinte er, sey Jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden. Weiter hin, wo die Wege etwas besser wurden, warf er sich auf sein Pferd, und so ging es freier und lustiger fort. Zur Seite sahen sie mitunter den König, und an einer andern Stelle den Herzog von Braunschweig über Thal und Hügel blitzschnell dahinreiten, beide gleich Kometenkernen von langem schweifartigem Gefolge begleitet; fernher donnerten die Kanonen von Thionville. Abends erquickte man sich im Lager bei Pillon, wo eine liebliche Waldwiese die Ermüdeten aufnahm.

Den 30. August gelangten sie nach manchem kleinen Abenteuer vor Verdun an und schlugen diesseits der Stadt ein Lager auf. Als Goethe sich am nächsten Tage auf der Wiese umsah, wo man sich angesiedelt hatte, fand er eine Anzahl Soldaten um einen trichterförmigen, mit dem klarsten Quellwasser gefüllten Erdfall gelagert, und nach unzähligen kleinen Fischen angelnd. Er hatte der lustigen Jagd kaum einige Augenblicke zugeschaut, so bemerkte er, daß die Fischlein bei der Bewegung verschiedene Farben spielten. Bei näherer Beobachtung sah er auch ein Stück Steingut, das in den Trichter gefallen war,

aus der Tiefe herauf in den schönsten prismatischen Farben schillern. Mit leidenschaftlichem Vergnügen gab er sich der Betrachtung hin und freute sich unbeschreiblich, hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weßhalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einsperrten. Noch stärker zeigte es sich in der folgenden Nacht, wie mitten unter dem sinnverwirrendsten Kriegsgetümmel sein Geist in unzerstörbarer Ruhe dem Höhern und Ewigen zugewandt war. Das Bombardement der Festung hatte um Mitternacht begonnen und war eben im vollsten Gange, als er mit dem Fürsten Reuß XIII. hinter den Weinbergsmauern hin und her wandelnd, und durch sie vor den Kugeln der Belagerten geschützt, ein lebhaftes Gespräch über die Farbenlehre führte. Während die Batterieen furchtbar dröhnten und die geschwänzten Feuermeteore ihre schauerlichen Bogen durch die dunkle Nacht beschrieben, hielt er, nur zuweilen durch einsichtige Worte des Fürsten unterbrochen, seinen ruhigen, wohlgeordneten Vortrag, bis die Kälte des einbrechenden Morgens sie an das Kohlenfeuer eines Bivouacs von Oestreichern trieb.

Die Festung ergab sich den 2. September, worauf denn am nächsten Tage Goethe in größerer Gesellschaft nach der Stadt ritt, die Vertheidigungsanstalten und Verwüstungen betrachtete, und die berühmten Verduner Liqueure und Dragéen probirte. Bei so vielem Guten ward auch der lieben Zurückgelassenen am friedlichen Ilmufer gedacht, Kistchen wurden gepackt und freundlichen Courieren mitgegeben, die das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden hatten. Allein mit

diesem Glücke sollte es bald zu Ende gehen. Dumouriez hatte durch kluge Stellungen, die er eingenommen, die Armee der Verbündeten in die Lage gebracht, daß sie ihren Rückzug gefährdet sah und statt unaufhaltsam vorwärts zu dringen, die Aire hinab an verschanzten Bergschluchten vorbeiziehen mußte. Am 6. September ward das Lager hinter Verdun verlegt, wo es einige Tage in grundlosem Schlamme stehen blieb. Bis dahin war das Gefolge des Herzogs von Weimar noch immer aus der fürstlichen Küche versorgt worden; als aber am 11. September die Armee bei dem schrecklichsten Unwetter ihren Weg auf dem Gebirgsrücken fortsetzen mußte, der die Gewässer der Maas und Aire scheidet, begannen sich bald Entbehrungen und Leiden aller Art einzustellen. Goethe zeigte sich in dieser Zeit der Drangsale, wie früher in Italien bei Sturmesgefahr, fortdauernd besonnen, gelassen, überlegend, thätig und hülfsfertig; er sprach seinen Leidensgefährten Muth ein, suchte, wo es nur anging, die heitere Seite ihrer Lage hervorzukehren, und hatte selbst in Stunden der höchsten Bedrängniß noch Geistesfreiheit genug, um einige Augenblicke naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtungen nachzuhängen. So, als sie am 12. September Abends, unfern Landres, Grandprée gegenüber, im Angesicht des Feindes campirten, der jeden Moment aus seinen Berg- und Waldverschanzungen hervorbrechen konnte, dictirte er in seinem vom Regensturme gepeitschten Zelte an Vogel in's gebrochene Papier Einiges über jene Farbenerscheinungen der Quelle und zeichnete nachher die Figuren daneben. Er bewahrte diese Papiere mit ihren Spuren des Regenwetters, das durch die Zeltdecke schlug, noch lange als

Denkmal seines leidenschaftlichen Forschungseifers auf. Am 17. bewunderte er auf dem Zuge durch's Aire-Thal die Reitermassen, wie sie zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage bildeten, und hätte sich einen van der Meulen gewünscht, um diesen Zug zu verewigen.

Es war den Verbündeten durch die Ueberwältigung des bedeutenden Passes le Chesne le Populeux gelungen, Dumouriez aus seiner Stellung zu Grandprée zu verdrängen; er zog sich die Aisne hinan auf die Höhen von St. Ménéhould. Aber neue französische Truppen waren herangerückt unter Kellermann, der sich mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden, und eine sehr vortheilhafte Stellung bei Valmy nahm. Hier, wo es am 20. September zu einer furchtbaren Kanonade kam, wandelte Goethe'n die Lust an, zu erfahren, wie es eigentlich mit dem vielbesprochenen Kanonenfieber beschaffen sey. Ganz gelassen ritt er auf eigene Hand in die Regionen, wo die Kugeln herüber spielten und stellte genaue Betrachtungen an über den Ton der fliegenden Kugeln und das, was in seinem Innern vorging. Der Ton schien ihm wie zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Ihm war es, als befände er sich an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen. Die Augen schienen ihm Nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit zu verlieren, aber es war doch, als hätte die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton, der den Zustand so wie die Gegenstände noch apprehensiver machte. Von Bewegung des Blutes konnte er Nichts bemerken, vielmehr schien ihm Alles in jener Glut verschlungen zu seyn. Das gefährliche

pſychologiſche Experiment lief glücklich ab; aber zu einer Wiederholung deſſelben hatte er keine Luſt.

Der 20. September war ein entſchiedener Wendepunkt in der Campagne; am andern Morgen ward es Allen klar, in welch beſchämender, hoffnungsloſer Lage man ſich befinde. Man ſah ſich am Rand eines ungeheuren Amphitheaters aufgeſtellt, wo jenſeits auf Höhen, deren Fuß durch Flüſſe, Teiche und Moräſte geſichert war, der Feind einen kaum überſehbaren Halbcirkel bildete. Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln wuchſen täglich, ſchlimme Gerüchte über zurückgebliebene Dienerſchaft und Habſeligkeiten liefen ein, Wind und Regenwetter tobten fort. Am 24. ward der Zuſtand einigermaßen durch die Nachricht erheitert, daß eine Art von Waffenſtillſtand, ein Vorpoſtenfriede geſchloſſen ſey. Unſer Dichter benutzte dieſe bedenkliche Mußezeit nach ſeiner Weiſe; er unterſuchte eine ihm gebrachte Kanonenkugel, die ſich wunderlich genug auf ihrer ganzen Oberfläche in kryſtalliſirten Pyramiden endigte, und fand, daß es Schwefelkies war, der ſich in einer freien Lage mußte gebildet haben. Die Entdeckung führte weiter und es wurden noch mehr dergleichen Schwefelkieſe, obwohl kleiner, in Kugel- und Nierenform gefunden. Indem er auf ſolche Art ſich ſelbſt in der Noth und Sorge des Augenblicks aufrecht zu halten wußte, verſäumte er auch nicht die Umgebung zu ermuntern. Als eines Abends in dem Zelte des Herzogs die mißliche Lage hin und her beſprochen wurde, erzählte er zur Zerſtreuung und Ermuthigung aus dem Feldzuge Ludwig's des Heiligen in Aegypten die drangvollſten Begebenheiten, und ſchloß mit dem Worte, welches mitten im größten Unheil

der Graf von Saisons scherzend dem Ritter Joinville zurief: „Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöken, bei Gottes-Thron! (so pflegte er zu schwören) von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!“

Am 29. September Abends endlich setzte sich das Heer zum Rückmarsch in Bewegung. Goethe, der sich durch Specialkarten mit der Gegend vertraut gemacht und durch Gespräche mit Kriegsobersten von dem Stande der Dinge unterrichtet hatte, wußte, daß an keine Rettung zu denken war, sobald es dem Feinde, der links, rechts und im Rücken stand, anzugreifen beliebte. Da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich seine Ueberzeugung wieder her, daß er noch daheim „vor den Damen“ von den überstandenen Qualen erzählen werde. Nachts beschaute er sich, während Alles schlief, mit dem Auge eines Malers lange Zeit die Schlafstätte. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft, nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde, vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe bestimmten weißen Garben, Alles verbreitete Helle und Heiterkeit über die Scene. Goethe meint, das Bild sey eine würdige Aufgabe für den Pinsel des größten Meisters gewesen, zumal, fügen wir hinzu, wenn er auch den Betrachter in dasselbe aufgenommen hätte, der, wo Andere kümmerlich mit der Noth des Augenblicks kämpften, noch die feinsten und edel-

Wagen ein, ohne daß er etwas von Apprehenſion vor dem anſteckenden Uebel gewußt hätte; denn ſobald ſich große Gefahr nahte, kam ihm ein blinder Fatalismus zur Hülfe. Mitten in der traurigen Lazarethfahrt begegnete ihm etwas ſehr Erwünſchtes. Sie holten ein Gefährt ein und erkannten in dem Führer den Diener Goethe's und in dem Wagen ſeine erſehnte Halbchaiſe; Koffer, Portefeuille und alles Uebrige fand ſich unverſehrt wieder. So gelangte er ziemlich erheiterten Muthes nach Verdun, wo ohne viel Umſtände in einem anſehnlichen Hauſe Quartier genommen ward.

Allein ihnen ſollte nur eine kurze Ruhe gegönnt ſeyn; denn der Commandant der Feſtung ließ ſagen, ſie möchten ja morgen früh um drei Uhr aus der Stadt zu kommen ſuchen. Mit Staunen und Schrecken vernahmen ſie die Botſchaft; ſie begannen zu ahnen, daß von den Verbündeten ſelbſt Verdun preisgegeben war. So bewegten ſie ſich denn am 11. October in aller Frühe, mit ihren beiden Gefährten in eine lange Colonne von Krankenwagen eingeſchaltet, im Leichenſchritt gegen Eſtain zu. Bei der geringſten Stockung waren ſie in Gefahr, in die Seitengräben der ſchmalen Straße geworfen zu werden. Auf Wieſen, Feldern und Angern umher ſah man todte Pferde liegen, zum Theil abgedeckt und die fleiſchigen Theile ausgeſchnitten, als traurige Zeichen des allgemeinen Mangels. Zu Eſtain ſtellte ſich in Straßen und auf Plätzen das ſinnverwirrende Gewimmel des Rückzuges zur höchſten Höhe geſteigert dar. Der escortirende Huſar, den der Herzog Goethe'n und ſeinen Gefährten mitgegeben, ein gewandter und durchtriebener Burſche, ließ vor einem wohlgebauten Hauſe

des Marktes halten. Das ehrerbietige Weſen, womit unſer Dichter von den Hausbeſitzern aufgenommen ward, erklärte ſich ihm bald. Einige Bauersleute drangen in ſein Zimmer, warfen ſich heulend und ſchreiend ihm zu Füßen und klagten mit der vollen Beredtſamkeit des Schmerzes, daß eben ihr ſchönes Rindvieh von Preußen weggetrieben werde. Indem Goethe ſich über den Auftritt ſtaunend beſann, flüſterte ihm der leichtfertige Huſar in's Ohr: „Verzeihen Sie! ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Bewirthung zu finden.“ Goethe, obwohl unwillig und überraſcht, nahm ſich zuſammen und überwies die guten Menſchen mehr pantomimiſch als mit Worten an den verſchlagenen Schelm.

Die Fahrt ging weiter über Sebincourt und Longwy, auf immer ſchlechten Wegen, an widerwärtigen Gräuelbildern vorbei. Umgeſtürzte Wagen, friſchausgeſchnittene Pferde, von Büſchen ſchlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menſchen zeigten ſich überall dem ſcheuen Blicke. Durch den escortirenden Huſaren bewogen, der in dieſer Gegend brave, wohlhabende Verwandte hatte, machte Goethe einen Umweg über Arlon und ward in dem ſchönen Städtchen von anſehnlichen und wackern Leuten gar freundlich bewirthet. Die Bewohner der petite Ville ſtellten ſich ihm zu ſeiner Verwunderung mit einer gewiſſen bürgerlichen Würde, mit Freundlichkeit und gutem Benehmen dar, und er mußte ſich geſtehen, daß die deutſchen Kleinſtädter, in Gedanken mit ihnen verglichen, ganz abſurd erſchienen. Auf trefflicher Kunſtſtraße ging es dann am 14. October nach Luxemburg, wo Alles wieder von Bleſſirten, Kranken und Geſunden überdrängt war.

Hier bezog er, von der übrigen Gesellschaft getrennt, ein hübsches, nach der Hofseite gelegenes, von jedem Geräusch abgeschlossenes Zimmer, das, wie eine Klosterzelle, zu den ruhigsten Betrachtungen einlud. In seiner Einsamkeit schloß er vor Allem seinen Koffer auf und versicherte sich wieder seiner Reise-Habseligkeiten, des Geldes, der Manuscripte. Das Convolut zur Farbenlehre brachte er zuerst in Ordnung, aber ein begonnenes Kriegs- und Reisetagebuch wagte er nicht anzurühren, weil er jeden neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zur Aufregung der Sorgen vermeiden wollte. Sobald er den Fuß vor die Hausthüre setzte, befand er sich wieder im lebendigsten Getümmel, wo das unselige Kriegsnachspiel mit seinen Lazarethen, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und dergleichen aufgeführt ward, wo Schmiede, Wagner und andere Gewerke öffentlich ihr Wesen trieben. Mit großem Interesse betrachtete er das wunderliche Local, das ihn umgab, dieses seltsame an- und übereinander gefügte Kriegsgebäude. Mehrere Tage wandelte er einsam sinnend und denkend in den Labyrinthen der Stadt umher, wo Natur und militärische Architektonik wetteifernd steile Massen gegeneinander aufgethürmt und daneben Pflanzenwachsthum, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen haben. Er hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen so strenge verpönt gewesen, an diesen sonderbaren Gestalten seine Nachbildungskraft versucht. Auf seinem Stübchen jedoch bemühte er sich, die Bilder, wie sie sich der Einbildungskraft eingeprägt, so gut es gehen wollte, zu Papier zu bringen.

Auf der Fahrt nach Trier, am 22. October, belebte eben ein herrlicher Sonnenblick die Gegend, als er ſich dem Monument von Igel näherte. Es glänzte ihm, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegen und ließ ihn die ganze Macht des Alterthums durch Contraſt empfinden. Es ſtand da als ein Denkmal, zwar auch kriegeriſcher Zeiten, aber doch glücklicher, ſiegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menſchen in dieſer Gegend. In dem Hauptfelde zeigen ſich Mann und Frau, von koloſſaler Bildung, einander die Hände reichend, durch eine dritte verloſchene Figur als eine ſegnende verbunden. Sie ſtehen zwiſchen zwei ſehr verzierten Pilaſtern, die mit übereinander geſtellten tanzenden Kindern geſchmückt ſind. Alle Flächen deuten ſodann auf die glücklichſten Familienverhältniſſe, zuſammenwirkende Verwandte, redliche, genußreiche Thätigkeit. Er verweilte lange, notirte Manches und ſchied ungern, da er ſich nur deſto unbehaglicher in ſeinen eigenen Zuſtänden fühlte.

Zu Trier kehrte er in ſein altes Quartier bei jenem Canonicus zurück und mußte ſich, da er von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben war, eine Zeit lang ſchonen und pflegen. In dieſen ruhigen Stunden nahm er nun zuerſt ſeine Bemerkungen über das Monument zu Igel vor und feierte mit mancherlei Betrachtungen über daſſelbe im Stillen den Geburtstag der verehrten Herzogin Amalia, welcher er in Gedanken ſchon einen gleichen Obelisk widmete, auf ſeinen ſämmtlichen Flächen mit ihren individuellen Schickſalen und Tugenden charakteriſtiſch verziert. Dann recapitulirte und redigirte er ſeine chromatiſchen Acten und zeichnete mehrere

Figuren zu den Farbentafeln. Ein junger Schullehrer, der ihn oft besuchte und ihm verschiedene der neuesten Journale mittheilte, gab Anlaß zu genußreichen Unterhaltungen über ächte und falsche Methoden der Naturbetrachtung. Als Goethe nach ein paar Tagen ausgehen durfte, fand er überall Verdruß und Besorgniß verbreitet. Bürger und Emigrirte jammerten über das Unheil, welches durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. An der Wirthstafel, wo Uniformen, Farben und Trachten aller Art durcheinander saßen, gab sich der Mißmuth über den unseligen Feldzug hier in kummervollen Mienen, dort in heftigen Aeußerungen kund; man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre geschenkt hatte, schien auf immer verloren. Dazu liefen die Nachrichten von Custine's verwegenen und glücklichen Unternehmungen ein. Das große Magazin von Speier war in seine Hände gerathen, er hatte eine Uebergabe von Mainz zu bewirken gewußt; man gab im Gedanken schon Coblenz, Frankfurt auf, und glaubte sich die Rückkehr abgeschnitten; man sah einem grenzenlosen Unheil entgegen.

Mitten in diesen Sorgen und Leiden kam Goethe'n ein verspäteter Brief seiner Mutter zu, worin diese aus Auftrag bei ihm anfragte, ob er eine durch den Tod seines Oheims Textor erledigte Rathsherrnstelle annehmen würde, wenn ihm die goldene Kugel zufiele. Diese Anfrage weckte allerlei freundliche Erinnerungen und Träume seiner Knabenjahre, aber eine bejahende Antwort war ihm aus äußeren und inneren Gründen unmöglich. Wenn ihn schon die bedrohliche Zukunft schreckte,

die auch seine Vaterstadt in die schwierigste Lage versetzen mußte, so war es noch mehr die Anhänglichkeit an das Weimarische Fürstenhaus, was ihn zu einer ablehnenden Erklärung bewog. In einem Briefe, den er nach der Heimkehr (unter dem 24. December) an seine Mutter richtete, heißt es darüber: „Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es eine schmerzhafte Verleugnung seyn, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht auf der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich, und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären. Des Herzogs Durchlaucht hat mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel Dank schuldig geworden, daß es der größte Undank seyn würde, meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf. Danken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen; versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten.“

Goethe verweilte noch in Trier bis gegen Anfang Novembers. Sein junger Freund, der Lehrer, im Geschichtlichen der Stadt und Umgegend wohl bewandert, begleitete ihn auf Spaziergängen bei leidlichem Wetter, und unterrichtete ihn, wie er es gerade am liebsten hatte, unter freier Bewegung, im Angesicht des Schauplatzes der Begebenheiten. Zugleich machte er ihn auf Gebäude der verschiedenen Zeiten aufmerksam, wovon

ihm das Meiſte wohl merkwürdig, aber Weniges dem Geſchmack erfreulich war. Von den architektoniſchen Monumenten früherer Mittelzeit, deren die Stadt wichtige darbietet, beſaß Goethe zu wenig Kenntniß, er fand ſich durch ihren Anblick eher verwirrt, als aufgeklärt. Die Reſte des römiſchen Amphitheaters erſchienen ihm reſpectabel, allein bei der großen Zerſtörung, welche Zeit und Menſchen an dieſem Gebäude angerichtet, vermochte er Nichts oder Wenig zu entziffern. Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthume gegründet, ward er in ſehr heiterm Momente geführt und überſah hier deutlich die Lage der Stadt. Nach der Ankunft des fürſtlichen Heerführers am 29. October, der in dem reichen Kloſter St. Maximin Quartier nahm, hatte er Gelegenheit, dieſe Abtei auch im Innern zu bewundern. Er fand ein weitläufiges, wahrhaft fürſtliches Gebäude; die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, die Fußböden getäfelt, Sammt, damaſtene Tapeten, Stuccatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht geſpart, und Alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt. Wahrſcheinlich ſchrieb er damals die Diſtichen, die in Riemer's „Briefen an und von Goethe“ (Leipzig, 1846) unter der Ueberſchrift „Trier“ mitgetheilt ſind:

Trieriſche Hügel beherrſchte Dionyſos, aber der Biſchof
Dionyſius trieb ihn und die Seinen herab!
Chriſtlich lagerten ſich Bacchanten-Schaaren im Thale,
Hinter die Mauern verſteckt, üben ſie alten Gebrauch.

Den Weg nach Coblenz beſchloß Goethe zu Waſſer zu machen, obwohl er ungern ſeine Chaiſe zurückließ, die man

ihm nachzusenden versprach. Er miethete ein einmänniges Boot und trat die Fahrt in Gesellschaft seines Dieners Paul und eines preußischen Officiers an, den er von früher her kannte. Das Angenehme der ruhigen Fahrt wurde um so mehr gewürdigt, je mühseliger sie mitunter auf dem Landwege Colonnen dahinziehen oder auch stockend verweilen sahen. Die Uferansichten der Mosel zeigten sich höchst mannichfaltig. Bei ihrem Anblick entstanden, wie Riemer meint, folgende Verse, die er in den „Briefen an und von Goethe“ zuerst veröffentlicht hat:

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

Unfern Trarbach wurden die Reisenden von stockfinsterer Nacht und bald darauf von einem heftigen Sturme überfallen. Die Gefahr war groß, der Schiffmeister verbarg nicht seine Rathlosigkeit, der Officier saß stumm da, Paul zog im Stillen Rock und Stiefel aus, um, wenn sie scheitern sollten, seinen Herrn durch Schwimmen zu retten, Goethe war still in sich gefaßt. So wurden sie in der dichten Finsterniß, während eine Welle nach der andern über den Kahn schlug, lange hin und her geworfen, bis endlich in der Ferne ein Licht als ein wahrer Hoffnungsstern erschien. Sie steuerten und ruderten kräftig darauf los und landeten glücklich in Trarbach. Ein angesehener Kaufmann, der die Ankunft von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht erfuhr, nöthigte sie in sein Haus und

leider überreichen Stoff zur Unterhaltung. Von dieſen traurigen Bildern und den niederbeugenden Betrachtungen, die ſich daran knüpften, ſuchte man ſich durch literariſche und moraliſche Verhandlungen zu zerſtreuen. Allein hier trat, zu nicht ſonderlicher Erbauung der Freunde, die große Veränderung hervor, die mit Goethe in den letzten Jahren vorgegangen war. Jenes ſehnſüchtige, hingebungsvolle, nach unbegrenzter Mittheilung begierige Weſen, wodurch er einſt ſo viel Neigung und Liebe aufgeregt, wodurch er auch den Kreis dieſer Menſchen in früheren Jahren an ſich gekettet, war einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit, einer Befriedigung in ſich ſelbſt gewichen, die er vorzüglich dem Aufenhalte in Italien zu danken hatte. An die Stelle ſo vieler unbeſtimmten Wünſche und falſcher Vorſtellungen hatte ſich dort die Sehnſucht nach der ächten Kunſt und der reine Begriff derſelben geſetzt, die er jetzt im ſtillen Buſen bei ſich hegte. Der ſchon daraus hervorgehende Trieb zur Iſolirung wurde noch verſtärkt durch ſeine entſchiedene Wendung zur Natur und die durchaus eigenthümliche, individuelle Art ſeiner Naturbetrachtung. Hier fand er weder Meiſter noch Geſellen, weder Rath noch Ermunterung, und mußte ſelbſt für Alles ſtehen. Auch den Düſſeldorfer Freunden ſchien ſein leidenſchaftliches Beſtreben in dieſem Gebiete auf einem grillenhaften Irrthume zu beruhen; ihrer Meinung nach konnte er etwas Beſſeres thun und ſeinem Talent die alte Richtung geben. Es läßt ſich denken, wie ſolche Geſinnungen, die man keineswegs verbarg, ſein Gemüth in ſich ſelbſt zurückſcheuchen mußten, da ihm jene Studien ſo innig an's Herz gewachſen waren. Nicht minder wieſen ihm ſeine

politischen Ueberzeugungen eine isolirte Stellung an; er konnte die demokratischen Sympathieen, die sich bis in die höheren Stände verbreiteten, nicht theilen, und begriff nicht, wie man so vieles Längsterprobte um eines höchst zweifelhaften Gewinnstes willen opfern mochte. Und endlich meint er, daß auch die eben erlebten Gräuelscenen und Leiden, gegen die er die ganze männliche Kraft seines Innern aufrufen mußte, manches Zarte und Herzliche in ihm abgestumpft oder erstickt haben könnten. Zu allen diesen Punkten, die Goethe selbst hervorhebt, haben wir noch jene feindselige Stimmung gegen das Christenthum und sein eigenthümliches häusliches Verhältniß hinzuzufügen; beide mußten manchmal dem herzlichen Erguß der Mittheilung ein starres Hinderniß entgegensetzen.

Goethe berichtet selbst, daß er seit der Revolution, um sich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen hatte, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß des Zustandes jener Zeit. Der Jacobi'sche Cirkel verlangte eine Vorlesung; der Dichter rückte bereitwillig mit seinen Heften hervor, bemerkte aber bald, wie wenig man von dem Gegenstande erbaut war. Er ließ daher seine wandernde Familie in irgend einem Hafen landen und sein weiteres Manuscript auf sich beruhen.

Fragmente dieser Production nebst einem Theile des Planes finden wir jetzt in Goethe's sämmtlichen Werken unter dem Titel „Reise der Söhne Megaprazon's." Der Entwurf stimmt in mehrern Punkten mit den ausgeführten Partieen

nicht zusammen; man sieht bei der Vergleichung beider deutlich, daß sich dem Dichter über der Ausarbeitung der Plan vielfach anders gestaltete. Dem Stoffe nach lehnt sich das Ganze an den Pantagruel des Rabelais an; Megaprazon, der Vater der sechs (nicht sieben) Brüder, nennt Pantagruel seinen Urgroßvater; allein die Darstellung weicht in ihrer Durchsichtigkeit, Reinlichkeit und Anmuth von Rabelais und Fischart durchaus ab. Aus dem Pantagruel sind denn auch die Inseln der Papimanen, Papefiguen u. s. w. entlehnt, welche die Brüder aufsuchen sollen, wogegen die Insel der Monarchomanen eine Erfindung Goethe's ist. Eben so kommen die Namen zweier Brüder, Epistemon und Panurg, bereits bei Rabelais vor, zu denen Goethe noch den Euphemon, Alcides, Alciphron und Eutyches hinzufügt. In der Insel der Papefiguen möchte ich nicht mit Düntzer*) eine Darstellung der Demokratie sehen; Goethe dachte zu ungünstig von dieser, um sie unter einem so vortheilhaften Bilde vorführen zu können; mir scheint jene Insel den geraden Gegensatz zu der der Papimanen zu bilden. Veranschaulicht letztere das hierarchische Staatenwesen, das allmälig jeden frischen Lebenskeim ersticken muß, so stellt jene die unter dem Einflusse des Protestantismus von der Hierarchie emancipirten Staaten dar, worin sich eben in Folge dieser Emancipation Betriebsamkeit, Wohlstand und rühriges Leben entwickelt hat. In Betreff der Insel der Monarchomanen

*) S. dessen umsichtige Abhandlung „Studien zu Goethe's Werken" in dem Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen von Herrig und Viehoff. Jahrg. 1848, Heft VI, S. 249 ff.

möchte Rosenkranz *) gegen Düntzer Recht haben, wenn er darin geradezu ein Bild des damaligen Frankreichs sieht; der Vulkan, der auf dieser Insel ausbricht und die steile Uferküste (die Aristokratie) losreißt und nach Norden zu im Meere herumtreibt, deutet nebst Anderm zu klar auf die französische Revolution hin.

Schon aus den erhaltenen Bruchstücken leuchtet genugsam ein, wie frei und hoch über den Parteien stehend der Dichter sich in diesem Werke gezeigt haben würde. In den Selbstbekenntnissen aus späterer Zeit stellt er nicht selten seine politischen Gesinnungen, wie sie sich gleich nach dem Ausbruche der Revolution gestalteten, entschiedener monarchisch und aristokratisch dar, als sie in der That waren. Hier würde man gesehen haben, daß er für die Sünden der Aristokratie und der Höfe eben so wenig blind gewesen, wie für die einer wahnsinnigen Demokratie; am grellsten wäre vermuthlich der Haß gegen Priesterherrschaft hervorgetreten, als eine noch frische Folge seines Aufenthaltes in Italien. Nebenbei würde er eine Menge besonderer Zeitgebrechen und Thorheiten, die freilich in der allgemeinen Zeitrichtung ihre Quelle hatten, bald ernster, bald scherzender gezüchtigt haben, wie er z. B. in einem Fragmente das Zeitungsfieber, die politische Kannegießerei schildert. Jedenfalls wäre das Werk, wenn es auch als Dichtung seines durchgehend allegorischen Charakters wegen keinen rein poetischen Eindruck gemacht hätte, für die Entwickelungs-

*) Goethe und seine Werke (Königsberg, 1847) S. 297.

geſchichte von Goethe's politiſchen Anſichten von großer Wichtigkeit geworden; und in ſo fern ſchon haben wir es zu bedauern, daß dieſer feingeſchliffene humoriſtiſch-ſatyriſche Zeitſpiegel nur ein Bruchſtück geblieben iſt.

Es war die Schuld der Zuhörer in Pempelfort, daß die Reiſe der Söhne Megaprazon's bei Seite gelegt ward; in Goethe ſelbſt lag der Grund, warum auch die Vorleſung der Iphigenie, die man ihm eines Abends in die Hand gab, unterbrochen werden mußte. Er fühlte ſich dem zarten Sinne des Stückes ſo völlig entfremdet, daß er es weder ſelbſt vortragen, noch von Anderen anhören konnte. Auf eine noch ſchlimmere Probe ward er geſetzt, als man nun den Oedipus auf Kolonos herbeibrachte; er hielt nicht hundert Zeilen deſſelben aus, ſo unerträglich war die erhabene Heiligkeit dieſes Kunſtwerkes ſeinem realiſtiſchen, gegen Natur und Welt hingewandten, durch eine ſchreckliche Campagne verhärteten Sinne. Von dem längſt gedruckten Groß-Cophta war gar nicht die Rede; Goethe merkte wohl, daß er durch dieſes Stück die Freunde verletzt hatte. Auch von der Metamorphoſe der Pflanzen hatten ſie wenig Kenntniß genommen, und wenn er ſeine morphologiſchen Gedanken bis zur kräftigſten Ueberzeugung, wie ihm ſchien, vorgetragen hatte, ſo mußte er doch leider bemerken, daß die ſtarre Vorſtellungsart, Nichts könne werden, als was ſchon ſey, ſich aller Geiſter bemächtigt habe. Von ſeinen Beiträgen zur Optik hatte bereits etwas verlautet, und er ließ ſich nicht lange bitten, die Geſellſchaft mit einigen Phänomenen und Verſuchen zu unterhalten; aber ſämmtliche

Zuhörer hatten das gespaltene Licht eingelernt und wollten Alles auf die Newton'sche Hypothese zurückgeführt wissen.

Goethe würde mit seinen wissenschaftlichen Mittheilungen bessern Eingang gefunden und auch für sich größern Gewinn daraus gezogen haben, wenn ihm nicht, was er selbst einsah, eine eigentlich dialektische und conversirende Gabe wäre versagt gewesen. Wie er auf autodidaktischem, ganz individuellem Wege zu seinen naturwissenschaftlichen Ergebnissen gelangt war, vermochte er sie auch nur auf eigenthümlich dogmatische Weise darzulegen. Stieß er dabei nun auf hartnäckigen Widerstand, so erwachte in ihm der mephistopheliſche Sinn, und er machte seinem Unmuth durch gewaltsame und muthwillige Paradoxa Luft. Seine Freunde ließen sich dadurch nicht täuschen; sie erkannten, daß, wenn er auch das böse Princip spielte, doch ein guter und treuer Mensch unter der Maske stecke, und nannten ihn wohl einen umgekehrten Heuchler; aber manche ferner Stehende hat er durch diese Erscheinungsart nicht bloß verstimmt, sondern sich zu Feinden gemacht. Wie mit einem Zauberstäbchen jedoch konnte er sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn er von Italien zu erzählen anfing, wenn er das Land, die Menschen, die Kunstwerke, seine Reiseabenteuer darstellte. Er beschrieb dann, als ob er Alles mit leiblichem Auge vor sich sähe, und das Ganze wimmelte durch und durch von belebender Staffage.

Die wenigen einsamen Stunden, die ihm in dem gastfreien Hause übrig blieben, widmete er im Stillen einer wunderlichen Arbeit. Er hatte während der Campagne, neben dem Tagebuche, poetische Tagesbefehle, satyrische Ordres du jour auf-

gezeichnet, die er nun durchsehen und redigiren wollte. Allein er bemerkte bald, daß er Manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt hatte; und da es bedenklich schien, solche Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete er das ganze Heft in einem Steinkohlenfeuer.

Im benachbarten Düsseldorf wurden häufige Besuche gemacht; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft mit den dortigen Bekannten. Er fand bei ihnen eine entschiedene Vorliebe für die italienische Schule, wobei man sich gegen die niederländische höchst ungerecht zeigte. Bei dieser Gelegenheit gab sich wieder Goethe's Abneigung gegen Extreme und Einseitigkeiten kund; wie er einst in der Blüthezeit seiner Begeisterung für die deutsche Baukunst im Antikensaal zu Mannheim den Abguß eines Capitäls der Rotonde bewundern konnte, so beschäftigte er sich jetzt, auf dem Höhepunkte seiner Liebe zur italienischen Malerei, höchst theilnehmend mit den Werken der niederländischen Meister, und bekennt, daraus Gewinn für's ganze Leben geschöpft zu haben. Auf der Galerie traf er auch die Brüder des Königs von Frankreich und erinnerte sich, wie er sie unlängst durchnäßt aus dem Lager ziehen gesehen. Emigrirte füllten Düsseldorf, auch vornehme deutsche Flüchtlinge fanden sich ein; das Kriegstheater hatte sich zwischen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen. So mußte denn Goethe in den Gesellschaften, in die er gerieth, manchmal Theilnehmer eines hin und her schwankenden, nicht immer erfreulichen politischen Gespräches seyn, und war dabei mit allerlei paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter lästig.

Nach einem Aufenthalte von drei bis vier Wochen*) schied Goethe gegen Anfang Decembers, wie es scheint,**) aus dem geistvollen und liebenswürdigen Jacobi'schen Kreise, und fand sich wieder bei schrecklichem Wetter und auf schlechten Straßen, in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrirten, wie vor einigen Wochen; denn der ganze Zug der Flüchtlinge ging nach Westphalen hinein, wo Goethe bei der Fürstin Gallitzin einzusprechen gedachte. In Duisburg besuchte er jenen Plessing, mit dem er vor vielen Jahren in ein sentimental-romanhaftes Verhältniß gerathen war.***) Er fand ihn als Professor angestellt und mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt. Bei dem verdienten Merrem, welcher schöne naturhistorische Kenntnisse besaß, hörte er, wie es in einem Briefe an Jacobi vom 10. December heißt, „einige recht

*) Der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und F. H. Jacobi spricht von einem fünfwöchentlichen Aufenthalte, Jacobi selbst (in seinem auserlesenen Briefwechsel II, 140) von einem dreiwöchentlichen: „Er war nur auf acht Tage gekommen, blieb vierzehn Tage, blieb drei Wochen, und wäre noch eine gute Zeit geblieben, wenn nicht Dumouriez mit Riesenschritten herangerückt wäre."

**) Nach einem Briefe Goethe's an Jacobi vom 10. December 1792 fiel der Aufenthalt bei der Fürstin Gallitzin zu Münster in die erste Hälfte des Decembers, wonach in Goethe's „Campagne in Frankreich" (Bd. 25) das Datum „Münster, November 1792" (S. 186) zu berichtigen ist.

***) S. Th. II dieser Schrift, S. 369.

gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag," und bekam von ihm dessen Werk über die Schlangen geschenkt.

Zu Münster fand er im Hause der Fürstin Gallitzin Alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet. Er kannte die Hauptglieder des Gesellschaftskreises, in welchen er hier eintrat, schon von früher her*) und richtete sich darnach in seinem Betragen. Die fromme, zart sittliche Atmosphäre, die ihn hier umfing, ließ ihn nicht herb oder unfreundlich seyn; vielmehr zeigte er sich milder, als seit langer Zeit, wogegen man sich auf der andern Seite gesellig, klug, und keineswegs beschränkend benahm. Als der Jacobi'sche Kreis später von Münster aus erfuhr, wie hold und artig dort Goethe gewesen, und gegen ihn seine Verwunderung aussprach, erwiderte er: „Daß Ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich formalisiren, wenn sich unser einer einmal in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von Eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erweisen."

Die ersten Unterhaltungen wandten sich bald auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens Goethe'n sogleich in die Augen fiel; die großen Eigenschaften des

*) S. Th. II dieser Schrift, S. 550.

Verstorbenen gaben zu schönen Betrachtungen Anlaß. Fernern reichen Gesprächstoff bot die Philosophie des gleichfalls schon abgeschiedenen Hemsterhuis, welcher diesem Kreise mit ganzer Seele angehört hatte. Sein Büchlein über das Begehren, der Brief über die Sculptur und seine Erklärung des Schönen wurden mit großem Interesse besprochen, wenn gleich Goethe, nach der eigensinnigen Weise seines Geistes in wissenschaftlichen Dingen, die Fundamente der Hemsterhuisischen Philosophie sich nicht anders anzueignen vermochte, als indem er sie in seine Sprache übertrug. Setzte Hemsterhuis das Schöne in die möglichst große Summe von Vorstellungen, die sich in Einem Momente bequem erblicken und fassen lasse, so mußte Goethe sagen: „Das Schöne sey, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduction gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen."

Hemsterhuis hatte der Fürstin eine vortreffliche Sammlung geschnittener Steine nachgelassen. Aus den Unterhaltungen über diese Kunstkleinodien, diese Blüthe des Heidenthums, die in dem christlichen Hause sorgfältig verwahrt und hochgeschätzt wurde, ging eine gewisse Vereinigung hervor, indem, wie Goethe selbst sagt, jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiösen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst in einem ewigen Zwiespalt sich befinde, indem jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, während diese das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren

muß. In dieſem Geiſte ſchrieb Goethe zu Münſter aus dem Stegreif das Gedicht „Der neue Amor.“

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Pſychen verführte, erſcheint hier als Perſonification der Sinnlichkeit, Venus Urania als die Vertreterin der höheren, geiſtigen Liebe. Aus Beider Vermählung entſteht „der neue Amor,“ der „die Liebe der Kunſt“ repräſentirt. So drückt alſo das Gedicht bildlich daſſelbe aus, was auch die Aeſthetiker ſagen, daß die Liebe zur Kunſt, die Freude an Kunſtwerken, wie der Kunſttrieb überhaupt *ſinnlich-geiſtiger* Art, aus einem ſinnlichen und einem geiſtigen Elemente zuſammengeſetzt ſey. Goethe hat mit dieſem Gedichte den Mythus von Amor erweitert, aber ganz im Geiſte der Alten, die auch nicht immer unter Eros und Amor den Gott der Liebe im beſchränkten Sinne verſtanden.

Schien man mit dieſem allegoriſchen Glaubensbekenntniſſe nicht ganz unzufrieden, ſo fanden dagegen ſeine naturwiſſenſchaftlichen Vorträge, zu denen er ſich durch den verehrungswürdigen von Fürſtenberg verlocken ließ, eben ſo wenig, als in Pempelfort, den erwünſchten Anklang. Glücklicher war er in Unterhaltung größerer Geſellſchaften durch Schilderung italieniſcher Sitten und Zuſtände. Da er ſich in einem frommen katholiſchen Cirkel, unter würdigen geiſtlichen Männern, unter heranſtrebenden, vielverſprechenden Jünglingen ſah, ſo wählte er unaufgefordert die römiſchen Kirchenfeſte, Charwoche und Oſtern, Frohnleichnam und Peter und Paul, und ſodann zu erheiternder Abwechſelung die Pferdeweihe. Alle dieſe öffentlichen Vorgänge hatte er ſich mit ihren ſämmtlichen charakteriſtiſchen Einzelnheiten um ſo vollkommener gegenwärtig erhalten, als

er mit dem Gedanken umging, ein „Römisches Jahr," den Cyclus der geistlichen und weltlichen Feste Roms, zu beschreiben. Seine frommen Zuhörer waren auch mit den mündlich vorgeführten Bildern eben so zufrieden, als die Weltkinder mit seiner schriftlichen Darstellung des Carnevals; ja Einer erkundigte sich sogar im Stillen, ob Goethe denn wirklich katholisch sey.

Im engern Kreise kehrte man immer gern zu den geschnittenen Steinen zurück. War hierbei nun Goethe's Aufmerksamkeit auf das Poetische, die Motive, auf Composition und Darstellung überhaupt gerichtet, so stellten die Freunde noch ganz andere Betrachtungen an und lenkten ihn dadurch in eine neue Bahn hinein. Sie achteten auf die Verschiedenheit der Steinarten, auf Ausführlichkeit und Flüchtigkeit der Arbeit, besonders auf die Politur vertiefter Stellen und machten daraus Schlüsse auf frühere oder spätere Epochen der Entstehung. Goethe fühlte sich durch diese Bestrebungen lebhaft angesprochen, und als er einst die Kürze der Zeit bedauerte, die ihm nicht gestattete, Augen und innern Sinn auch auf solche Bedingungen kräftiger zu richten, erklärte sich die Fürstin gern bereit, ihm die ganze Sammlung zu gründlichen Studien mitzugeben. Goethe lehnte das Anerbieten mit der freundlichsten Dankbarkeit ab; es schien ihm zu bedenklich, sich in solcher Zeit zum Bewahrer eines solchen Schatzes zu machen, zumal da es schwer war, nach jedesmaligem Vorzeigen zu bemerken, ob etwas fehle. Allein beim Abschied erneuerte die Fürstin dringender ihren Antrag und erklärte ihm zuletzt, warum sie die Annahme desselben fordere. Es war ihr abgerathen worden,

Goethe'n dieſes Beſitzthum anzuvertrauen, worauf ſie erwiedert hatte: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber ſey, als dieſe Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, ſo mag dieſer Schatz auch hinterdrein gehen!"

So nahm denn Goethe bei ſeinem Aufbruch aus Münſter die leicht transportabeln Kleinodien mit, und ward von der Fürſtin noch bis zur nächſten Station begleitet. Unterwegs kamen abermals die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens zur Sprache; er wiederholte ruhig und mild ſein Credo, ſie verharrte bei dem ihrigen, und ſo trennten ſie ſich mit den herzlichſten Segenswünſchen. Auf der weitern Fahrt kam es ihm ſehr zu Statten, daß er durch die Fürſorge der Freundin ſich überall mittelſt Laufzettel angemeldet und empfohlen fand; denn noch immer ſtürmte die Schaar der Ausgewanderten vor und hinter ihm her. Winternacht, ungebahnter Weg, Heidegebüſch, Sand und Moor erſchwerten unſäglich die Reiſe; einmal fand ſich ſogar der Poſtillon, mitten in düſterer Nacht, genöthigt, ein Unterkommen in einer einſamen Wohnung zu ſuchen, deren Lage, Bauart und Bewohner ſchon beim hellſten Sonnenſchein hätten Schauder erregen können. Deſto lebhafter traten, als Goethe am folgenden Abend ſpät in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Caſſel einfuhr, alle Vortheile eines bürgerlich ſtädtiſchen Zuſammenſeyns vor ſeine Seele. Um die Hälfte des Decembers endlich traf er nach Mitternacht in dem geliebten Weimar wieder ein. Seine Ankunft gab, wie er nur allzu lakoniſch berichtet, zu einer

Familienscene Anlaß, „welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.“

Neuntes Capitel.

Zusammenwirken mit Meyer. Der Bürgergeneral. Goethe's politische Gesinnungen. Reineke Fuchs. Reise zur Blocade von Mainz. Abstecher nach Heidelberg. Aufenthalt in Frankfurt. Chromatische Arbeiten. Die Aufgeregten. Das Weimarische Theater.

Goethe fand bei seiner Heimkehr das ihm vom Herzog bestimmte erneuerte Haus nur aus dem Rohesten eingerichtet und bloß theilweise wohnbar, so daß ihm die Freude nicht versagt war, bei dem innern Ausbau noch mit- und einzuwirken. Die Seinigen waren munter und gesund, die liebe „Kleine“ erwies sich, wie er an Jacobi meldete,*) im Hauswesen gar sorgfältig und thätig; ein hübsches Knäbchen, das sie ihm geschenkt, wuchs fröhlich heran. Was ihm jetzt seinen stillen häuslichen Kreis noch werther machte, war die Bereicherung desselben durch Heinrich Meyer, welcher fortan als Freund und Hausgenosse, als Künstler, Kunstkenner und Mitarbeiter ihm zur Seite blieb. Nach der Rückkehr aus Italien hatte Goethe nicht geruht, bis er ihm vom Herzoge eine Geldunterstützung ausgewirkt, die er noch ein paar Jahre in Italien genießen sollte, um dann in der Nähe des Weimarischen Kreises

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 145.

mit einer zulänglichen Pension zu leben.*) Goethe rechnete auf seine Theilnahme „an allem Belehrenden und an allem Wirksamen;“ besonders aber wünschte er seine Unterstützung, um auf einen Kanon männlicher und weiblicher Proportion loszuarbeiten, die Abweichungen zu erforschen, wodurch Charaktere entstehen, das anatomische Gebäude näher zu studiren und die schönen Formen, welche die äußere Vollendung sind, zu suchen.**) Im laufenden Winter war er Goethe'n auch bei seinen optischen Studien behülflich und versuchte seine chromatischen Ideen zur Anwendung zu bringen. „Ich lasse Dir die Zeichnungen copiren,“ schrieb Goethe an Jacobi am 1. Februar 1793, „in denen Meyer meine Farben-Speculationen in Praxin zu setzen anfing.“ Es waren verschiedene Compositionen, wo man die Farben theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah.***) So kehrte Goethe, nachdem er in der letzten Zeit die Farben genugsam in allerlei Naturerscheinungen beobachtet hatte, wieder zum Studium ihrer Kunstharmonie zurück, um deren Auffindung es ihm ursprünglich zu thun gewesen war.

Zugleich wandten sich aber die Kunstbetrachtungen der beiden Freunde nach einer andern Seite hin. Die von Münster

---

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgegeben v. Riemer (Leipzig, 1846) S. 7 f.

**) Ebendaselbst, S. 9.

***) Böttiger erwähnt in seinem handschriftlichen Nachlasse schon unter dem 17. Februar 1792 eines Gemäldes von Meyer, dessen Colorit nach Goethe's prismatischen Versuchen eingerichtet war.

mitgebrachten Gemmen erwiesen sich bei näherer Prüfung, wo nicht alle, doch größten Theils, als ächt antike Kunstdenkmale, und zwar fanden sich mehrere darunter, die zu den vorzüglichsten Arbeiten ihrer Art gerechnet werden durften. Sie gaben während des Winters dem geistreichen Cirkel, der sich um die Herzogin Amalia zu vereinigen pflegte, eine treffliche Unterhaltung. Um Genuß und Aufbewahrung der anvertrauten Sammlung zu erleichtern und zu sichern, hatte Goethe zwei zierliche Ringkästchen machen lassen, worin die Steine mit einem Blick übersehbar neben einander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich bemerkt werden mußte. Sodann waren Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl angefertigt worden, die man durch stark vergrößernde Linsen der Betrachtung unterwarf und mit vorhandenen Abdrücken älterer Sammlungen verglich. Auf diese Weise legte damals der Weimarische Kreis einen tüchtigen Grund zu dem Studium der geschnittenen Steine. Goethe behielt noch mehrere Jahre die köstliche Sammlung in seinen Händen, bis sie wieder an die fürstliche Freundin und hierauf an den Grafen Fr. L. v. Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden sie endlich in den Besitz des Königs der Niederlande überging und anderen verwandten Schätzen zugefügt ward.

Diesen Studien bildender Kunst ging die Sorge für's Theater zur Seite, welches Goethe fortdauernd, mit gelinden Mitteln und ohne vielverheißende Anstalten, auf eine höhere Stufe zu erheben suchte. Er gedachte nun auch als dramatischer Schriftsteller für dasselbe förderlich zu seyn; allein dießmal ward sein Bemühen durch die unglückliche Wahl des

Stoffes vereitelt. Ging sein Götz zu sehr in's Breite und Weite, um bühnengerecht zu seyn, und waren Iphigenie und Tasso zu sehr dem tiefen, innern Sinne gewidmet, um bei der äußern Erscheinung auf dem Theater kräftig einzudringen, so hatte er sich nun eine gewisse mittlere Technik eingeübt, womit er etwas Erfreuliches der Bühne hätte bieten können, wäre nur nicht der von ihm ergriffene, oder vielmehr der ihm durch seinen Entwickelungsgang aufgedrungene Gegenstand, für seine Zeitgenossen von so viel Bänglichem und Apprehensivem begleitet gewesen. Den geringen Erfolg seines Groß-Cophta hatte er sich nicht zur Lehre dienen lassen, er brachte abermals ein Bild der tief aufgewühlten Zeit, ein politisches Gemälde, auf die Bühne; wie dort die Halsbandgeschichte als düstere Vorbedeutung, so regte ihn nunmehr die Revolution selbst als gräßlichste Erfüllung zu einem — Lustspiele, dem Bürgergeneral, an. Während er mit Entsetzen den herrlichsten Thron gestürzt, eine große Nation aus allen ihren Fugen gerückt, ja die Ordnung und den Frieden einer halben Welt bedroht sah, mußte er mit Aerger und Besorgniß wahrnehmen, wie im eigenen Vaterlande vorzügliche Personen sich halb ernst, halb spielend mit Gesinnungen unterhielten, die auch uns ähnliche Schicksale vorbereiten konnten, indessen eigensüchtige, schlechte Menschen Unmuth zu erregen und auszubeuten strebten. Gegen diese verstimmenden und beunruhigenden Eindrücke suchte er, nach seiner Weise, Hülfe bei der Poesie und bemühte sich, dem Gefährlichen die heitere Seite abzugewinnen. Zufällig war vor Kurzem ein Schauspieler, Namens Beck, zur Gesellschaft getreten, welcher den Schnaps in den beiden Billets

nach Florian mit individueller Trefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so wohl anstand, so ward eine Fortsetzung des Stückes, der Stammbaum betitelt, welche Anton Wall unter dem Namen Heine geschrieben, gleichfalls auf die Weimarische Bühne gebracht; und so vertiefte sich Goethe über dem Proben und Aufführen dieser Kleinigkeiten so sehr in die närrische Figur des Schnaps, daß ihn die Lust ergriff, sie in einer zweiten Fortsetzung nochmals zu produciren.*) Auf die Idee, den Schnaps als Bürgergeneral in der „Uniform der Freiheit auftreten zu lassen, führte ihn wieder der Zufall. Sein Bedienter Paul hatte während der Campagne in Frankreich an der Grenze ein Mantelsäckchen aufgerafft, worin die im Lustspiele vorkommenden Kleidungsstücke enthalten waren. Dieses authentische Costüm spielte, zu nicht geringem Vergnügen der Schauspieler, jedesmal mit, so oft das Stück in Weimar gegeben ward.**)

Die Rolle des dreisten Großsprechers und Freiheitsapostels Schnaps, dem es zunächst um ein gutes Frühstück zu thun ist, sprudelt allenthalben von köstlicher Satire und Ironie. Eben so glücklich ist die Figur des alten behaglichen Märten, des neugierigen politischen Kannegießers, behandelt, der sich von Schnaps um einen fetten Milchtopf, Brod und Zucker prellen

*) In den Gesprächen mit Eckermann (II, 58) sagt Goethe, er habe den Bürgergeneral in acht Tagen dictirt.

**) S. Gespräche mit Eckermann II, 48. Vergl. Goethe's Werke, Bd. 25, S. 215.

läßt. In dieser Rolle erwies sich der oben erwähnte Malcolmi unübertrefflich und wetteiferte mit Beck in wahrer, natürlicher Darstellung. In Röse und Görge spricht sich das innige Gefühl des friedlich-häuslichen Glückes aus, von dem unser Dichter selbst um diese Zeit so tief durchdrungen war. Dem Edelmanne hat er die Lehren in den Mund gelegt, zu denen er sich auch im Leben bekannte: „Kinder, liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl und haltet gut Haus. — Euch, Alter (zu Märten), soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landesart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags. — Bei sich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil, so wird er dem Ganzen Vortheil bringen." In der Rolle des Richters endlich gibt der Dichter den Behörden einen guten Rath, welche oft „durch unzeitige Gebote, unzeitige Strafen erst das Uebel hervorbringen," dem sie steuern wollen. — Die Anlage des Stückes ist einfach, der Dialog sehr bewegt und lebendig; in den meisten Scenen folgt er Schlag auf Schlag und ist stellenweise beinahe zu sehr coupirt.

Trotz seiner Vorzüge brachte das Stück, wie Goethe selbst berichtet, „die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Gönnern und Freunden, hervor;" die Ereignisse, von denen hier ein Abbild vorgeführt wurde, standen zu nah und gefahrdrohend da, um einen heitern Eindruck aufkommen zu lassen; der Parteigeist war selbst mitten im Vaterlande zu mächtig angeregt, um einen

rein ästhetischen Genuß zu gestatten. Indessen muß das Lustspiel in Weimar doch nicht so übel aufgenommen worden seyn, als die obigen Worte von Goethe glauben lassen. „Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück," sagte er im Jahre 1828 zu Eckermann, „und es hat uns manchen heitern Abend gemacht." Auch Jacobi, dem er es bereits im Mai 1793 übersandte, erklärte sich lobend darüber, worauf Goethe am 7. Juni erwiederte: „Der Beifall, den Du meinem Bürgergeneral gibst, ist mir viel werth. So ein alter Practicus ich bin, weiß ich doch nicht immer, was ich mache; und dießmal besonders war es ein gefährliches Unternehmen. Bei der Vorstellung *) nimmt sich das Stückchen sehr gut aus."

Was aber auch das Publicum von seinen neuen, unter dem Einflusse der politischen Ereignisse entstandenen Poesieen urtheilen mochte, ihm waren diese „Nachbildungen des Zeitsinnes" ein Bedürfniß, ein Mittel, um den Anblick der Weltbegebenheiten, die sich nun einmal nicht ignoriren ließen, wenigstens erträglich zu machen. Befand er sich auch jetzt wieder weit vom Schauplatze des Unheils, so fühlte er sich doch fortdauernd schwer gedrückt. „Die Welt," erzählt er selbst, „erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in

*) Also nicht erst „gegen Ende 1793," wie es in den Annalen heißt, ward das Stück zuerst in Weimar gegeben. Vergl. den Anhang zum Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793: „Den Bürgergeneral habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen; er nimmt sich sehr gut aus."

Umlauf, Verhältniſſe zur Sprache, welche für ewig zu beſchwichtigen ſich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingeſetzt hatte. Aber auch aus dieſem gräßlichen Unheil ſuchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch beſondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abſcheu überſättigen müſſen, ſo war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenſpiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menſchengeſchlecht ſich in ſeiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, ſo geht doch Alles, wo nicht muſterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt ſich der gute Humor geſtört. Um aber das köſtliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alſobald eine treue Nachbildung."

Ueber das Bekenntniß, das hier Goethe ablegt, haben ſich Viele wahrhaft entſetzt; Gelzer nennt es „eine der Aeußerungen, von denen man ſich raſch wegwende, weil ſie aus einer trüben, ungöttlichen Stelle des Menſchenherzens wie ein beengender Qualm aufſteigen, an die diaboliſche Natur des Mephiſtopheles erinnernd." Gervinus findet es im höchſten Grade beleidigend, daß Goethe von Reineke eine ſolche Anwendung machen konnte, daß er „den unſchuldigen Humor einer ſimpeln Zeit, die im Grunde das intrigante Weſen, das hier geſchildert wird, erſt im Werden ſah, an eine Zeit halten konnte, die ſich vom Uebermaß deſſelben zu befreien ſuchte, daß er mit lächelnder Behaglichkeit die ſchrecklichen Uebel der Geſellſchaft beleuchtete, die keine bitterſte Invective, keine ſatiriſchen Geißelhiebe, die nur die blutigen Streiche des Aufruhrs noch

zu heilen vermochten.“ Ueberhaupt ist die Stellung, die unser Dichter den großen Zeitereignissen, und besonders den damaligen gegenüber einnahm, Gegenstand so vielseitiger und heftiger Angriffe gewesen, er ist so oft als theilnahmlos, egoistisch, aristokratisch vornehm verschrieen worden, daß wir eine nähere Betrachtung dieser Seite seines Wesens nicht ablehnen können. Doch gehen wir auch hier nicht sowohl auf eine Rechtfertigung oder Entschuldigung, als vielmehr auf eine Erklärung aus, wie sich unter den gegebenen inneren und äußeren Bedingungen eine solche Gesinnungsweise entwickeln mußte.

Von seiner Mutter hatte Goethe eine Scheu vor allen gewaltsamen Eindrücken, von seinem Vater eine Abneigung gegen Unordnung und Willkür geerbt. Es war nur halb im Scherz gesagt, was er einst bei der Belagerung von Mainz äußerte: „In meiner Natur liegt es nun einmal, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ *) In patricischen Kreisen aufgewachsen, hatte er früh eine gewisse Achtung und Vorliebe für Amts-, Vermögens- und Geburts-Aristokratie eingesogen. Als Sohn einer freien Reichsstadt, die sich dem Gesammtvaterlande gegenüber ziemlich exclusiv verhielt, fand er in seiner ersten Jugend wenig Nahrung für einen umfassendern Patriotismus. Seine isolirte Erziehungsweise, die Erfahrungen, die er bei seinem kurzen Besuche der öffentlichen Schule machte, bestärkten in ihm eine Apprehension gegen die unteren Volksklassen. Könige und Fürsten dagegen stellten sich dem phantasiereichen Knaben und Jünglinge, wie dieß bei gebo-

*) Goethe's Werke, Bd. 25, S. 258.

renen Dichtern ganz besonders der Fall ist, in einem idealischen Glanze dar; und diese Ansicht verließ ihn selbst nicht, als er schon der vertrauteste Freund eines Fürsten geworden war und das Hofwesen in der Nähe angeschaut hatte. „Was der treue cameralische Oculist," schrieb er am 17. October 1779 an Lavater, „mit dem Bruder Herzog will, verstehe ich außer dem Zusammenhange nicht. Wenn's so ist, wie ich vermuthe, mag er's immer noch ein paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann, will's Gott, nicht passen. Es ist nur, seit man den Katzen weiß gemacht, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumstelen, die doch ein- für allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Nachdem ihn sein fürstlicher Freund zu höheren Staatsämtern herangezogen hatte, war er Zeuge und Theilnehmer so manches redlichen Bemühens gewesen, Glück, Wohlstand und Bildung unter allen Classen und Ständen zu verbreiten; und wie in dem Weimarischen Ländchen, so sah er auch in anderen deutschen Staaten ein ernstes Fortstreben zum Bessern. Wie hätte er nun ein Herz für die französische Revolution fassen können, welche auf die gewaltsamste Weise alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufhob, die wilden Leidenschaften der Menschen, die rohe Gier der Massen entfesselte, durch Erschütterung und Umsturz der Throne die sicherste Bürgschaft der Ruhe zu zerstören und stille Geistesbildung, gesetzmäßigen Fortschritt auf lange Zeiten zurückzudrängen schien?

Erwägt man nun ferner noch, wie er aus Italien mit

überreichem Stoff für ein jahrelanges Forſchen, Betrachten und Bilden heimgekehrt war, der ihn ſehnlichſt Frieden und Ruhe mußte wünſchen laſſen, wie er dort ſich in das Kunſtſtudium vertieft hatte, welches den Menſchen ſtille macht und in ſich zurückführt, wie er in der letzten Zeit ſich der Betrachtung der Natur mit immer größerer Innigkeit hingegeben und dadurch den Sinn für Geſetzlichkeit und organiſche Entwickelung geſchärft, wie er ſeit der Rückkunft aus Italien die Reize des häuslichen Glückes kennen gelernt hatte: ſo begreift man wohl, daß die franzöſiſche Staatsumwälzung für ihn eine grauenerregende Erſcheinung ſeyn mußte. Am liebſten hätte er ſie gänzlich abgelehnt und ſich gegen alle Politik in ſeiner wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Werkſtätte hermetiſch abgeſchloſſen; aber der Vulkan dehnte ſeinen Erſchütterungskreis zu weit aus, die Lavaſtröme wälzten ſich ſchon verderbendrohend heran, Weimar's politiſche Verhältniſſe wurden ſchon davon afficirt, perſönlichen Einfluß empfand der Herzog als Chef eines preußiſchen Regiments, und mit ihm Goethe und viele ſeiner Freunde; flüchtige Vorläufer der ausgetriebenen weſtlichen Nachbarn erſchienen ſchon in dieſem Winter in Weimar; ſelbſt die Geſinnungen, welche den Ausbruch in Frankreich hervorgerufen hatten, verbreiteten ſich ſchon in Deutſchland wie eine unaufhaltſame Epidemie, in die innerſten Familienkreiſe ſchlich ſich Parteiſinn und Zwieſpalt ein, alle Geſpräche in Geſellſchaftscirkeln drehten ſich um die Zeitintereſſen, für Kunſt und Wiſſenſchaft blieb kaum ein Plätzchen in der Theilnahme des Publicums übrig.

War es nun unmöglich, ſich den heftigen Zeitſtrömungen, welche in die zurückgezogenſten Buchten drangen, zu entziehen,

so blieb ihm Nichts übrig, als ihnen die Thatkraft seines Geistes entgegenzusetzen. Er mußte den Versuch machen, ob er nicht die gewaltsam auf ihn eindringenden, sein Gemüth bedrückenden Erscheinungen durch inneres Reagiren, durch geistiges Verarbeiten unschädlich oder vielleicht selbst fruchtbar machen könnte. Hier befand er sich aber in einem schlimmen Falle. Der freie, große Blick des Historikers war ihm versagt. Schon als Dichter war er geneigt, selbst die größten weltgeschichtlichen Ereignisse auf kleine Ursachen, die umfassensten Völkerschicksale auf individuelle Triebfedern zurückzuführen. Als praktischer Staatsmann vollends, als Vertrauter von hochgestellten Männern, die in den innersten Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu blicken Gelegenheit hatten, oder ihn zu leiten berufen waren, als feiner Beobachter des Weltlaufs hatte er sich immer mehr überzeugt, an wie zarten Fädchen die größten Revolutionen hangen können. Dieß erschwerte ihm eine höhere, freiere Betrachtung der Geschichte; und wenn der ächte Historiker die französische Revolution bald mit Forster für einen „Act des Weltschicksals" erklären mußte, so sah Goethe darin Zufall, Willkür, individuelle Leidenschaft vorherrschen. Gestattete schon diese Anschauungsweise nicht, daß er als Geschichtschreiber eine würdige, ihn selbst hebende und kräftigende Stellung den Zeitbegebenheiten gegenüber eingenommen hätte, so machte eine fast ängstliche Discretion es ihm auch unmöglich, eine pragmatische Geschichte der Zeit in *seinem* Sinne zu schreiben. „Ich würde," so heißt es in einem Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793, „auch in historicis Etwas thun, wenn dieß nicht das undankbarste und gefährlichste Fach wäre;" und

an einer andern Stelle: „Wenn Mama (Frau Jacobi) auch nach meiner treuen Relation das Geſchehene (die Belagerung von Mainz) nicht begreifen kann, ſo gereicht es ihr zur Ehre; denn es beweist, daß ſie ihre Vernunft nicht unter den hiſtoriſchen Glauben gefangen geben will. Ich hatte die erſten Tage meines Hierſeyns Manches aufzuzeichnen angefangen, ich hörte aber bald auf; meine natürliche Faulheit fand gar manche Entſchuldigung. Es gehört dazu mehr Commerage und Kannegießerei, als ich aufbringen kann; und was iſt's zuletzt? Alles, was man weiß, und gerade das, worauf Alles ankommt, darf man nicht ſagen; und da bleibt's immer eine Art Advocatenarbeit, die ſehr gut bezahlt werden müßte, wenn man ſie mit einigem Humor unternehmen ſollte."

So fand er ſich denn, während er in Natur- und Kunſtſtudien nur für Augenblicke einen Becher der Lethe ſchöpfte, an ſein poetiſches Talent als den einzigen Talisman gewieſen, um, wie Schiller ſingt, dem dumpfen Leben zu entfliehen und die Angſt des Irdiſchen von ſich zu werfen; er mußte die rohe und rauhe Welt künſtleriſch reproduciren, um ſie ertragen zu können, mußte „in die Freiheit der Gedanken flüchten, um die Furchterſcheinung zu bannen." Allein hier erheben ſich erſt recht die Vorwürfe gegen unſern Dichter. Warum, fragt man, hielt er nicht der ernſten Zeit ernſte Dichtungen entgegen? Warum ließ er nicht, wie Schiller in ſeinem Wallenſtein,*)

*) S. den Prolog zum Wallenſtein:

Und jetzt, an des Jahrhunderts ernſtem Ende,
Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird. u. ſ. w.

die Poesie mit der Wirklichkeit wetteifern? Warum spiegelte er die große Epoche auf eine so unwürdige Weise wie im Bürgergeneral, in der Nachbildung des Reineke Fuchs ab? Warum stellte er nicht dem schrecklichen Weltdrama eine Reihe ergreifender Tragödien gegenüber? Die Antwort ist schon in Früherm angedeutet. Er sah in jenen ungeheueren Ereignissen nicht, wie Schiller, „den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel, um der Menschheit große Gegenstände," er sah darin ein verworrenes Getriebe von Willkür und schlechten Leidenschaften, einen Streit um Macht und Einfluß, er gesteht, keine Ahnung gehabt zu haben, was aus dem Umsturz alles Bestehenden Besseres, ja was nur Anderes daraus hervorgehen sollte. Und hätte er auch eine würdigere Ansicht von den Auftritten auf der Lebensbühne gehabt, so war er damals nicht mehr, wie in der Epoche des Götz von Berlichingen, der Mann, um ein, die schneidenden Gegensätze der Welt abspiegelndes Trauerspiel zu dichten. Das Weiche, Zarte seines Wesens, seine „conciliante" Natur hatte sich schon zu sehr entwickelt; er wäre an der ersten wahrhaften Tragödie zu Grunde gegangen. Wie darf man sich da wundern, wie kann man es ihm vorwerfen, wenn er sich auf die komisch-politische Dichtung warf, wenn er, um sich die Welt erträglich zu machen, die heitere Seite an ihr aufsuchte und darstellte? Beklagen mag man es immerhin, daß der große Zeitpunkt den großen Dichter in einer so ungünstigen Gemüthslage fand; aber es zeugt nicht von Unbefangenheit des Urtheils, wenn man ihm diese Seelenverfassung so heftig verweist, wie der verdienstvollste unserer Literarhistoriker gethan.

Von dieser allgemeinern Betrachtung zur Uebersetzung des Reineke Fuchs zurückkehrend, werden wir zunächst durch das Versmaß derselben überrascht. Für die deutsche Sage scheint die antike Form des Hexameters ganz unangemessen. Allein durch diese metrische Einkleidung setzte er den Ton der Dichtung um eine Stufe höher und näherte sie dem Geschmack der gebildeten Welt an, wodurch er späteren, metrisch treuen Uebertragungen die Bahn ebnete. Darin lag ihm ohne Zweifel, wenn auch unbewußt, das Hauptmotiv zur Wahl des Hexameters; nebenbei suchte er sich durch die Uebertragung in der Handhabung dieses Versmaßes zu üben, für welches er in den letzten Jahren eine große Vorliebe gefaßt hatte. Seine eigenen bisherigen Versuche darin (Physiognomische Reisen 1778, der älteste Epigrammen-Cyklus 1782 f., die Distichen aus den Jahren 1784 und 1785, die Römischen Elegieen und Venetianischen Epigramme und vereinzelte Distichen aus den Jahren 1790 und 1791) genügten ihm eben so wenig, als Klopstock's, Herder's und Wieland's Hexameter; das meiste Vertrauen hatte er zu Voß, der aus Pietät für Klopstock zwar noch mit seinen strengeren Forderungen an die Technik dieses Verses zurückhielt, aber doch schon hier und da merken ließ, daß eine strictere Observanz im Bau desselben möglich und unerläßlich sey. In jüngeren Jahren, meint Goethe, oder unter anderen Verhältnissen wäre er wohl einmal nach Eutin gereist, um hinter das Geheimniß zu kommen; allein schwerlich hätte es ihn sehr gefördert; denn er konnte, wie er auch selbst einsah, nur praktisch sich weiter bilden, und so ergriff er denn die Gelegenheit, „ein paar Tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem

Zu der abermaligen Theilnahme an einem Kriegsübel, dießmal einem „stationären," ward er durch den Wunsch des Herzogs bewogen. Höchst ungern entfernte er sich aus seinem friedlich häuslichen Kreise, der ihm durch den Contrast mit der wild aufgeregten Welt doppelt lieb geworden war. Wenige Tage vor seiner Abreise brachte er noch ein Bild seines anmuthigen Hausgartens zu Papier, einen sehr genauen Federumriß, dem das zweite der von Schwerdgeburth ausgegebenen radirten Blätter*) nachgebildet ist, — mit welchen Empfindungen er es gethan, das sagen die später dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Gegen den 10. Mai brach Goethe nach Frankfurt auf und verweilte hier ein paar Wochen, in welcher Zeit ihm Sömmering's Gegenwart, wie er an Jacobi meldete, sehr erfreulich und heilsam war und in einsamen Stunden Viel gearbeitet wurde. Am 26. begab er sich zur Armee und langte den 27. bei seinem Fürsten im Lager bei Marienborn an. Die nächsten Tage verwandte er dazu, um den Blocade-Halbkreis, der sich um Mainz herumzog, und die Lage der Stadt, der

*) S. Goethe's W. Bd. 31, S. 175 ff.

Schanzen, der Ortſchaften umher kennen zu lernen, wobei er bemüht war, einige genaue Umriſſe auf's Papier zu bringen, „damit er ſich die Bezüge und Diſtanzen der landſchaftlichen Gegenſtände deſto beſſer imprimirte.“ Dazwiſchen widmete er manchmal ein Stündchen Unterhaltungen mit befreundeten Officieren oder einer Aufwartung bei hohen Gönnern, wie dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, dem General Grafen Kalkreuth, dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt. Er fand ſich, wie er an Jacobi ſchrieb, recht glücklich, in dieſem Momente hier zu ſeyn, und „Geduld und Ruhe mitten in dem unternehmenden Getümmel zu lernen.“ Das Wetter war ſehr günſtig, ſelbſt die Nächte hindurch höchſt lieblich; er ſah damals die Sonne öfter, als in ſeinem ganzen Leben aufgehen. In freieren Augenblicken beſchäftigte er ſich in Gedanken mit ſeinen Lieblingsbetrachtungen über die Farben und ſchrieb noch Manches nieder. So wußte er ſelbſt hier noch dem Leben einige Blüthen abzugewinnen, obgleich weder Tag noch Nacht ruhig vorüberging. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai, als er, wie gewöhnlich, ganz angezogen in ſeinem Zelte ſchlief, ward er vom Platzen des Kleingewehrfeuers aufgeweckt. Die Franzoſen hatten mit bedeutenden Streitkräften einen Ausfall auf das Hauptquartier Marienborn gemacht; die Verwirrung war unbeſchreiblich, das Regiment des Herzogs von Weimar nahm den lebhafteſten Antheil am Kampfe; nach anderthalbſtündigem Gefecht wurde der Feind in die Stadt zurückgetrieben. Am folgenden Morgen ritt Goethe auf den Kampfplatz und ſah, beim matten Scheine der trüb aufgehenden Sonne, die Opfer der Nacht neben einander liegen. Die rieſenhaften, wohl-

gekleideten Kürassiere der Belagerer machten einen wunderlichen Contrast mit den zwerghaften, zerlumpten Ohnehosen, der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht.

Die ganze erste Hälfte des Juni ging noch unter Vorbereitungen zur eigentlichen Belagerung und unter Ausfällen der Franzosen hin. In einem Schreiben an Jacobi vom 7. heißt es: „Dein lieber Brief trifft mich hier (im Lager bei Marienborn) und gibt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von meinem Strohlager erhebe und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe.... Den zweiten Gesang Reineke's sende ich wohl, auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann, eine Elegie.*) Wenn Du jenes Gedicht im Ganzen sehen wirst, hoff' ich, soll es Dir Freude machen." Es beschäftigte ihn lebhaft mitten im Kriegsgetümmel, wie denn auch im Bericht über die Belagerung von Mainz unter dem 8. Juni ausdrücklich angemerkt ist, daß er seine Arbeit an Reineke Fuchs fleißig fortgesetzt habe.

Nach einem in der Nacht des 16. Juni unternommenen

*) Vielleicht eine der Römischen?

verunglückten Versuche, die Tranchéen zu eröffnen, kam man damit am 18. zu Stande, und war endlich am 27. so weit vorgerückt, daß das Bombardement der Stadt beginnen konnte. Den 28. Nachts brannten bei fortgesetztem Bombardement Thurm und Dach des Domes und viele benachbarte Häuser, so wie nach Mitternacht die Jesuitenkirche ab. Goethe sah dem schrecklichen Schauspiel von der Schanze vor Marienborn zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern. Neu war ihm das Steigen und Fallen der Feuerkugeln, die, in flachem Cirkelbogen hinansteigend, in gewisser Höhe paraboliſch zusammenknickten, wo dann die aufsteigende Lohe bald verkündigte, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt. Der Engländer Gore, der seit dem Jahre 1791 in Weimar wohnte,*) und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches unserm Dichter noch in späten Jahren dieß furchtbare Schauspiel lebhaft vergegenwärtigte.

Die nächsten Tage waren nicht minder reich an mancherlei imposanten und schrecklichen Kriegsscenen, bei denen Goethe, wenn Etwas zu sehen und zu lernen war, dieselbe Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr, wie bei Valmy, zeigte. Nachdem die Schanze Weißenau wieder in deutschen Händen war, besuchte er mit einigen Freunden den zerstörten Ort und hielt, von den Kugeln einer benachbarten feindlichen Schanze bedroht, in dem Gebeinhause eine Nachlese von krankhaften

*) S. Goethe's W. Bd. 30, S. 232—239.

Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte gelangt war. Noch mehr setzte er sich aus, um aus dem Balconfenster eines freistehenden Giebels eine der herrlichsten Aussichten über die ganze Gegend zu gewinnen. Er gesteht, daß er, von der wilden, wüsten Gefahr, wie vom Blick einer Klapperschlange, angezogen, durch die Tranchéen geritten sey und die Haubitzgranaten dröhnend über dem Kopfe habe zerspringen lassen.

Wir eilen über die grauenvollen Tage vom 1. bis zum 22. Juli in denen eine der deutschen Hauptstädte von Deutschen fast unausgesetzt bombardirt wurde, nach Goethe's Beispiel „wie über einen glühenden Boden" hinweg, und heben nur Einiges hervor, was auf seinen Charakter ein helleres Licht wirft. Mitten aus dem Kriegstumult schrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis" und in demselben Briefe: „Bei uns geht es von der einen Seite lustig, von der andern traurig zu; wir stellen eine wahre Haupts- und Staatsaction vor, worin ich den Jaques (s. Shakespeare: Wie es euch gefällt oder die Freundinnen) nach meiner Art und Weise repräsentire. Im Vordergrunde hübsche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen, gerade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird." *) In einem Anhange des Briefes heißt es: „Wie gern käme ich wieder zu euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abende bei dem Mäusethurme an's Land. Ich sah dem

*) Er scheint besonders gern dem Jacobi'schen Kreise gegenüber sich muthwillig den Schein der Frivolität gegeben zu haben.

Fluſſe nach, der zwiſchen die dunkeln Berge ſich hineindrängt, und wünſchte mit ihm zu euch zu gehen. Eigentlich ſollte ich Schloſſern beſuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter iſt tödtlich krank, und es wäre mir entſetzlich, meine Schweſter zum zweiten Male ſterben zu ſehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchſt rührend ſind." In den nächſten Tagen las er, „mit Mühe und Anſtrengung die zwar äſtimable, aber doch nach einer hypothetiſchen, captioſen Methode geſchriebene Abhandlung Marat's" über das Licht, zog die Hauptpunkte aus, ſtellte ſie am 15. Juli tabellariſch mit den Newton'ſchen zuſammen, denen er dann die „Reſultate ſeiner Erfahrungen" als Anhang entgegenſetzte,*) und legte das Ganze einem Briefe an Jacobi vom 19. bei, worin er zugleich meldet, er gedenke nun doch Schloſſer'n zu beſuchen, da „die arme Julie unterdeſſen abgetreten ſey."

Am 22. Juli kam in dem Hauptquartier Marienborn eine Uebereinkunft mit dem franzöſiſchen Commandanten zu Stande, der zufolge die Stadt am nächſten Tage übergeben werden ſollte. Goethe war einer der Erſten, welche bis zum Schlagbaum des äußerſten Thores von Mainz, trotz mancher Wolfsgruben, vorritten und den bedrängten Bürgern die frohe Nachricht zuriefen. Der Ausmarſch der Franzoſen verzögerte ſich indeſſen bis zum 24. Nachmittags. In dem Quartier ſeines Fürſten ſah Goethe den feierlich-ſeltſamen Zug herankommen. Angeführt durch preußiſche Reiterei erſchien zunächſt eine Colonne Marſeiller. Klein, ſchwarz, buntſcheckig, lumpig

*) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, S. 167 f.

gekleidet, trappelten ſie heran, als habe der König Erwin ſeinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgeſandt; hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernſt und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeſchlagen und beſchämt, weiterhin die Jäger zu Pferde, hagere Männer, welche die ahnungsvollen Töne der Marſeillaiſe in langſamerem Tempo erſchallen ließen; ſodann ein einzelner Trupp, die franzöſiſchen Commiſſarien, unter ihnen Merlin von Thionville, und neben ihm ein Clubbiſt. Beim Anblick des Letztern gerieth das zuſchauende Volk um ſo mehr in Wuth, als es Mittags einigen Clubbiſten gelungen war zu entfliehen, und bewegte ſich zum Anfall; die drohenden Worte Merlin's hielten es noch von Thätlichkeiten zurück. Am nächſten Tage aber ließen es die armen ausgewanderten Mainzer, die, von entfernten Orten herbeigeſtrömt, die Chauſſee umlagerten, nicht mehr bei Fluch- und Racheworten; Goethe ſah, wie ſie einen Erz-Clubbiſten aus ſeinem Reiſewagen von der Seite einer ſchönen jungen Dame herausriſſen, auf den nächſten Acker ſchleppten, und mit Stößen und Schlägen fürchterlich mißhandelten, bis eine Wache ſich ſeiner annahm und ihn in ein Bauernhaus brachte. Eine ähnliche Scene drohte ſich am 25. Juli, als Goethe den fortgeſetzten Ausmarſch der Franzoſen beobachtete, unter den Fenſtern ſeines Quartiers zu ereignen. In dem Zuge erſchien ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, und an ſeiner Seite ritt in Mannskleidern ein ſehr ſchönes Frauenzimmer. Bei ihrem Anblick entſtand ein drohendes Gemurmel im Volk und plötzlich erſcholl der Ruf: „Haltet ihn an! ſchlagt ihn todt! das iſt der Spitzbube von Architekten, der erſt die Dom-Dechanei

geplündert und nachher selbst angezündet hat!" Ohne Weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfte, sprang Goethe hinunter und rief unter die Menge, die schon den Weg versperrte, mit gebietender Stimme: Halt! Dann fuhr er stark und heftig sprechend fort: hier sey das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sey heilig, zu Unfug und Rachethat sey anderswo noch Raum. Der König habe freien Auszug gestattet, und keinerlei Anstalt zeige, daß er Jemand davon ausgenommen. Sie, wer sie auch seyen, hätten hier, mitten in der deutschen Armee, nur die Rolle ruhiger Zuschauer zu spielen; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen kein Recht zu Gewaltthat, die er an dieser Stelle ein- für allemal nicht leide. — Gall's Behauptung, daß Goethe eigentlich zum Volksredner geboren gewesen, schien sich in diesem Falle zu bestätigen; die Menge stutzte und ließ die Bedrohten weiter ziehen, die zuvor sich noch mit einigen flüchtigen Worten des wärmsten Dankes an ihren Retter wandten.

Nachdem Goethe die nächstfolgenden Tage der Besichtigung der furchtbar verwüsteten Stadt gewidmet, beurlaubte er sich bei seinem Fürsten und schlug den Weg über Mannheim nach Heidelberg ein, wo er bei der alten Freundin Delf und seinem Schwager Schlosser einkehrte. Unter mancherlei Gesprächen kam auch die Farbenlehre zur Verhandlung. Schlosser ging ernst und freundlich auf Goethe's Vortrag ein, konnte sich jedoch von der hergebrachten Vorstellungsart nicht losmachen und verlangte vor Allem zu wissen, wie sich seine Lehre zu der Euler'schen Theorie verhalte. Da mußte ihm nun Goethe

bekennen, daß von einem Verhältniß beider kaum die Rede seyn könne, indem er auf seinem Wege nur darauf ausgehe, unzählige Erfahrungen in's Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft und Stellung zu und neben einander aufzufinden und faßlich zu machen. Um diese Behandlungsweise der Optik noch mehr zu verdeutlichen, zeigte er Schlosser'n einen während der Belagerung geschriebenen Aufsatz, worin der Vorschlag zu einem Vereine ausgeführt war, einer Gesellschaft von verschiedenartigen Männern, Philosophen, Physikern, Mathematikern, Malern, Färbern u. s. w., die, jeder von seiner Seite, dazu mitwirken sollten, die mannichfaltigen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint, kennen zu lernen. Schlosser hörte die allgemeine Inhaltsangabe des Aufsatzes geduldig an. Als aber Goethe sich anschickte, ihn im Einzelnen vorzulesen, lachte ihn der alte Prakticus herzlich aus und versicherte, in der Welt überhaupt, besonders aber im lieben Deutschland sey an eine reine, gemeinsame Behandlung einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Sehr unangenehm überrascht und verstimmt, verfiel Goethe wieder in sein mephistopheliſches Wesen und erregte durch leichtsinnige, paradoxe Behauptungen und ironisches Begegnen ein solches Mißbehagen, daß Schlosser zuletzt heftig ward und die erstaunte Wirthin sich begütigend in's Mittel schlagen mußte. Es scheint indeß nicht so schlimm mit diesem Zerwürfniß gewesen zu seyn, als man nach Goethe's Berichte*) glauben sollte; denn in einem Briefe an Jacobi vom 11. August heißt es: „Mit Schlosser'n brachte ich in

*) Goethe's Werke Bd. 25, S. 267 f.

Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr, und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben."

In Frankfurt verweilte er, durch die geliebte Mutter festgehalten, noch bis gegen den 20. August, so sehr ihn auch, wie er an Jacobi (am 19.) schrieb, „das herumschweifende Leben und die politische Stimmung aller Menschen nach Hause trieb, wo er einen Kreis um sich ziehen könne, in welchen außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts hereindringe." Seinen Geburtstag feierte er, einem Billet von diesem Datum an Friedrich Stein zufolge, wieder in Weimar.

Ueber die nun folgenden neun Monate, vom September 1793 bis zum Anfange Juni's 1794, wo sich durch das nähere Bekanntwerden mit Schiller eine neue Epoche in seinem Leben bildete, haben sich nur spärliche und lückenhafte Nachrichten erhalten. Es war im Ganzen keine recht erfreuliche und fruchtbare Periode, wenn gleich einiges Aeltere fortgeführt oder abgeschlossen, und einiges Neue concipirt und angelegt wurde. Der wolkenschwere politische Horizont, die Nachrichten aus Frankreich ließen keine freie und heitere Geistesstimmung aufkommen. Dazu gesellte sich ein Trauerfall in der herzoglichen Familie, die Krankheit und der Tod des Prinzen Constantin, der gegen Anfang des Octobers starb; und bald darauf machte auch wieder der Winter an dem empfindlichen Gemüth des Dichters seine Kraft geltend. „Die trübe Jahreszeit," klagte er in einem Briefe an Jacobi vom 5. December, „hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten."

Halten wir eine Ueberschau über die Arbeiten, welche in

diese Zeit fallen, so haben wir zunächst seiner chromatischen Bestrebungen zu gedenken, die ihn gleich nach der Heimkehr lebhaft beschäftigten. „Ich finde mich," schrieb er am 9. September 1793 an Jacobi, „nun auch wieder nach und nach in meiner Wohnung, die allmählig eine anmuthige Gestalt gewinnt. Die chemische Farbenlehre bearbeite ich jetzt; es ist so viel vorgearbeitet, daß das Zusammenstellen viel Freude macht und sehr interessante Resultate darbietet." Und in einem Briefe an Jacobi vom 18. November heißt es: „In Physicis habe ich Mancherlei gethan; besonders freut und fördert mich Lichtenberg's Theilnehmung. Sende doch meine Abhandlung über die farbigen Schatten an die Fürstin Gallitzin." Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt auch die Abhandlung „Der Versuch als Vermittler von Object und Subject" in das Jahr 1793, so wie auch diese Jahreszahl in Goethe's Werken der Ueberschrift des Aufsatzes beigefügt ist. Er geht hier hauptsächlich darauf aus zu zeigen, daß die unmittelbare Anwendung eines isolirten Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese gefährlich sey und leicht zum Irrthum führe. Er verlangt vor Allem Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Versuches, um aus einer Reihe verwandter Erfahrungen eine Erfahrung höherer Art, gleichsam eine Formel zu gewinnen, wodurch eine Menge einzelner Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Hat man nun von diesen Erfahrungen höherer Art, diesen Collectiv-Erfahrungen allmählig auch eine ganze Reihe gewonnen, so möge sich daran der Verstand und die Einbildungskraft nach Kräften üben, um sie gleichfalls in Verbindung zu bringen. Aber jene

erſte Arbeit, das Aufſuchen und Verknüpfen der Elemente zu Erfahrungen höherer Art, könne nicht ſorgfältig, emſig, ſtreng, ja pedantiſch genug vorgenommen werden. Das Ganze iſt eine Apologie ſeines Verfahrens beim Studium der Natur. Was er hier den Naturforſchern empfiehlt, das hatte er in den beiden Stücken ſeiner optiſchen Beiträge ausgeübt, wo er eine Reihe von Verſuchen aufſtellte, die zunächſt an einander grenzen und ſich unmittelbar berühren, ja die gleichſam nur Einen Verſuch, nur Eine Erfahrung unter den mannichfaltigſten Anſichten darſtellen. Zugleich aber bahnte er ſich mit dieſem Aufſatze den Weg zu ſeiner ſpäteren Polemik gegen Newton, dem er Schuld gab, aus allzu vereinzelten Verſuchen durch überkühne Hypotheſen ein unhaltbares Syſtem zuſammengeſponnen zu haben. Der Aufſatz iſt mit großer Sorgfalt ſtyliſirt, und ſchon darin zeigt ſich, welches Gewicht der Verfaſſer ſelbſt auf den Inhalt legte.

Dieſen wiſſenſchaftlichen Bemühungen gingen poetiſche Arbeiten zur Seite. Mit Reineke Fuchs, der ihm noch immer nicht genügen wollte, ſcheint er ſich vielfach beſchäftigt zu haben. „Gerne ſchickte ich Dir den zweiten Geſang," ſchrieb er am 9. September an Jacobi; „leider iſt es der, welcher noch die meiſte Arbeit bedarf, um präſentabel zu ſeyn." Erſt am 18. November heißt es: „Reineke Fuchs naht ſich der Druckerpreſſe; ich hoffe, er ſoll dich unterhalten." Allein auch jetzt noch fügt er hinzu: „Es macht mir noch viel Mühe, dem Verſe die Aiſance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht ſo kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; ſo mag er aber gehen, daß ich ihn los werde." Sehr wahr-

ſcheinlich gehören auch die erſten Anfänge der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten in dieſe Zeit; ja, nach der Stelle zu urtheilen, wo Goethe dieſer Production gegen den Schluß ſeiner Darſtellung der Campagne in Frankreich gedenkt, müßte er ſie noch vor dem Reineke Fuchs begonnen haben. Da er aber erſt nach der nähern Bekanntſchaft mit Schiller das Werk mit Eifer angriff, ſo heben wir uns die nähere Betrachtung deſſelben für das folgende Capitel auf. Dagegen ſcheint es angemeſſen, das unvollendet gebliebene politiſche Drama „Die Aufgeregten," welches ebenfalls mit dem Reineke ungefähr gleichzeitig entſtanden iſt,*) an dieſer Stelle kurz zu beſprechen.

Die Ungunſt, worin dieſes Drama bei Goethe's Leſern ſteht, erklärt ſich zum Theil ſchon daraus, daß man es mit ſo ideal gehaltenen Stücken wie Taſſo und Iphigenie vergleicht; großentheils möchte ſie aber in dem Mangel an Aufmerkſamkeit und Theilnahme begründet ſein, womit man jeden dramatiſchen Torſo anzuſehen pflegt. Wer das Stück einer ſorgfältigen, tiefer eingehenden Betrachtung würdigt, gelangt bald zur Ueberzeugung, daß es unter Goethe's politiſchen Dramen eine der erſten Stellen würde eingenommen haben, wenn es

*) Goethe erwähnt ſeiner in der Erzählung der Campagne in Frankreich unmittelbar nach dem Bürgergeneral, mit den Unterhaltungen der Ausgewanderten zuſammen. In den Annalen ſagt er unter dem Jahre 1793 von dieſen drei Productionen, daß ſie „dem erſten Urſprung, ja ſogar der Ausführung nach meiſt in dieſes und das folgende Jahr gehören."

zur Vollendung gediehen wäre. Kraft und Leben würden sich vorzugsweise im dritten und fünften Act concentrirt haben, von denen der erstere nur eben angefangen worden, der andere ganz unausgeführt geblieben ist. Macht man nun von den fertig gewordenen Partieen, die sämmtlich geistreich und lebendig behandelt sind, einen Schluß auf die bloß skizzirten, so muß man allerdings bedauern, „daß der Verfasser die Schwierigkeiten dieser Scenen nicht zu rechter Zeit zu überwinden bemüht war." Die Aufgabe, welche sich Goethe in dem Drama gestellt hatte, war, die großen und furchtbaren Vorgänge, die sich damals auf der Weltbühne ereigneten, in einem verkleinerten Abbilde künstlerisch wiederzuspiegeln und dadurch die Gemüther zu einer freiern und besonnenern Ansicht jener Weltereignisse zu stimmen. Wir haben es also allerdings mit einem Tendenzstücke zu thun, aber die Tendenz ist eines Dichters würdig. Die Haupttriebfedern, die Hauptleidenschaften, die auf der Weltbühne mit und gegen einander wirkten, sollten auch hier, aber auf einem engern Schauplatze, in kleineren Verhältnissen, wirksam erscheinen. Das Furchtbar-Drohende, das Tragisch-Erschütternde, welches jene Ereignisse begleitete, sollte hier vermieden werden; es sollte vielmehr Raum bleiben für heitern Humor und Ironie, damit durch sie das Gemüth eine höhere Freiheit gewänne. So finden wir Goethe hier als Dichter in gleichem Sinne handeln, wie er es in geselligen Kreisen that. Wo er die politischen Verhältnisse nicht ablehnen konnte, suchte er wenigstens durch Hervorkehrung der heiteren Seiten ihnen eine erträgliche Gestalt zu geben, und vor Allem gemäßigten und billigen Ansichten Raum zu verschaffen.

Schon aus diesem Einen Documente kann Jeder, der nicht blind seyn will, die Ueberzeugung gewinnen, daß Goethe, wie es dem wahren Dichter geziemt, „auf einer höhern Warte stand, als auf den Zinnen der Partei.“ Und eben weil er parteilos und vorurtheilsfrei den Weltereignissen gegenüber stand, war er nach beiden Seiten hin so streng und wieder so billig. Auf der Seite der Aristokratie stellte er zuerst in dem Baron ein Exemplar jener leichtsinnigen, gewissenlosen und frevelhaften Junker dar, die, ohne Ahnung von einer Berechtigung des Volkes, mit Hohn und Verachtung auf seine Freiheitsbestrebungen hinabsehen und sie aus eigennützigen Absichten oder aus Muthwillen wohl gar schüren. Sodann begegnet uns in der jungen Gräfin Friederike eine ächte Vollblut-Aristokratin, „heftig, aber bald zu besänftigen, unbillig aber gerecht, stolz aber menschlich,“ wie der Dichter sie selbst durch Luisen's Mund charakterisirt. Friederike repräsentirt den streng an seinen Rechten haltenden Adel, der sich keine Concession abtrotzen läßt, wenn er gleich gerechte Ansprüche nicht versagt. Mit Gesinnungen, wie die ihrigen, lassen sich aber die Uebel der Zeit nicht heilen; daher führt der Dichter die Gräfin ein, „eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben,“ und seitdem sie in Paris lebte, „Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von Allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß.“ Sie ist entschlossen, ihren eigenen verstockten Standesgenossen Widerpart zu halten, und dem Volke nicht bloß, was das Recht, sondern auch was die Billigkeit erheischt, zu gewähren. Auf der andern Seite

steht der Magister als Repräsentant der hohlen Freiheitspräconen, die nur in Worten kühn, aber zur That zu schwach und feige sind, weßhalb er auch in die Handlung wenig eingreift. Mit köstlichem Humor ist dann weiter der beherztere, volksaufwieglerische Chirurgus Breme von Bremenfeld gezeichnet. Der Dichter charakterisirt ihn durch Luisen's Mund als „einen guten Mann, den aber seine Einbildung oft höchst albern mache, besonders seit der letzten Zeit, da Jeder ein Recht zu haben glaube, nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken.“ Es liegt ein scharfer Spott gegen die gewöhnlichen Prediger der Gleichheit und Freiheit darin, daß eben der Vorkämpfer der rebellischen Bauern gegen die Erb-Aristokratie sich so viel auf seinen Großvater Hermann Breme von Bremenfeld zu gut thut, daß er, der, ein anderer Tell, den Tyrannen ewigen Haß schwört, mit solchem Behagen seine Schmeicheleien gegen den großen Fritz erzählt, und, während er nur das Volkswohl im Munde führt, im Voraus schon seinen eigenen Vortheil so gut zu sichern sucht. Dieselbe Stellung, wie die Gräfin unter ihren Standesgenossen, nimmt der Hofrath unter den seinigen ein. Er ist Bürger und gedenkt es zu bleiben; aber er weiß auch das Gewicht des höhern Standes im Staate zu schätzen, und ist unversöhnlich gegen die kleinlichen, neidischen Neckereien von Seiten der Bürgerlichen, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentlös Prätentionen bekämpft, und sich über Formalitäten formalisirt. „Wahrlich!“ fügt er hinzu, „wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima,

warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin?"

Zwischen beiden Gruppen steht Luise in der indifferenten Mitte als Musterbild eines häuslich gesinnten Mädchens, das, wie es dem Weibe geziemt, vor Allem seine nächsten Pflichten fest im Auge behält. Weil sie von dem Streite der Parteien unberührt bleibt, so bewahrt sie den freien, klaren Blick, der sie zum Organ der Ueberzeugungen des Dichters qualificirt. Kein Wunder, daß sich Naturen, wie die Gräfin und der Hofrath, zu ihr hingezogen fühlen, und die Eine sie zur Gesellschafterin ihrer Tochter, der Andere zur Gattin begehrt. Jacob und Caroline zeigen, wie das jugendliche Herz selbst mitten in dem Streite der Stände sein ewiges Recht behauptet. Der Amtmann, ein proceßsüchtiger Egoist, war als ein Haupttriebrad der Handlung nöthig. Die aufrührerischen Bauern endlich scheiden sich durch individuelle Züge scharf von einander und stehen zugleich als Repräsentanten eben so vieler Fractionen der unzufriedenen niederen Volksclassen da.

Die Handlung ist geschickt angelegt und lebhaft durchgeführt. Sie dreht sich um einen Rechtsstreit über Frohnden, der zuletzt nach Herbeischaffung eines durch den Amtmann unterschlagenen Documentes gütlich geschlichtet wird. Was die Franzosen durch Revolution beseitigten, sollen wir, so will der Dichter lehren, auf dem Wege der Transaction und friedlicher Reformen wegräumen. Die Darstellung ist edel und gefällig, und an vielen Stellen durch feine satyrische und humoristische Gedanken gewürzt. Sehr zu beklagen ist es, daß

die geistreich erfundene Scene des dritten Actes nicht ausgeführt worden, wo auf den tückischen Vorschlag des Barons die Theegesellschaft sich unter dem Präsidium des Hofraths zu einer Nationalversammlung constituirt; worin das Spiel zuletzt in Ernst übergeht und zu einem tumultuarischen Ausgang führt. Wie hätte der Dichter hier seine Ironie, seinen Witz und Humor spielen lassen können!

Nicht bloß als Schauspieldichter, auch als Theaterdirector ließ sich Goethe es angelegen seyn, die heitere Seite des Lebens hervorzukehren. Daß er in solchem Sinne das Lustspiel „Der Krieg“ von Goldoni zu Anfange der Winterfaison auf die Bühne brachte, zeigt der dazu gedichtete Prolog, am 15. October 1793 von Christiane Neumann, nunmehrigen Frau Becker, gesprochen. Von tiefer Politik, heißt es darin, vom letzten Zweck der Schlachten u. dgl., werde man in dem Lustspiel wenig hören.

Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet sehen, daß die Liebe sich
So gut in's Zelt, als in die Häuser schleicht,
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen,
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut.

Die zweite Hälfte des Prologs bezieht sich auf den Herzog von Weimar, der damals noch im Felde stand. Was der Prolog als sehnsüchtigen Wunsch ausspricht: -

Die Stunde naht heran: Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen;
Er tritt auch hier herein. u. s. w.

das verwirklichte sich bald nachher und brachte für die Zukunft auch in Goethe's Lebensweise eine bedeutende Veränderung. Der Herzog trat nach geendigter Campagne aus preußischen Diensten. „Das Wehklagen des Regiments," erzählt Goethe selbst, „war groß durch alle Stufen; sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten... Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen."

Der Bürgergeneral wurde gegen Ende des Jahres 1793 wiederholt. Dann ward zu Anfang des folgenden Jahres die Zauberflöte und bald darauf Richard Löwenherz gegeben, was, wie Goethe selbst dieser Nachricht hinzufügt, „zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, etwas heißen wollte." Weiter kamen einige Iffland'sche Schauspiele an die Reihe; so wie denn überhaupt das Repertorium immer ansehnlicher wurde. Zugleich lernte sich das Schauspieler-Personal immer besser und reiner in solche Vorträge finden. Im Jahre 1793 waren die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung eingetreten, und die Eheleute Porth hatten eine liebenswürdige Tochter gebracht, die wie zu munteren Rollen geschaffen war. Vohs reichte ihr seine Hand und fesselte sie an das Weimarische Theater. Die Schauspielerin Beck, die jetzt, im Jahre 1794,

eintrat, füllte das in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schwestern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus; so daß in dieser mittlern Region wenig zu wünschen blieb. Doch auch für das Weimarische Theater ward ein neues Leben, ein höherer Schwung durch die wichtige Verbindung vorbereitet, welche Goethe in diesem Jahre mit Schiller eingehen sollte.

Zehntes Capitel.

Nähere Verbindung mit Schiller. Theilnahme an den Horen. Zwei Episteln. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Naturwissenschaftliche Bemühungen. Weltereignisse. Max Jacobi. Wilhelm Meister fortgeführt. Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie. Der befreite Prometheus. Der Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Besuch von Carlsbad. Redaction der Venetianischen Epigramme. Hymnus auf Apollo. Kleinere Gedichte. Stollenbruch in Ilmenau. Meyer's Abreise nach Italien. Ausflug nach Eisenach. Betrachtungen über Baukunst. Geburt eines zweiten Sohnes. Tod desselben. Friedrich von Stein. Nähere Betrachtung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Jetzt war endlich auch der wichtige Zeitpunkt gekommen, wo die beiden größten Dichter unserer Nation den unvergleichlichen werkthätigen Freundschaftsbund knüpfen sollten, der in Beider Leben eine der bedeutendsten Epochen macht. Goethe

hat uns selbst das glückliche Ereigniß erzählt, welches die Annäherung herbeiführte.*) Der Professor Batsch in Jena hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren periodische Sitzungen Goethe zu besuchen pflegte. Einst traf er Schiller daselbst und fand sich beim Herausgehen zufällig mit ihm zusammen. Auf dem Wege knüpfte sich ein Gespräch an, wobei Schiller, der an dem Vorgetragenen lebhaften Antheil zu nehmen schien, die Bemerkung machte, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, könne dem Laien, der sich gerne darauf einließe, keineswegs anmuthen. Goethe erwiederte, sie bleibe vielleicht den Eingeweihten selbst unheimlich, und es gebe doch wohl noch eine andere Weise, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller verhehlte seine Zweifel nicht und wollte nicht einräumen, daß das, wie Goethe behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

*) Es muß zwischen den 15. Mai, wo Schiller von einer längern Reise in die Heimath zurückkehrte, und den 13. Juni, wo er an Goethe das Einladungsschreiben zu den Horen richtete, also in dieselbe Zeit fallen, wo dieser zuerst die persönliche Bekanntschaft von J. H. Voß machte. Ueber den Letztern schrieb Goethe den 9. Juni an Meyer: Voß war hier; ein recht wackerer, liebenswürdiger Mann, offen, und dem es strenger Ernst ist um das, was er thut; weßwegen es auch mit seinen Sachen in Deutschland nicht recht fort will. Es war mir lieb, ihn gesehen und gesprochen zu haben. Es läßt sich nun das, was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium seiner Individualität begreifen.

Unterdeß waren sie vor Schiller's Haus gelangt. Vom Gespräch fortgezogen, trat Goethe mit hinein und trug nun seine Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, ja ließ sogar, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute Alles mit reger Theilnahme, mit eindringender Fassungskraft; aber, nachdem Goethe geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Obwohl stutzend und einigermaßen verdrießlich, nahm Goethe sich doch zusammen und erwiederte: „Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ Schiller, der Goethe'n für seine neu projectirte Zeitschrift „die Horen“ zu gewinnen wünschte, antwortete ruhig und rein bei der Sache bleibend: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“ Solche Sätze konnten freilich unsern Dichter ganz unglücklich machen; dessen ungeachtet wirkte die mächtige Anziehungskraft des Schiller'schen Geistes in diesem Gespräch auf Goethe, und der erste Schritt war gethan. Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf liebte und schätzte, trug das Ihrige zur Vermittelung eines dauernden Verständnisses bei, und alle beiderseitigen Freunde waren froh, das langersehnte Band sich knüpfen zu sehen.

Unter dem 13. Juni richtete Schiller an Goethe eine Einladung zur Theilnahme an den Horen, noch ganz in dem ehrerbietigen Tone eines Fernerstehenden gehalten. Unser Dichter

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen," ſchrieb Schiller, „haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Ueber ſo Manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Object, der Körper zu mehreren ſpeculativiſchen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem ſowohl die Speculation als die willkürliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo gern verliert. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden .... Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich den die verwickeltſte von allen, den

Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde; aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von Innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebens-Epoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſtrebendes,

seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von Außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders, als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. — So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am Besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinctes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der Letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß Beide einander auf halbem Wege begegnen."

Goethe antwortete mit einem herzlichen Briefe. „Alles was an und in mir ist," schrieb er darin, „werde ich mit

Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich seyn wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Es begann auch sogleich zwischen ihnen ein Austausch schriftlicher Productionen, wobei Goethe immer mehr die Ueberzeugung gewann, „daß nicht allein dieselben Gegenstände sie interessirten, sondern daß sie auch in der Art, sie anzusehen, meistens übereinkamen." Diese Ueberzeugung befestigte sich vollends durch einen vierzehntägigen Aufenthalt Schiller's bei Goethe in der letzten Hälfte des Septembers 1794. Da der Hof sich auf einige Zeit nach Eisenach übergesiedelt hatte, so war Goethe ganz frei und unabhängig und konnte sich dem in seinem Hause wohnenden Freunde so oft widmen, als es die Kränklichkeit desselben gestattete. Das waren nun für beide Dichter glückliche und fruchtbringende Tage! Nicht bloß poetische Productionen und Principien wurden besprochen, auch über Naturwissenschaft und bildende Kunst erstreckten sich die Verhandlungen. Der reichste Gewinn resultirte daraus freilich für Schiller. „Ich sehe mich wieder hier," schrieb er am 29. September aus Jena, „aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber

keine einzige, hoffe ich, soll verloren seyn. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, so viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird! „Und wahrlich sie ist herrlich aufgegangen! „Von dieser Zeit an," sagt Hoffmeister, „ist fortwährend die Einwirkung Goethe's ein Hauptmoment in Schiller's Streben und Dichten. Goethe'n allein verdankt Schiller, verdankt Deutschland die Zeitigung seines poetischen Talents." Aber auch für Goethe war der Gewinn unberechenbar. Der schwere Druck, der Bann, der seine poetische Productivität seit einiger Zeit beinahe gefesselt hielt, lös'te sich allmählig; die liebevolle Theilnahme des ebenbürtigen Freundes entschädigte ihn für die Gleichgiltigkeit einer in ganz andere Interessen versunkenen Welt. Was er von Italien vergebens gehofft hatte, das ward ihm durch Schiller zu Theil: es erblühte ihm eine zweite Dichterjugend, „ein neuer Frühling," wie er selbst sagt, „in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Die nächsten drei Jahre, bis zur Rückkehr von der dritten Schweizerreise, bilden, durch Reichthum, Gediegenheit und classische Vollendung der dichterischen Productionen, die Mittagshöhe in Goethe's Leben.

Schiller's neue Zeitschrift leitete zunächst die Thätigkeit der beiden Freunde auf einen und denselben Punct hin. Sie verabredeten, um sich eine Quelle von Aufsätzen für die Horen zu eröffnen, einen wissenschaftlichen Briefwechsel, „eine Correspondenz über gemischte Materien." Auf diese Art, meinte Goethe, erhielte der Fleiß eine bestimmtere Richtung, und ohne

zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Zu Schiller's großem Verdrusse hatte Goethe bereits seinen Wilhelm Meister an den Buchhändler Unger vergeben; er würde ihn sonst bruchstückweise in den Horen veröffentlicht haben. Indeß bekam Schiller den Roman vom dritten Buche an im Manuscript zugesandt, und indem er sich mit Begeisterung in das Werk vertiefte, übte er zugleich eine höchst geistreiche Kritik, welche Goethe mit dem größten Danke benutzt hat. Ueber die Römischen Elegieen dagegen und die Venetianischen Epigramme konnte Goethe noch verfügen, und so faßte er auch sogleich den Entschluß, sie für die Horen zu überarbeiten. Als er die ersteren gegen Ende October's an Schiller übersandte, antwortete dieser: „Für die Elegieen danken wir Ihnen Alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter körniger Dichtergeist, der Einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius."

Eine der ersten Früchte von Goethe's Verbindung mit Schiller waren ferner die zwei Episteln aus dem Jahre 1794. Die erste derselben wurde im October beendigt und bald darauf an den Freund für die Horen abgeschickt. Dieser gab ihr den Ehrenplatz an der Spitze seiner Monatsschrift. Mit einem Briefe vom 23. December übersandte Goethe die zweite Epistel für das zweite Stück der Horen, indem er dazu bemerkte: „Ihre (der Epistel) zweite Hälfte mag die dritte Epistel werden und das dritte Stück anfangen." Er beabsichtigte einen ganzen Cyklus von Episteln zu schreiben, weßhalb auch in den Horen dem Schlusse der zweiten die Worte bei-

gefügt sind: „die Fortsetzung folgt.“ Allein andere Interessen vereitelten den Plan, und so mußte er ihnen in der Sammlung der Gedichte das klagende Motto vorsetzen:

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Wir müssen dieß um so mehr bedauern, als die beiden Episteln zu den schönsten und ächtesten Edelsteinen in dem Juwelenkranze der Gedichtsammlung Goethe's gehören, und auch das Einzige sind, was wir aus dieser poetischen Gattung von ihm besitzen. Denn was sich von seinen früheren Gedichten noch hierher zählen ließe, wie der metrische Brief an Mademoiselle Oeser und die Epistel an Gotter, den Götz betreffend, kann nur für leicht hingeworfene Improvisation gelten, während hier der Dichter dem Begriff der Gattung genugzuthun bemüht war. In der ersten der beiden vorliegenden Episteln sucht er einen Freund, der sich über die Folgen der Vielleserei besorglich geäußert hatte, durch Mancherlei zu beruhigen. Dabei heißt es unter Anderm: Wer durch Worte für sich einnehmen will, muß Jedem Etwas bringen, wie Homer es gethan, in dessen Gedichten sich Alle, vom Könige bis zum Bettler herab, veredelt wiederfinden. Zur Bewährung dieser Behauptung erzählt der Dichter ein Märchen nach, das er in Venedig einen zerlumpten Rhapsoden dem Volke hat vortragen hören, worauf dieses mit Entzücken gelauscht, weil ihm darin als wirklich erschien, was Alle im Herzen begehrten. Hier besteht nun die Hälfte des Gedichtes aus der ungemein anmuthigen und humoristischen Wiedererzählung des Märchens, und selbst die

andere Hälfte, wo die Reflexion vorherrscht, ist nicht eigentlich didaktisch gehalten, sondern erscheint als lebendiges Gespräch mit dem abwesenden Freunde. — Diesem hatte aber die Antwort nicht genügt; er hatte nicht sowohl an die große Menge gedacht, als an die Töchter im Hause, welche durch leichtfertige Dichter mit allem Bösen bekannt wurden. Da räth ihm nun unser Dichter, die Arbeiten des Hauses, in Keller, Küche, Vorrathskammer, Garten und Zimmer so unter sie zu vertheilen, daß ihnen für die Lectüre keine Zeit übrig bleibt. Auch hier ist der Gedanke wieder keineswegs in kaltem Raisonnement ausgeführt, sondern das ganze Gedicht besteht, mit Ausnahme einiger einleitenden Verse, aus einem anschaulichen und reichen Gemälde des vielgeschäftigen Lebens häuslicher Frauen. Sind also diese Episteln gleich didaktischer Natur, so tritt doch die Absicht, zu belehren, in der Ausführung so ganz zurück, daß man sie nicht gewahr wird. Statt durch poetisch ausgeschmückte Reflexionen führt uns der Dichter durch poetische Anschauungen zu dem beabsichtigten Resultat.

Eine weitere Production, welche durch Schiller's Horen, wenn auch nicht angeregt, doch in lebhaftern Gang gebracht wurde, waren die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Wir werden unter dem folgenden Jahre, wo sie zum Abschluß gelangten, auf dieselben zurückkommen. Schiller hätte auch gern seinen Freund zur Fortsetzung des Faust vermocht; allein Goethe wagte nicht, wie er am 2. December 1794 schrieb, das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hielt. „Ich könnte nicht abschreiben," fügte er hinzu, „ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich in mir keinen Muth. Kann

mich künftig Etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Theilnahme." Um so eifriger widmete er sich, zuweilen gemeinschaftlich mit Wilhelm v. Humboldt, dem Studium der Homerischen Dichtungen. Schon am 18. November 1793 hatte er an Jacobi gemeldet: „Um etwas Unendliches zu unternehmen, habe ich mich an den Homer gemacht; da hoffe ich nun in meinem übrigen Leben nicht zu darben." Ich vermuthe, daß, wie überhaupt dieses Studium mit seiner nunmehr beginnenden Richtung zum Epos zusammenhing, so insbesondere dabei die Absicht, Hermann und Dorothea episch zu behandeln, im Hintergrunde stand. Denn, wie sich später zeigen wird, hatte Goethe den Plan dieser Dichtung schon einige Jahre mit sich herumgetragen, als er zur Ausführung schritt.

Durch diese poetischen Bestrebungen schlang sich aber auch die Naturforschung fortwährend hindurch. „Ich treibe die Dir bekannten Studien fort," berichtete er im August 1794 an Friedrich von Stein; und in einem Briefe an Jacobi vom 29. December heißt es: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß Nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei

dem Zweiten so genau als möglich zu seyn, beim Dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntniß nimmt man leider bei dieser Gelegenheit auch zu. O mein Freund, wer sind die Gelehrten, und was sind sie!" Gleichwohl trieb ihn das Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit, den immer sich steigernden Forderungen der Chromatik gegenüber, fortwährend die Theilnahme wohlunterrichteter Männer zu suchen. Es gelang ihm besonders mit Sömmering, von dem er dankbar rühmt, daß sein Eingreifen geistreich, und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sey.

Goethe's Interesse für Chemie wurde in dieser Zeit durch Professor Göttling in Jena neu angeregt, der mit der Entdeckung hervortrat, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die dadurch veranlaßten Hin- und Wiederversuche gewährten eine Zeit lang lebhafte Beschäftigung. Auf mineralogischem Felde blieb Geheime Rath Voigt sein treuer Mitarbeiter. Dieser brachte bei der Rückkehr von Carlsbad sehr schöne Tungsteine mit, theils in größeren Massen, theils deutlich krystallisirt, womit man späterhin, als dergleichen seltener wurden, manchen Liebhaber erfreuen konnte. In der Anatomie ward Goethe durch ein Collegium des Hofraths Loder über die Bänder sehr gefördert. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, Morgens im tiefsten Schnee mit Meyer und anderen Freunden nach dem anatomischen Auditorium zu wandern. In's Allgemeinere der Naturwissenschaft nöthigte ihn der von Baiern

angekommene Alexander von Humboldt, dessen älterer Bruder Wilhelm sich gleichfalls an naturwissenschaftlichen Forschungen mit regem Eifer betheiligte.

Der Bergbau zu Ilmenau, mit welchem man sich schon so manches Jahr herumgequält hatte, wollte noch immer nicht gedeihen, ja er drohte mehrmals, bei der Beschränktheit der Mittel, ganz in's Stocken zu gerathen. Ein Gewerketag ward ausgeschrieben, und von Goethe und dem Geheimen Rath Voigt als Commissarien nicht ohne Sorge bezogen; denn sie hatten sich vorbereiten müssen, eine ganze Litanei von Uebeln demüthig abzubitten. Aber unerwarteter Weise fanden sie an dem Zeitgeist einen Verbündeten. Auf den Vorschlag einiger Abgeordneten ward eine Art von Convent gebildet und der Beschluß gefaßt, es sollten sich die Repräsentanten selbst Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufklären und ohne Vorurtheil die Sache untersuchen. Die Commissarien traten gern in den Hintergrund, und von der andern Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckte, und vertrauensvoller auf die Hülfsmittel, die man selbst ersann, so daß zuletzt Alles, wie es die Commissarien nur wünschen konnten, beschlossen und auch die nöthigen Geldsummen verwilligt wurden.

Alle die friedlichen Beschäftigungen unseres Dichters, deren wir so eben gedachten, scheinen auf eine Zeit der tiefsten Ruhe hinzudeuten; und dennoch zogen sich im Laufe des Jahres 1794 die Wolken am politischen Horizont immer dichter und drohender zusammen, und immer näher rückte auch dem mittlern Deutschland die Gefahr. Die französischen Heere nahmen einen größern Raum ein und erwarben reichlichere Mittel. Goethe erhielt

aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum Aufbewahren zugesandt, die ihn als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, aber zugleich als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen. „Am Rhein ist Alles in Furcht und Sorgen," schrieb er den 14. August an Friedrich von Stein; „auch meine Mutter hat eingepackt und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. Würde es übler, so kann sie zu mir. Schlossen ist nach Baireuth." — „Meine Mutter steht auf dem Sprunge," heißt es weiter in einem Briefe an Jacobi vom 8. September; „sie hat sich doch endlich entschlossen, was transportabel war, wegzuschicken. Ich habe indeß einige Zimmer zurecht gemacht, um sie allenfalls aufzunehmen. So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt; ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigriren, obgleich es bei uns Mittelländern so leicht keine Noth hat." Wir wissen bereits aus Früherm,*) was seine Mutter die Furcht vor der herannahenden Kriegsgefahr überwinden ließ. Sie wußte auch Frau von La Roche, die sich schon bei ihrem Jugendfreunde Wieland angemeldet und ihn dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt hatte, zum Bleiben zu bewegen, wofür ihr Gevatter zu Weimar ihr vielen Dank wußte. Traurig war es für Goethe zu vernehmen, daß Fritz Jacobi sich aus der Nähe des Kriegstheaters hatte flüchten müssen. „Ich hörte," schrieb er ihm am 31. October 1794, „daß Du Dein liebes Pempelfort verlassen habest und nach Hamburg gegangen seyst; es war mir so schmerzlich, als wenn

*) S. Th. I, S. 18.

ich mit Dir hätte auswandern ſollen. Nur der Gedanke, daß Du ſo viel in Dir ſelbſt haſt und Deinen Auszug würdeſt vorbereitet haben, machte mir die Vorſtellung erträglich.“ Jacobi hatte die freundlichſte Aufnahme zu Enkendorf im Holſteiniſchen, in der Familie des Grafen Reventlow gefunden, und ließ wiederholt dringende Einladungen an Goethe zu einer Reiſe dorthin ergehen. Allein obgleich auch die Gräfin, die „köſtliche“ Julie Reventlow, wie Jacobi ſie nannte, die allein ſchon die Mühe der Reiſe lohne, in einem ſchmeichelhaften Billet „auf ihres Jacobus Geheiß freudig die Angel nach dem ſchönen Fiſch auswarf,“ ſo blieb Goethe doch unbeweglich; eine Reiſe, meinte er, zerſtreue uns von dem, was wir haben, und gebe uns ſelten, was wir brauchen, errege vielmehr neue Bedürfniſſe und bringe uns neue Verhältniſſe, denen wir in einem gewiſſen Alter nicht mehr gewachſen ſeyen. Außerdem hielten ihn aber, wie er in den Annalen bekennt, die von Jacobi ſo umſtändlich beſchriebenen Familienfeſte zurück, „dieſe Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzuſtandes,“ *) und mehr noch das Gefühl, daß man dort ſeine menſchliche und dichteriſche Freiheit durch gewiſſe conventionelle Schicklichkeiten zu beſchränken gedachte.

Gelegentlich ſey hier erwähnt, daß Goethe ſich eines in Jena ſtudirenden Sohnes von Jacobi, des noch jetzt lebenden Max Jacobi, mit väterlicher Sorgfalt annahm. Er würdigte ihn allmählig mehr und mehr ſeiner Freundſchaft und ſeines Vertrauens, überwachte und leitete ſeine Studien, war ihm

*) S. den Briefwechſel mit Jacobi, S. 202 ff.

bereitwillig mit Rath und Belehrung zur Hand, und berichtete den Vater ausführlich über seine Fortschritte, wie über sein ganzes Thun und Treiben. Inzwischen verweilte ein anderer junger Freund, sein geliebter Zögling Fritz von Stein, in England, und ließ es nicht an interessanten brieflichen Mittheilungen mangeln.

Wir begleiten nun unsern Dichter in das J. 1795 hinüber, ein besonders in der ersten Hälfte fleißig und thätig zugebrachtes Jahr, obwohl es an Fruchtbarkeit dem nächstfolgenden nachsteht. In Goethe's Briefen aus jener Zeit spricht sich eine große Zufriedenheit, ein inniges Genügen aus, das er, wie ihm selbst wohl bewußt war, vorzüglich seinem neuen Geistesbunde mit Schiller und der dadurch erweckten Arbeitslust verdankte. Von jedem Besuche des Freundes, jeder Unterhaltung mit ihm brachte er einen neuen Sporn zur Thätigkeit mit, weßhalb er auch nicht versäumte, wiederholt und Wochen lang zu Jena in seiner Nähe zu verweilen. Meyer, der seinem Geist und Herzen immer näher ward, begleitete ihn gewöhnlich dahin; und Wilhelm von Humboldt, mit Schiller schon innig befreundet, nahm gleichfalls an den geistreichen Abendconferenzen Theil. Körner, der Herzensfreund Schiller's, stand durch brieflichen Verkehr mit dem ganzen Kreise in reger Verbindung und Alexander von Humboldt correspondirte von Baireuth aus mit Goethe insbesondere über naturwissenschaftliche Dinge. Durch die Theilnahme an den Horen erweiterte unser Dichter bedeutend den Kreis seiner literarischen Bekanntschaft; er ward auf Mitlebende, auf Autoren und Productionen aufmerksam, die ihm früher niemals irgend ein Interesse abgewonnen

hatten. Gegen Herder that sich indeß allmählig einige Entfremdung hervor, die in dem Maße zunahm, wie der Bund Goethe's mit Schiller enger und inniger wurde. „Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie," berichtet Goethe selbst, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes verwünschte, und als Latitudinarier es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, wie es hieß, fixiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte."

Ueberblicken wir zunächst die erste Hälfte des Jahres 1795, so begegnen uns als die Hauptarbeiten, die Goethe'n damals beschäftigten, Wilhelm Meister und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Ferner entstand bei einem Aufenthalte zu Jena, vom 11. bis zum 23. Januar, der in Goethe's sämmtliche Werke aufgenommene „Erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie." Wir wissen, wie Goethe sich die Pflanzenwelt in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit als durch rastlose Metamorphosen der Elementarglieder jener Einen Idee der Pflanze entstehend dachte, welche unter dem Namen der Urpflanze ihn lange Zeit träumend und wachend verfolgt hatte. Als dieser geniale Gedanke in ihm zu völliger Klarheit gediehen war, bemühte er sich, auch für die Thierwelt einen Urtypus zu finden, auf den sich die Mannichfaltigkeit der

Formen und Bildungen nach allgemeinen Geſetzen zurückführen ließe. Durch bloße Vergleichung der Thiere unter einander und der Thiere mit dem Menſchen, ſo war ſeine Ueberzeugung, könne man nicht zum Ziele gelangen; es müſſe vielmehr eine allgemeine Norm aufgeſtellt werden, an der man die verſchiedenen Theile prüfen könne, ein allgemeines Bild, worin die Geſtalten ſämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären. Aus der Idee eines Typus folge, daß kein einzelnes Thier als ein ſolcher Vergleichungskanon dienen könne, kein Einzelnes dürfe Muſter des Ganzen ſeyn. Auch der Menſch, bei ſeiner hohen organiſchen Vollkommenheit, dürfe, eben dieſer Vollkommenheit wegen, nicht als Maßſtab der unvollkommenen Thiere aufgeſtellt werden. Man habe vielmehr durch die Erfahrung zuerſt die Theile kennen zu lernen, die allen Thieren gemein ſind, und zu unterſuchen, worin dieſe Theile ſich von einander unterſcheiden. Die Idee müſſe dann über dem Ganzen walten und auf eine genetiſche Weiſe das Bild abziehen.

Solche Gedanken trug er nun damals, in Gegenwart der beiden Humboldt, ſo oft und angelegentlich vor, daß ſie, die ſchon mehrmals, wie er dankbar rühmt, als Dioskuren auf ſeinem Lebenswege geleuchtet, ihn dringend aufforderten, er ſolle, was ihm in Geiſt, Sinn und Gedächtniß ſo lebendig vorſchwebte, doch endlich einmal zu Papier bringen. Er befolgte den Rath und nahm dazu die Hülfe ſeines jungen Freundes Max Jacobi in Anſpruch. „Mit Max," ſchrieb er am 2. Februar an deſſen Vater, „habe ich vierzehn Tage in Jena mein anatomiſches Weſen erneuert. Er kam Morgens ſieben Uhr vor mein Bett, ich dictirte ihm bis acht, und in den letzten Tagen nahmen

wir um zehn Uhr die Materie wieder vor, wobei sich auch Humboldt einfand; und ich habe in der Zeit meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben, und werde wahrscheinlich noch dieses Jahr an's Ausarbeiten gehen." So entstand der oben bezeichnete „Entwurf," ziemlich in der Gestalt, wie er uns jetzt vorliegt.*) Goethe versucht darin wirklich einen allgemeinen Typus für die Thierwelt aufzustellen, und wendet sodann denselben auf Besonderes an, und in diesem Abschnitte findet sich eine ganze Reihe von Gedanken, die er später in dem Gedichte „Metamorphose der Thiere" poetisch ausgedrückt hat, so daß sich dieses Gedicht gerade so zu dem obengenannten „Entwurf" wie das Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" zu der gleichnamigen Abhandlung verhält und gleichsam die poetische Blumenkrone des prosaischen Aufsatzes bildet. Zuletzt wendet sich der „Entwurf" zu dem osteologischen Typus insbesondere, weil das Knochengebäude, als das deutliche Gerüst aller Gestalten, einmal wohl erkannt, die Erkenntniß aller übrigen Theile erleichtere. — Wir können der aphoristischen Abhandlung zwar nicht den gleichen Werth, wie dem Aufsatz über die Metamorphose der Pflanzen zuerkennen, dürfen aber unbedenklich behaupten, daß auch auf osteologischem Gebiete Goethe seiner ganzen Zeit und den Choragen der Wissenschaft wegbedeutend vorangeschritten.**)

*) In den Annalen heißt es unterm Jahre 1795 irrthümlich, daß gegen Ende des Jahres die Gebrüder Humboldt in Jena erschienen seyen, und damals auf ihren Antrieb das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre dictirt worden sey.

**) Im folgenden Jahre führte er die drei ersteen Capitl des Entwurfs

Während des Aprils verweilte Goethe abermals längere Zeit in Jena (etwa vom 28. März bis zum 2. Mai). Wie wir jetzt aus Schiller's Briefwechsel mit Körner sehen, arbeitete er damals an dem Schauspiele „Der befreite Prometheus," dessen wir schon im zweiten Theile dieses Werkes gedachten.*) „Goethe ist schon seit vierzehn Tagen hier," schreibt Schiller am 10. April, „und erscheint jeden Abend pünktlich, wo dann Allerlei durchgesprochen wird. Er ist jetzt mit einem Trauerspiel im altgriechischen Geschmack beschäftigt; der Inhalt ist die Befreiung des Prometheus." Vielleicht war der von Riemer erwähnte „gefesselte Prometheus" mit jenem ein und dasselbe Stück. Daß es unvollendet geblieben, kann nicht befremden, da Goethe jetzt schon entschieden die Richtung zum Epos angenommen hatte.

Der ersten Hälfte des Jahres 1795 gehört ferner der Aufsatz „Literarischer Sansculottismus" an, den Goethe im fünften Stück der Horen erscheinen ließ. Er wurde hervorgerufen durch einen Aufsatz im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks (Märzstück 1795), worin über die Armuth der Deutschen an classisch prosaischen Werken in wegwerfendem, absprechendem Tone geklagt war. Goethe zeigt nun,

---

weiter aus. Sie finden sich in den neuesten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke unter dem Titel: „Vorträge über die drei ersten Capitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. 1796."

*) S. Th. II, S. 188.

was für Bedingungen alle zusammentreffen müssen, um classische Schriftsteller und classische Werke möglich zu machen, Bedingungen, die größtentheils in Deutschland fehlten. Betrachte man, mit Rücksicht hierauf, die Leistungen deutscher Prosaisten und Dichter, so habe man diese eher zu bewundern und zu verehren, als sie nach Sansculottenart anmaßend zu verurtheilen. Besonders gut sind die beiden Abschnitte ausgeführt, worin jene Bedingungen der Classicität und die individuellen Verhältnisse, in welchen deutsche Schriftsteller sich zu bilden gezwungen sind, entwickelt werden.

Goethe litt im Frühjahr 1795 einigemal an Rheumatism, Backengeschwulst und dergleichen, und beschloß daher gegen die Mitte des Jahrs nach Carlsbad zu gehen, welches ihn früher von solchen Uebeln auf längere Zeit befreit hatte. Seine Leiden waren freilich unbedeutend, aber an Gesundheit gewöhnt, wurde er auch bei kleinen leicht ungeduldig, während der arme Schiller schon zufrieden war, wenn er mitunter einige recht frische Wochen oder auch nur Tage genießen konnte. Ihm war es gar nicht recht, daß er Goethe'n auf einige Zeit entbehren sollte. „Sie waren in einer so frischen und heitern Thätigkeit," schrieb er, „und der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene, wenigstens so lang er getrunken wird." Goethe reiste im Anfang Juli's nach Carlsbad ab, mit dem Vorhaben, seinen dortigen Aufenthalt einer Revision seiner naturwissenschaftlichen Bemühungen zu widmen. Auf dem Hinwege wiederholte er sich einige alte Märchen im Kopfe, dachte über die Behandlungsart derselben nach und nahm sich vor, nächstens eines aufzuschreiben, um bei den Verhandlungen mit Schiller darüber einen Text vor sich zu haben.

Aber in Carlsbad kam er zu Nichts; die zahlreiche und interessante Gesellschaft nahm ihn ganz in Anspruch. „Ich habe nur gesehen und geschwätzt," schrieb er am 8. Juli an Schiller; „was sonst werden und gedeihen wird, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle habe ich einen kleinen Roman aus dem Stegreif angeknüpft, der höchst nöthig ist, um Eines Morgens um fünf Uhr aus dem Bette zu locken. Hoffentlich werden wir die Gesinnungen dergestalt mäßigen, und die Begebenheiten so zu leiten wissen, daß er vierzehn Tage aushalten kann. Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen, sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen; besonders habe sie der Ardinghello über alle Maßen interessirt. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinse's Mantel einhüllte, und so meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird." In einem Briefe vom 19. Juli heißt es weiter: „Die Cur schlägt sehr gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Curgast und bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt." Wir finden ihn noch am 29. in Carlsbad, unter welchem Datum er an Schiller schreibt: „Ich habe mein einmal angefangenes Leben fortgesetzt, nur mit der Gesellschaft existirt und mich dabei ganz wohl gefunden. Man könnte hundert Meilen reisen, und würde nicht

so viel Menschen und so nahe sehen. Niemand ist zu Hause, deßwegen ist Jeder zugänglicher, und zeigt sich doch auch eher von seiner günstigen Seite. Das fünfte Buch (des W. Meister) ist abgeschrieben, und das sechste kann in einigen Tagen fertig seyn. An den (Venetianischen) Epigrammen ist wenig geschehen, und sonst gar Nichts."

Nach der Rückkehr von Carlsbad (9. August) fehlte es Goethe'n nicht an geschäftlichen und anderen Zerstreuungen, dennoch gelang es ihm, durch die Cur gekräftigt und erfrischt, noch Mancherlei im Laufe des Augusts zu Stande zu bringen. Er redigirte vollends die Venetianischen Epigramme für Schiller's Musenalmanach und übersandte sie diesem am 17. August. Für die Horen schrieb er an den Unterhaltungen der Ausgewanderten fort und begann die Ausarbeitung des Märchens mit frischem Muthe. Außerdem spendete er zum neunten Stück einen Hymnus „Auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen."*) In dem 1795 gedruckten Musenalmanach von Schiller auf das Jahr 1796 finden sich noch die Goethe'schen Gedichte: „Nähe des Geliebten, Meeresstille,

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 193 ff. Dort glaube ich Riemer's Bedenken gegen die Authenticität dieser Uebersetzung ganz beseitigt zu haben. Wer sich aber bei meinen Gründen noch nicht beruhigen sollte, den verweise ich auf eine Stelle in dem jüngst erschienenen Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Schiller schreibt den 19. October 1795 an Körner, der die Verfasser der einzelnen Beiträge zum 9. Stück der Horen zu kennen wünschte: „Apollo ist von Goethe übersetzt."

Glückliche Fahrt, Der Besuch," welche demnach spätestens um diese Zeit entstanden sind. Das erste mag durch ein von Zelter componirtes Lied verwandten Inhaltes angeregt worden seyn.*) Die beiden folgenden, welche enge zusammen gehören, erscheinen auf den ersten Blick nur als ein Paar Bilder aus einer Seefahrt. Aber bloße poetische Naturbilder, ohne tieferen Sinn, kommen uns bei Goethe unerwartet. Es liegt vielmehr die Vermuthung nahe, daß wir auch hier allegorische Lebensbilder, wie z. B. in dem ältern Gedichte „Seefahrt" vor uns haben. Die Deutung ergibt sich leicht aus der Betrachtung der inneren Zustände unseres Dichters. Es fehlte bei ihm, wie uns bekannt ist, nicht an Tagen und Wochen, wo alle Productivität stockte; seine Seele glich dann einem regungslosen Meere, auf welchem der bekümmerte Schiffer ringsum nur glatte Fläche erblickt und sich wie eingemauert findet. Solche Zustände betrachtete Goethe als ein Naturnothwendiges, nicht zu Ueberwindendes, in das er sich allmählig mit geduldiger Resignation finden lernte. Er wartete still, ohne Klage, bis die Nebel zerrissen, bis Aeolus das ängstliche Band lös'te. Dann aber rührte sich auch der Schiffer eifrig und behende und steuerte frisch dem ersehnten Ziele entgegen. Der Besuch ist als ein vereinzelter Nachschößling jener Anakreontischen Liederflora zu betrachten, dem Nichts von der Frische und Anmuth, von der antiken Einfachheit und Klarheit mangelt, wodurch sich die ganze erwähnte Liedergruppe auszeichnet.

Goethe war nicht lange von Carlsbad zurück, als aus

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, S. 188.

die Oesterreicher hatten sich 60,000 Mann stark über den Main herangezogen, und es schien, als sollte die Gegend von Frankfurt der Schauplatz bedeutender Ereignisse werden. Eisenach wimmelte von Emigrirten, die sich auf Weimar zu repliiren drohten; der Landgraf von Darmstadt hatte sich dort mit 200 Pferden eingefunden. Der Herzog von Weimar mit seinem Hofe weilte auch daselbst und berief Goethe, um ihn mit einem Auftrage nach Frankfurt zu senden. Er wußte den Auftrag abzulehnen, verweilte aber bis etwa zum 22. October in Eisenach, wo er denn unter allerlei Störungen zu einer ernsten Arbeit weder Zeit noch Sammlung fand. „Wie ist das zerstreute Leben doch ein leeres Leben," klagt er in einem Briefe an Schiller vom 17. October; „man erfährt gerade nur das, was man nicht wissen mag." Doch geschah Einiges an einer leichten, für die Horen bestimmten Arbeit, die er eigens für die unruhigen Tage mitgenommen hatte. Es war die Uebersetzung einer kleinen Schrift der Frau von Stael: „Versuch über die Dichtungen." Man kann dem Aufsatze keinen besonders großen Werth zuerkennen, und Goethe urtheilte selbst, daß er im Einzelnen zwar viel Gutes enthalte, aber von Einseitigkeit zeuge. Allein die eigentliche Absicht dieses Beitrages war, daß er Schillern als Text zu Anmerkungen und Excursen dienen sollte, wie denn auch in den Horen, Jahrgang 1796, Stück II, wo die Uebersetzung erschien, am Schlusse die Note beigefügt ist, es würden im nächsten Stücke Bemerkungen zu dem Aufsatze folgen. Goethe's Uebersetzung liest sich wie ein Original; er hat sich indeß auch einige Freiheiten in der Uebertragung erlaubt, und wie er an Schiller schreibt, „die franzö-

ſiſche Unbeſtimmtheit nach unſerer deutſchen Art etwas genauer zu deuten geſucht."

Nach der Rückkehr von Eiſenach war er eine Zeit lang unfähig, ſich zu ſammeln und die Fäden ſeiner Arbeiten wieder aufzunehmen. Einmal war dieß eine Nachwirkung des zerſtreuten Lebens zu Eiſenach, und dann ſtand er jeden Tag in Erwartung eines neuen Weltbürgers in ſeinem Hauſe. Schiller, dem er dieſes meldete, ſchrieb: „Zu dem neuen Hausgenoſſen gratulire ich im Voraus. Laſſen Sie ihn immer ein Mädchen ſeyn, ſo können wir uns am Ende noch mit einander verſchwägern." Um aber nicht ganz müßig zu ſeyn, griff Goethe zu ſeinen italieniſchen Collectaneen und begann ſie zu ordnen, wobei er denn mit Freude gewahrte, daß mit einiger Beharrlichkeit ſich ein „wunderſames Werk" daraus werde zuſammenſtellen laſſen. „Ein äußerer Anlaß führte ihn in dieſen Tagen auch zu Betrachtungen über Baukunſt. Er verſuchte die Grundſätze zu entwickeln, nach welchen man ihre Werke beurtheilen könne, und theilte Schillern ſeinen erſten Entwurf mit. Dieſer berichtete darüber an Humboldt: „Sie kennen ſeine ſolide Manier, immer von dem Object das Geſetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So verſucht er es auch hier, und aus den drei urſprünglichen Begriffen: der Baſe, der Säule (Wand, Mauer u. dgl.) und dem Dache, nimmt er alle Beſtimmungen her, die hier vorkommen. Die Abſurditäten in der Baukunſt ſind ihm Nichts als Widerſprüche mit dieſen urſprünglichen Beſtimmungen der Theile. Von der ſchönen Architektur nimmt er an, daß ſie nur Idee ſey, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger ſtreite.

Der ſchöne Architekt arbeitet, wie der Dichter für den Ideal-Menſchen, der in keinem beſtimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zuſtande ſich befindet; alſo ſind alle architektoniſchen Werke nur Annäherung zu dieſem Zwecke, und in der Wirklichkeit läßt ſich höchſtens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einſchränkende Determination wegfällt, und von den beſonderen Bedürfniſſen der Einzelnen abſtrahirt wird." Dieſes Intereſſe für die Baukunſt und die Ausſicht auf einen nochmaligen Aufenhalt zu Rom bewog ihn denn auch, ſich in den Werken von Antonio Labacco, Palladio, Serlio und Scamozzi umzuſehen, worüber er ausführlich an Meyer berichtete.

Unterdeſſen war der erwartete neue Weltbürger dem Lichte entgegengereift. Am 1. November meldete Goethe an Schiller: „Statt eines artigen Mädchens iſt endlich ein zarter Knabe angekommen, und ſo läge denn eine meiner Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerſchaft und zu Vermehrung der dichteriſchen Familie für ein Mädchen zu ſorgen." Schiller antwortete den 4. November: „Ich hätte Ihnen wohl ein Pärchen gönnen mögen, aber dazu kann ja Rath werden. Nunmehr hoffe ich auch, Sie bald hier zu ſehen, und freue mich recht darauf." In der That fand ſich Goethe ſogleich am folgenden Tage ein, und blieb ungefähr eine Woche in Jena, um noch Schiller's Geburtstag mit zu begehen. Da ſaßen ſie nun jeden Abend von 5 Uhr bis nach Mitternacht beiſammen und unterhielten ſich über ihre poetiſchen Pläne, über Baukunſt, Optik, naturhiſtoriſche Dinge u. A. Erfriſcht und arbeitsmuthig kehrte Goethe nach

Weimar zurück; aber dort sollte ihn sogleich ein empfindlicher Schlag, der Tod seines jüngst geborenen Söhnchens, treffen. „Den Verlust, den Sie erlitten," schrieb Schiller am 20. November, „haben wir herzlich beklagt. Sie können sich aber damit trösten, daß er so früh erfolgt ist, und mehr Ihre Hoffnung trifft." Goethe antwortete: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerze natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihülfen, die uns die Cultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem Letztern, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet."

Dießmal scheint ihn die Natur ausnahmsweise mit einer solchen Krisis verschont zu haben; denn wir finden ihn den Rest des Jahres hindurch in der frischesten Thätigkeit, welche sogar der sonst so viel über ihn vermögenden Jahreszeit trotzte. Er ging wieder an seinen Roman und arbeitete mit gutem Muthe, wenn er gleich erst jetzt recht erkannte, wie ungeheuer die Forderungen der Materie und der Form nach waren, wozu die ersten Theile den Leser berechtigten. „Man sieht selten eher," schreibt er am 29. November an Schiller, „wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will." Unter dem 15. December heißt es: „Zum Jännerstück (der Horen) arbeitete ich gern etwas, aber der Roman nimmt mir jetzt, zu meinem Glücke, alle Zeit weg. Dieser letzte Band mußte sich nothwendig selbst machen, oder er konnte gar nicht fertig werden; die Ausarbeitung drängt sich mir jetzt recht auf, und der

zusammengetragene und gestellte Holzstoß fängt endlich an zu brennen." In den Tagen, wo er dieses schrieb, las er, „in Hoffnung, von seinem Herrn Collegen etwas zu lernen," den für die Horen eingesandten Roman Lorenz Stark von Engel, ohne jedoch davon sehr auferbaut zu werden. Vorne herein, meinte er, habe das Werk wirklich einigen Schein, der bestechen könne; in der Folge leiste es aber doch gar zu wenig. Dagegen fand er an den Novellen des Cervantes einen wahren Schatz sowohl der Unterhaltung als der Belehrung. „Wie sehr freut man sich," schrieb er Schiller'n, „wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann, und wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach eben den Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserm Maße und in unserm Kreise selbst verfahren!"

So ging das Jahr 1795 unserm Dichter unter lebhafter Geistesthätigkeit zu Ende, indem zugleich die Anregungen, die er nach allen Seiten hin gegeben, in vielen kräftigen Geistern auf's Erfreulichste fortwirkten. Abgesehen von dem jetzt schon ungeheuren Einfluß seiner Schriften, verbreitete fortwährend sein Genius durch persönliche Berührung Licht und Leben um sich her. Schiller war, durch ihn ermuthigt und gekräftigt, in der Nähe, Meyer in der Ferne thätig, der Eine auf dem Felde der Poesie, der Andere auf dem der bildenden Kunst. Was Alexander von Humboldt seinem anregenden Gespräche auf dem Gebiete der Naturwissenschaft verdankt, würde dieser uns selbst am besten entwickeln können. Goethe sagt, indem er dieser Zeit gedenkt, er habe über naturwissenschaftliche Gegenstände, die ihn damals leidenschaftlich beschäftigten, sich

auf's Lebhafteste mit den Freunden unterhalten und fügt hinzu: „Es ist vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden, manches von daher Entsprungene durch Tradition in der wissenschaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset, der die Pfropfreiser hergegeben.“ Aber auch Jünglinge und angehende Männer nahmen jetzt eben die wohlthätigsten Einwirkungen seines Umganges in's Leben mit, wie August Herder, Max Jacobi, der ihn zu Ostern des Jahres verließ, und Friedrich von Stein, der, von der Reise nach England heimgekehrt, jetzt vom Herzog von Weimar nach Breslau geschickt wurde, um dort Staatsökonomie zu studiren. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Letztern, weil Goethe gerade an ihm seine Erzieherkunst, vielleicht selbst mit größerer Sorgfalt und Ausdauer, als an seinem eigenen Sohne, geübt hat. Als Stein auf der Reise nach Breslau Körner in Dresden besucht hatte, schrieb dieser an Schiller: „Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist Nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte, aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohlthut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der Architektur. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verrathen, empfänglich, ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit einer gewissen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntschaft nicht urtheilen kann. Du kennst ihn länger und mußt wissen, ob man in irgend einem Fach etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dieß vielleicht gar nicht die Absicht bei seiner Erziehung? Sollte es

nur zum Menschen gebildet werden? Waren überhaupt seine Triebe nie heftig? Oder wußte man sie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet." Schiller antwortete: „Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen, und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist." Welche Zeugnisse für Goethe's Pädagogik! Wir fügen noch den Schluß der Biographie Stein's von Dr. Ebers hinzu: „Baron von Stein war ein Mann, der allen den Verhältnissen, in welche ihn die Vorsehung berufen (er war General-Landschafts-Repräsentant in Schlesien, Präses der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Mitgründer und Vorsteher des Vereins für den Blinden-Unterricht u. s. w.) wohl vorstand, und jeden seiner Wirkungskreise vollkommen ausfüllte. Er war nicht für diejenigen Zustände in der Welt berufen, welche in starken Färbungen hervortreten und in denen Licht und Schatten stark bezeichnet sind; seine Thätigkeit war in jenen stilleren Kreisen, in denen das Gute sich wie eine zarte Pflanze entwickelt, die, von sorgsamer Hand aufmerksam gepflegt, ihre Entwickelung und Erhaltung fordert. Die feste Beharrlichkeit, der rege Eifer, die Aufmerksamkeit, ohne daß die große Welt diese Tugenden gerade bemerkt, — das war sein Beruf, und den hat er getreulich erfüllt. Für alles Schöne, Gute und Große war und blieb sein Herz

offen. Manche Prüfung war ihm aufbehalten. Verlust des Vermögens durch kriegerisches Drangsal, Verlust seiner Gattin, erwachsener Söhne — das trug er mit Ruhe und Ergebung; nie hörte man von ihm auch bei tiefem Schmerze die Klage des Unmuths." Wer fühlt sich nicht bei den meisten dieser Züge lebhaft an seinen großen Erzieher erinnert!

Bevor wir uns anschicken, das Jahr 1796 mit seinem reichen und mannichfachen Ertrage zu überschauen, liegt uns noch ob, eine größere Production des vorigen Jahres, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, im Zusammenhange zu betrachten. Goethe erwähnt sie in den Annalen unter dem Jahre 1793, ohne sich jedoch bestimmt darüber auszusprechen, ob sie dem ersten Ursprunge nach in dieses oder das nächstfolgende Jahr gehören. Die Idee dazu gab ihm ohne Zweifel Boccaccio's Decamerone ein. Wie dieser durch seine Erzählungen eine allgemeine Landes-Calamität, die jedes Gemüth mit Angst erfüllte, vergessen machen wollte: so gedachte Goethe durch seine Unterhaltungen die Aufmerksamkeit von den Tagesinteressen auf einen Augenblick wenigstens abzulenken und die politische Aufregung zu mildern, die wie eine grassirende moralische Pest den Frieden zwischen Verwandten und Freunden störte und beinahe jedes gesellige Zusammenseyn trübte. Er sah sich daher nach einer Folge von Erzählungen, Märchen u. dgl. um, die mit den politischen Interessen Nichts zu schaffen hätten; zusammengehalten und wie von einem gemeinsamen Rahmen umschlossen sollten sie durch die zwischendurchlaufende Geschichte und die als Prologe und Epiloge sich anschließenden Gespräche der Ausgewanderten werden, — eine

Form, die später von Tieck im Phantasus, von Hoffmann in den Serapionsbrüdern u. A. nachgeahmt worden.

Nach einem Briefe Schiller's vom 28. October 1794 zu urtheilen, scheint Goethe ihm damals schon (wahrscheinlich geschah es bei seinem Besuche zu Jena im September jenes Jahres) den Plan vertraut zu haben; denn Schiller erinnert ihn an „die Idee, die Geschichte des ehrlichen Procurators aus dem Boccaz zu bearbeiten.“ Am 27. November erhielt er von Goethe den Eingang zu den Erzählungen für die Horen zugesandt. Er fand das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet, nur bedauerte er, daß der Leser so wenig auf einmal zu übersehen bekomme, und wünschte, daß die erste der Erzählungen hätte mitgegeben werden können. Auch besorgte er, an dem, was Goethe dem Geheimen-Rath in den Mund lege, möge eine Partei des Publicums, und zwar die nicht am wenigsten zahlreiche, vielleicht Anstoß nehmen. Dann glaubte er ferner ein Vorwort für den Hofrath einlegen zu müssen: Goethe möge ihn durch den hitzigen Carl, wenn er sein Unrecht eingesehen, zurückholen und in der Gesellschaft bleiben lassen. Endlich nahm er sich noch des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin an, die, wie er mit Recht meinte, es doch fast zu arg mache. Goethe versprach den „Prologus“ noch einmal durchzugehen, dem heftigen Carl vielleicht noch ein Fonte zu geben und dem Geheimen-Rath und Luisen Sourdinen aufzulegen. Er scheint indeß nicht viel daran gethan zu haben; wenigstens erregt die Unterhaltung Luisen's mit dem Geistlichen noch immer Bedenken.

Auf die Einleitung folgen zunächst zwei Spukgeschichten. Die erste derselben ist einer brieflichen Erzählung der berühmten

Schauspielerin Clairon frei nachgebildet. Goethe gedenkt ihrer zuerst in einem Briefe an Schiller vom 5. December 1794: „Schreiben Sie mir durch den rückkehrenden Boten, ob Ihnen etwas von einer gespenstermäßigen Mystificationsgeschichte bekannt sey, welche vor vielen Jahren Mlle. Clairon begegnet seyn soll, und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen gedruckt ist. Wäre das nicht, so lieferte ich sie noch (für das erste Stück der Horen), und wir fingen so recht vom Unglaublichen an, was uns sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde." Schiller sah sich vergebens nach der Geschichte um; unterdeß wurde Goethe des Briefes, vielleicht in einer Abschrift, habhaft, und legte ihn seiner Erzählung in allen einzelnen Punkten zu Grunde. Am 10. Januar 1795 schickte er an Schiller das Manuscript und sprach dabei den Wunsch aus, daß er seines großen Vorfahren Henning's („von Geistern und Geistersehern." 1770) nicht ganz unwürdig möge geblieben seyn.*) — Die zweite Geschichte hält man wohl mit Unrecht für eine vom Dichter selbst erfundene, womit er den Glauben an die erste habe schwächen wollen. Er verdankte sie vermuthlich einer mündlichen Ueberlieferung, wie die erste einer schriftlichen. Auf eine solche Quelle einiger von diesen Geschichten deutet Goethe selbst hin, indem er den Alten sagen läßt: „Ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten

*) Eine von H. Düntzer angestellte Vergleichung der Goetheschen Erzählung mit dem Original, stehe im Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Bd. III., Heft. II., S. 171 ff.

Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt antreffen." Und an einer andern Stelle antwortet er auf die Frage, woraus seine Sammlung von Geschichten bestehe: „Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publicum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die einen reinern, schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit, manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch haben u. s. w." Daß aber Goethe gerade mit Spukgeschichten den Anfang gemacht, darf nicht befremden; es erklärt sich sowohl aus der Tendenz des ganzen Werkes, als aus des Verfassers Eigenthümlichkeit. Der Leser sollte von den politischen Tagesinteressen möglichst weit und durch möglichst picante Stoffe abgezogen werden. Beides leisten die Gespenstergeschichten, welche die Gedanken auf das Gebiet des Uebersinnlichen hinüberführen und die meisten Menschen mit ganz besonderem Reize fesseln. Daß Goethe aber selbst, obwohl er in dem Briefe an Schiller über die Mystificationsgeschichte scherzt, dennoch ein ganz eigenes Interesse an solchen Erzählungen fand, wird der Leser aus Früherm begreiflich finden. Wir erinnern nur an die Art, wie er in der Selbstbiographie von dem Ahnungsvermögen seines

Großvaters ſpricht, und an ſein Geſicht bei dem Abſchied von Seſenheim.

Nach den beiden geſpenſtigen Geſchichten begegnen wir zwei myſteriöſen, welche aus den Memoiren des Marſchalls von Baſſompierre*) geſchöpft ſind. Das Picante liegt hier einerſeits in dem geheimnißvollen Dunkel, das über dem Schickſal der ſchönen Krämerin, wie über der Perſon der ſchönen Frau ruht, die den Ahnherrn Baſſompierre auf ſeinem Sommerhauſe beſuchte, anderſeits in den galanten Abenteuern des jüngern und ältern Baſſompierre. Durch dieſe beiden Eigenſchaften bilden die zwei Erzählungen den Uebergang von dem erſten Paar zum dritten Paar, zu den moraliſchen Geſchichten. Die eine derſelben, die Geſchichte von dem ehrlichen Procurator, deren ſchon oben gedacht worden, iſt nicht, wie Schiller annahm, aus dem Boccaccio geſchöpft, bei dem ſie gar nicht vorkommt, ſondern wahrſcheinlich entweder aus der 1482 erſchienenen Sammlung „Les cent nouvelles nouvelles,“ wo ſie ſich am Schluſſe findet unter dem Titel: „Le saige Nicaise ou l'amant vertueux,“ oder, nach Düntzer's Vermuthung, aus der Sammlung „Ducento novelle“ von Celio Malespini (1609). Für die letztere Annahme ſpricht der Umſtand, daß hier der tugendhafte Geliebte als Procurator vorkommt, während er in den „Cent nouvelles nouvelles“ als un très saige clerc bezeichnet iſt. Der Goethe'ſ-

*) Les galanteries du Maréchal de Bassompierre, zuerſt 1631 erſchienen.

ſchen Nachbildung ſchließt ſich ein Geſpräch über moraliſche Erzählungen überhaupt zwiſchen Luiſen und dem Alten an, wobei Letzterer die Bemerkung macht, es müßten alle eigentlich moraliſchen Erzählungen immer eine und dieſelbe Geſchichte enthalten, indem jede zu zeigen habe, daß der Menſch in ſich eine Kraft hege, aus Ueberzeugung des Beſſern ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Damit macht Goethe den Alten, wie Guhrauer*) treffend bemerkt, ganz zum Vertreter des Kantiſchen Moralprincips, während an Schiller's Erklärung von der ſchönen Seele (im Aufſatz „über Anmuth und Würde") die vermittelnde Aeußerung der Baroneſſe erinnert: „Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber Schöneres iſt Nichts in der Welt, als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet." Die andere moraliſche Erzählung, von Ferdinand, dürfte eben ſo wenig, wie die zweite Spukgeſchichte, eine reine Erfindung Goethe's, ſondern, wie ſie, aus mündlicher Ueberlieferung oder aus Beobachtung der Schickſale Anderer gefloſſen ſeyn. Die Verſchuldung, die in der vorhergehenden Erzählung nur eingeleitet iſt, vollendet ſich hier; der Sohn vergreift ſich an dem Gelde des Vaters. Aber dafür iſt auch die Selbſtüberwindung um ſo reiner durchgeführt. Der Grundſatz der Entſagung, der in unſers Dichters Leben eine ſo große Rolle ſpielt, bildet den ideellen Kern in beiden moraliſchen Erzählungen.

*) Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher, B. 116.

Auf die drei Gruppen von je zwei geſpenſterhaften, myſteriöſen und moraliſchen Geſchichten ließ Goethe zum Schluß der Unterhaltungen ein Märchen folgen, damit „ſie durch ein Product der Einbildungskraft gleichſam in's Unendliche ausliefen.“ Ein Brief aus Carlsbad an Schiller vom 8. Juli 1795 deutet auf daſſelbe voraus. „Indem ich auf meiner Herreiſe,“ ſchreibt Goethe, „einige alte Märchen durchdachte, iſt mir Verſchiedenes über die Behandlungsart derſelben durch den Kopf gegangen. Ich will eheſtens eins ſchreiben, damit wir einen Text vor uns haben.“ Am 18. Auguſt kündigte er Schiller den Beſchluß der letzten Geſchichte (von Ferdinand) und den Uebergang zum Märchen an; am 26. September ſandte er es ihm ganz vollendet zu mit der Hoffnung, daß „die achtzehn Figuren dieſes Dramatis, als eben ſo viele Räthſel, den Räthſelliebenden willkommen ſeyn ſollten.“ Schon dieſe Worte laſſen vermuthen, daß wir hier kein ganz freies Product der Einbildungskraft vor uns haben; und Schiller meinte ſogar in einem Briefe an Goethe, man könne ſich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu ſuchen. Das Letztere war nun freilich nicht Goethe's Intention; er wollte ein Märchen liefern, das, als ein ächtes Kunſtwerk, ſelbſtſtändig den Leſer ergötze und nicht erſt durch eine Deutung Reiz gewinne; aber er ſchloß damit nicht das feine Anklingen eines tiefern Sinnes, im Ganzen wie in manchen Einzelnheiten, aus.

Dieſen tiefern Sinn finden wir mit Düntzer in dem Gedanken, daß das wahre Glück der Menſchheit nicht auf

ſchrankenloſer, unbedingter Freiheit beruhe, die ſich nie verwirklichen laſſe, und wo ſie angeſtrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichte, ſondern auf einer durch Weisheit, Schein und Gewalt geſicherten Herrſchaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen könne;" — ſo daß alſo die Politik, die nach der Verabredung der Ausgewanderten von ihrer Unterhaltung ausgeſchloſſen bleiben ſollte, ſich ſchelmiſch genug unter der Form des Märchens dennoch wieder einſchleicht. In Betreff der Einzelnheiten erlaubt uns der Raum nur kurze Andeutungen zu geben. Die ſchöne Lilie iſt die Perſonification der Freiheit oder vielmehr der Freiheitsbeſtrebungen. Dieſe gehen, inſofern ſie rein ſind, urſprünglich aus der Liebe hervor, aus dem warmen Gefühl für das Glück und die Rechte aller Menſchenkelaſſen. Sie üben daher auch, weil ſie ſo edelmenſchlichen Urſprungs ſind, einen mächtigen Zauber auf die Gemüther. Aber die Freiheitsideen werden, wie uns die bitterſte Erfahrung gezeigt hat, zum Verderben und Fluch der Völker, wenn ſie mit blinder Rückſichtsloſigkeit verfolgt werden. Daraus erklärt es ſich, warum die Lilie einerſeits ſo lieblich und reizend und anderſeits ſo gefährlich und verderblich dargeſtellt iſt. Sie belebt das Todte, wie die Revolutionszeit erſtorbene Rechte und ſchlummernde Kräfte zu neuem Leben aufrief; aber ſie tödtet das Lebendige durch ihre Berührung, wie die Revolution ſo Vieles tief in der Zeit und dem Volksgeiſt Gewurzelte umſtieß und vernichtete. Jener Freiheit fiel auch die legitime Herrſchaft zum Opfer; und ſo tödtet auch die Lilie durch ihre Berührung

den ſchönen Jüngling, um deſſen Schultern ein Purpurmantel hängt, der aber mit nackten Sohlen durch den heißen Sand watet; denn dieſer iſt die Verkörperung der legitimen, durch die Revolution bereits um den größten Theil ihrer Macht und ihres Glanzes geſchmälerten Dynaſtie. Goethe war nun, wenn wir das Märchen richtig deuten, der Anſicht, nur aus der Vermählung des ſchönen Jünglings mit der Lilie, aus der Verbindung der legitimen Herrſchaft mit der Freiheit könne der Welt Heil und Segen erwachſen; d. h. nur dann, wenn ein von Menſchenliebe durchdrungener Herrſcher, der nicht bloß dem Namen, ſondern auch der Macht nach König ſey, die Freiheitsideen in ſich aufnehme und verwirkliche, dürfe die Welt den wahren Genuß der Freiheit erwarten. Die wahre Herrſchaft dachte ſich Goethe als eine dreifache, als die der Weisheit, des Scheins und der Gewalt, was, wie Guhrauer treffend bemerkt, an die Lehre der Freimaurer erinnert, wonach Weisheit, Stärke, Schönheit (wisdom, strength, beauty) die Pfeiler der Loge ſind. Jedoch iſt Goethe's Schein nicht für gleichbedeutend mit Schönheit zu nehmen, ſondern bezeichnet den die Krone umgebenden Glanz und Nimbus. Jene drei Arten der Herrſchaft ſind durch die drei Könige, den goldenen, ſilbernen und ehernen verbildlicht; der vierte zuſammengeſetzte König ſtellt die conſtitutionelle Miſchherrſchaft dar, die bald zuſammenbrechen muß.

Zu Anfange des Märchens finden wir die Lilie walten, d. h. die Freiheitsideen eine verderbliche Herrſchaft üben; der legitime Herrſcher wandelt, einem tiefen Schmerze Preis

gegeben, umher; ein glänzender Harniſch bedeckt zwar noch ſeine Bruſt, ein Purpurmantel wallt noch um ſeine Schultern, aber ſein Haupt iſt unbedeckt, ſein holdes Geſicht, ſeine ſchön gebauten Füße ſind den Strahlen der Sonne ausgeſetzt. Die wahre Herrſchaft exiſtirt nicht mehr in der Wirklichkeit, ſondern nur jenſeits des von den Zeitſtürmen angeſchwellten Fluſſes, als ein Tempel in tiefen Felſenklüften, gleichſam als eine todte Abſtraction, als ein Ideal. Mit dieſem Tempel ſind nur der Alte mit der Lampe, welcher die ſtille forſchenden Weiſen ſymboliſch darſtellt, und die Schlange bekannt, die hier ebenfalls ein Symbol der Weisheit und zugleich der werkthätigen, aufopferungsfähigen Liebe iſt, wie ſie auch bei den Griechen als Heilſchlange, Wahrſagerin, Symbol der Fruchtbarkeit und des Lebens erſcheint. Erſt nachdem jener Tempel von der andern Seite des Fluſſes an das dieſſeitige Ufer, aus den tiefen Felſenklüften an das Tageslicht, aus dem Gebiete der Abſtraction in die Wirklichkeit geführt worden, kann ſich für die Welt die Periode des Heils und des Segens eröffnen. Zur Erreichung dieſes Ziels, wie zur Wiederbelebung des ſchönen Jünglings ſind nun beſonders der Alte mit der Lampe und die Schlange behülflich; indeß erkennt der Alte ausdrücklich an, daß nicht ein Einzelner helfen könne, ſondern wer ſich mit Vielen zur rechten Stunde verbinde. Die Schlange opfert ſich zuletzt ſelbſt auf und bildet die herrliche Brücke, über die alles Volk, zu Fuß und Roß und Wagen dem neuerhobenen Tempel zuſtrömt. Die Bedeutung der Schlange wird noch beſonders durch den

Gegensatz zu den Irrlichtern hervorgehoben. Diese sind die muthwilligen, lieb- und rücksichtslosen Aufklärer, die Freude an der Bewegung haben und daher den Kahn auf dem Strome absichtlich zum Schwanken bringen, die ihre geistreichen, oft gefährlichen Gedanken zum Spaß als glänzende Goldstücke ausstreuen, von denen eines schon unter Umständen den Strom zu entsetzlichen Wellen erheben kann. Der Schlange aber ist dieses Gold ungefährlich; sie verschlingt es, und wird davon leuchtend und untersucht beim Schimmer des Lichtes den Tempel in den dunkeln Felsklüften, dessen Daseyn sie bisher nur durch das Gefühl erkannt hatte.

Mit diesen flüchtigen Andeutungen uns begnügend, bemerken wir nur noch, daß Goethe sich mit einem zweiten, entschiedener allegorischen Märchen trug, welches nicht zur Ausführung gelangt ist. Hätte er es vollendet, so würden die Unterhaltungen aus vier symmetrischen Gruppen von je zwei Stücken bestehen. Ein paar Jahre später hatte er noch etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen zu bearbeiten gedachte. Allein auch dieser Plan ist ein frommer Wunsch geblieben.

Eilftes Capitel.

Die Xenien begonnen. Iffland zu Beſuch. Egmont umgearbeitet. Alexis und Dora. Muſen und Grazien in der Mark. Votivtafeln. Die Epigrammen-Sammlungen Vielen und Einer. Die Eisbahn. Charakteriſtik der Xenien. Die übrigen Gedichte Goethe's im Muſenalmanach 1797. Naturwiſſenſchaftliche Forſchungen. Vollendung von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren.

Wir faſſen von dem wichtigen Jahre 1796 zunächſt die erſte größere Hälfte bis zur Vollendung der Xenien und Wilhelm Meiſter's in's Auge. In beiden Productionen, zumal in der erſtern, verſchränkten unſere zwei größten Dichter ihre Geiſter auf's Innigſte in einander. Goethe konnte jetzt Schiller's Geſpräch oder Briefwechſel nicht mehr entbehren. So finden wir ihn denn auch wieder vom 3. Januar an ein paar Wochen lang in Jena, wo die beiden Freunde die Abendſtunden bis tief in die Nacht mit einander zubrachten. Dießmal galten ihre Conferenzen größtentheils „einem gemeinſchaftlichen opus, für den neuen Almanach," wie Schiller an Körner meldete, einem Werke, „das eine wahre poetiſche Teufelei ſeyn werde, die noch kein Beiſpiel habe." Es waren eben die Xenien. Die ungünſtige Aufnahme, welche Schiller's Horen ganz gegen alle Erwartung gefunden, hatte in ihm eine ſehr gereizte Stimmung erzeugt, die ſich in ſeiner Correſpondenz und ſeinen Unterhaltungen mit Goethe oft genug in bitteren Worten Luft machte. Dieſer hatte ihm darauf

ſchon im vorigen Jahre vorgeſchlagen, Alles, was gegen die Horen geſagt worden, zuſammenzuſuchen und darüber beim Jahresſchluſſe ein literariſches Gericht zu halten. Hieraus entwickelte ſich nun weiter, als ihm zufällig im December 1795 die Xenien des Martial zu Geſicht kamen, der Gedanke, auf alle Zeitſchriften Epigramme, jedes in einem Diſtichon, wie die des Martial, zu machen und die ganze Sammlung in den nächſten Muſenalmanach zu bringen. Er überſandte ſogleich ein Dutzend ſolcher Xenien als Probe. Schiller fand den Einfall „prächtig"; nur müßte man, meinte er, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke herfallen. „Welchen Stoff," ſchrieb er, „bietet uns nicht die Stolbergiſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworener Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge (die neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften), Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter u. dgl. dar!" Jetzt, im Januar 1796 ſprühten Abends bei dem mündlichen Verkehr die Geiſtesfunken luſtiger und reicher, und die Sammlung der beißenden Gaſtgeſchenke begann zu wachſen. „Seitdem Goethe hier iſt," ſchrieb Schiller noch am 4. Januar ſpät Abends an Humboldt, „haben wir angefangen, Epigramme von einem Diſtichon im Geſchmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Es ſind ſchon ſeit wenig Tagen über zwanzig fertig." Bei Goethe's Abreiſe, der die Epigramme mitnahm, um ſie in Weimar in's Reine ſchreiben zu laſſen, belief ſich die Zahl auf ſechsundſechszig,

und Schiller versprach ihm, daß, ehe er Weimar erreichte, an achtzig daraus werden sollten. *)

Am 22. Januar übersandte Schiller wieder eine Lieferung, obwohl eine minder starke, als er gehofft hatte. „Es geht mit diesen kleinen Späßen," schrieb er, „doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen." Goethe aber war unterdessen zu Weimar in ein sehr buntes und geräuschvolles Leben gerathen. Am 23. fand sich dort die Darmstädter Herrschaft ein, worauf gleich am nächsten Tage Cour, Diner, Concert, Souper und Redoute folgten. Eine Woche ging sodann auf Proben hin, da auf den 30. die Advocaten von Iffland und auf den 2. Februar eine neue Oper anberaumt waren. Zudem hatte er einen Aufzug zu einer abermaligen Redoute auf den 29. Januar, als den Vorabend des Geburtstagsfestes der Herzogin, zu arrangiren. Er berichtete darüber an Schiller am 30. Januar: „Da man jetzt bloß in Distichen spricht, so mußte der türkische Hof selbst sein Compliment an die Herzogin in dieser Versart bringen, wie Sie aus der Beilage sehen werden. Eine andere Gesell-

*) Nr. 147 in dem Briefwechsel Schiller's mit Goethe ist augenscheinlich ein Billet, das Goethe noch in Jena erhielt. Vergl. Düntzer's Abhandlung über die Xenien im Archiv für neuere Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Jahrg. 1848.

schaft hatte einen Zug von gemischten Masken aufgeführt, unter welchen sich ein paar Irrlichter sehr zu ihrem Vortheil ausnahmen; sie waren sehr artig gemacht, und streuten, indem sie sich drehten und schüttelten, Goldblättchen und Gedichte aus.*)

Ungeachtet dieser Zerstreuungen, und obwohl ihm zwischen all' den bunten Bildern das achte Buch seines Romans und eine von ihm unternommene Biographie Cellini's mitunter als mahnende Gestalten erschienen, war doch die Zahl der Xenien am 30. Januar bis gegen zweihundert gestiegen. Dieses erklärt sich daraus, daß er mittlerweile auf eine neue, reiche Quelle von Epigrammen aufmerksam geworden war, worauf er schon in einem Briefe vom 27. Januar an Schiller hindeutete: „Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen; denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Es schwebten ihm hierbei zunächst seine naturwissenschaftlichen Interessen vor, und besonders seine Polemik gegen Newton. Indem solche Xenien keinem einzelnen Lebenden, ja zum Theil nur einer wissenschaftlichen Angelegenheit galten, bildeten sie gewissermaßen schon den Uebergang zu den unpersönlichen, friedlichen, unschuldigen Epigrammen, die wir bald zwischen den satyrischen auftauchen sehen werden. Aber auch bei Schiller hatten sich unterdessen

*) Dieß erinnert an die Irrlichter des Märchens in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

neue Ideen für die Xenien entwickelt. „Ich denke," schrieb er am 31. Januar, „daß, wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen, Sie ein Hundert und darüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodieen entdeckt, die auch zum Theil schon ausgeführt sind;*) ebenso auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die Lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müssen auch hier unsere Arbeiten in einander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?" Mit außerordentlichem Eifer arbeitete Schiller in den nächsten Tagen an den Xenien fort. Am 5. Februar schrieb er, Goethe werde bei ihm gegen vierzig neue finden; etwa achtzig andere, die zusammen gehörten und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig seyen, behalte er einstweilen noch zurück. Und ein paar Tage später heißt es: „Hier einige Dutzend Xenien, die seit heut und gestern in Einem Raptus entstanden." In den von Goethe geschickten

*) Er mußte aber später diese Parodieen ausscheiden, weil sie sich nicht bequem an das Ganze anfügten. Die Todtenerscheinungen brachte er X. 332 bis 413 unter.

neuen freute er ſich auch mehrere politiſche anzutreffen; denn da ſie doch zuverläſſig an den unſicheren Orten confiscirt würden, ſo ſehe er nicht ein, warum ſie es nicht auch von dieſer Seite verdienen ſollten.

Goethe, welcher die erſte Hälfte des Februars noch in Weimar bleiben mußte, fand über fortdauernden Zerſtreuungen keine Muße, mit dem Freunde zu wetteifern. „Ich leide noch immer unſäglich am Carneval," klagte er am 12. Februar, „und durch die abermalige Ankunft fremder Prinzen werden unſere Theater- und Tanzluſtbarkeiten verrückt und gehäuft." Was ihm an Zeit übrig blieb, widmete er dem Wilhelm Meiſter, dem Leben Cellini's, woraus er einzelne intereſſante Partieen zu übertragen begann, und der Knebel'ſchen Ueberſetzung der Elegieen von Properz. Die letztere, welche für die Horen beſtimmt war, revidirte er mit Knebel auf's Sorgfältigſte und verbeſſerte ſo Vieles, daß ſie wiederholt copirt werden mußte. Weil Schiller fortwährend um Beiträge für die Horen verlegen war, ſo ſuchte er die Beſchreibung ſeiner Schweizerreiſe vom Jahre 1779 hervor *) und machte dem Freunde den Vorſchlag, einzelne ausführliche Tableaus, z. B. das Münſterthal, die Ausſicht vom Jura, auszuziehen und ohne Zuſammenhang hinzuſtellen. Dieſer ſcheint indeß anderer Anſicht geweſen zu ſeyn, denn wir finden in dem achten Stück der Horen des Jahres 1796 die fortlaufende briefliche Darſtellung der Reiſe, wie jetzt in Goethe's ſämmtlichen Werken,

*) Vergl. Th. II., S. 456 f.

nur daß der erſte Brief ganz weggelaſſen und auch weiterhin mehrere Partieen abgekürzt und zuſammengezogen ſind. Einige dieſer Abkürzungen wurden dadurch nöthig, daß Goethe Alles, was die Perſonen bezeichnete, getilgt haben wollte. Selbſt ſolche Andeutungen, wie der Graf (der Herzog) und Freund W. (Wedel), ſind ſtrenge vermieden.

Von der Mitte Februars an bis in den Juni hinein gewährt die Hauptquelle unſerer Biographie für alle dieſe Jahre, der Briefwechſel Goethe's mit Schiller, nur einen ſpärlichen Ertrag, indem die beiden Dichter jene Monate hindurch meiſtens beiſammen waren. Bis etwa Mitte März lebte Goethe in Jena. Daran ſchloß ſich ein Aufenthalt Schiller's bei Goethe in Weimar vom 23. März bis zum 20. April. Einige Tage ſpäter kam Schiller nochmals nach Weimar zur Aufführung des von ihm für die Bühne bearbeiteten Egmont, worauf dann Goethe mit ihm nach Jena zurückkehrte und dort, mit kurzen Unterbrechungen, bis gegen den 9. Juni verweilte. Während dieſes Zuſammenlebens entſtand ohne Zweifel wieder eine gute Anzahl Xenien; namentlich mögen, indem die beiden Dichter ſich damals über ihre Maximen in Kunſt und Leben und die Reſultate ihrer Forſchung und Beobachtung ausſprachen, viele der von ihnen ſelbſt als „würdige, ernſthafte, philoſophiſche, zarte“ bezeichneten Epigramme, der ſogenannten Votivtafeln, gedichtet worden ſeyn. Daneben rückte die Ueberſetzung des Cellini vor, die Goethe Anfangs im Auszuge, jetzt aber ganz zu geben entſchloſſen war. „Was iſt das menſchliche Leben im Auszuge?“

ſchrieb er darüber an Meyer; „alle pragmatiſche biographiſche Charakteriſtik muß ſich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen.“ Ueber der Arbeit fand er, daß es mit der Ueberſetzung eines Buches, wie mit dem Copiren eines Gemäldes gehe; man lerne beide durch die Nachbildung erſt recht kennen. Bei dem gemeinſamen Aufenthalte mit Schiller in Weimar nahm vorzüglich das Theater unſere Dichter in Anſpruch. Es fand ſich nämlich zu eben dieſer Zeit Iffland daſelbſt ein, um einige Wochen hindurch Gaſtrollen zu geben. Seine Vorſtellungen wurden, wie Goethe ſelbſt in den Annalen ſagt, von dem belehrenden, hinreißenden, unſchätzbaren Beiſpiel abgeſehen, der Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünſchenswerthe näher kennen zu lernen. *) „Zu dieſem Zwecke,“ fährt er fort, „redigirte Schiller, der an dem Vorhandenen immer feſthielt, den Egmont, welcher zum Schluſſe der Iffländiſchen Gaſtrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutſchen Bühnen vorgeſtellt wird.“ Goethe hat uns in ſeinem Aufſatze „Ueber das deutſche Theater“ **) eine Skizze dieſer Bearbeitung mitgetheilt. Er ließ den Freund, wie uns aus Früherm bekannt iſt, bei ſeiner Redaction gewähren, obwohl er grauſam genug verfuhr und zu Goethe's Verdruſſe die ganze Rolle der Regentin ausfallen ließ. Schiller berichtet darüber in einem Briefe an Körner, er habe verſchiedene neue Scenen zu dem Stücke dichten und

*) Vergl. über Iffland Goethe's Brief an Meyer vom 3. April 1796.

**) Bd. 35, S. 345 ff. (Ausg. in 40 B.)

mit den alten ſich manche Freiheit herausnehmen müſſen, ſo daß die Tragödie gewiſſermaßen Goethe's und ſein gemeinſchaftliches Werk ſey. Nicht wenig trug das dießmalige Zuſammenſeyn der beiden Dichter zur engern Schürzung ihres Geiſtes- und Herzensbundes bei. Schiller wohnte in Goethe's Hauſe und war ihm behülflich, für Iffland eine Societät zu eröffnen. Er meldet darüber an Humboldt: „Goethe wollte nicht gern zu viel Anſtalten Iffland's wegen machen, und doch wiſſen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur Etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil des Societätsarrangements auf meinen Namen, und indem wir, Goethe und ich, zuſammen ſind, verwandelt ſich die ganze Hiſtorie in eine Komödie für uns.“ Dafür ließ Goethe es aber auch nicht an der liebevollſten Aufmerkſamkeit gegen Schiller fehlen, und wußte ihn ſo zu erheitern, daß dieſer ſich wieder einer leidlichen Geſundheit und des längere Zeit entbehrten ruhigen Schlafes erfreute. Im Schauſpielhauſe, das keine Logen hatte, ließ Goethe ihm eine beſonders machen, wo er ungeſtört ſeyn konnte, und wenn er ſich einmal nicht ganz wohl fühlte, wenigſtens den Vortheil hatte ſich vor Niemand zwingen zu dürfen. Nachdem hierauf die beiden Freunde ſich nach Jena zurückgezogen hatten, belebten ſich dort ihre Abendconferenzen durch den Zutritt Körner's, der am 27. April bei Schiller zum Beſuch eintraf und ein paar Wochen blieb. Dieſer edle, gemüth- und geiſtreiche Herzensfreund Schiller's rückte jetzt auch Goethe'n ſehr nahe und griff durch muſikaliſche Compoſitionen, Kritik und warme

Theilnahme an ihren Productionen anregend und fördernd in den Geistesverkehr der beiden Dichter ein. Nach seiner Abreise gab es wieder viele neue „gottlose und fromme Xenien," wie Schiller am 6. Juni an Körner berichtete, und zugleich rückte Wilhelm Meister dem Ende zu. Außerdem fällt die Entstehung von „Alexis und Dora," so wie die des Spottliedes „Musen und Grazien in der Mark" in diesen Aufenthalt unseres Dichters zu Jena. Dann erfahren wir noch aus dem Briefwechsel Schiller's mit Körner, daß Goethe damals sich mit dem Plane zu einem Gedichte „Hero und Leander" trug, den er später, wie die Kraniche des Ibykus, an Schiller abgetreten zu haben scheint. *)

Sobald Goethe wieder zu Hause war, begann das Xenienheft auf's Neue zwischen Weimar und Jena hin und her zu wandern und zu wachsen. Unter dem 10. Juni kam eine Sendung von Goethe, wobei er sein Bedauern äußerte, daß auch dießmal das Contingent des Hasses doppelt so stark, als das der Liebe sey. In seine Ansicht, daß man sich bei aller Bitterkeit vor criminellen Inculpationen hüten müsse, stimmte Schiller ein. „Ich bin sehr dafür," erwiderte er, „daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das

*) Aus einem Briefe an Meyer vom 20. Mai geht hervor, daß er dießmal mit der Absicht, den Wilhelm Meister zu enden, nach Jena gegangen war; er habe nun zwar, heißt es weiter, in den letzten vierzehn Tagen allerlei löbliche und erfreuliche Dinge zu Stande gebracht, nur gerade das nicht, was er sich vorgenommen.

Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch Nichts." Ueberhaupt scheint die Beschäftigung mit den Xenien für beide Dichter eine allmählige Selbstläuterung von Haß und Bitterkeit gewesen zu seyn; denn von nun an ist auch von freundlichen Xenien mehr die Rede. „Gar zu gerne," heißt es in Schiller's Brief vom 18. Juni, „hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn Jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig enden." Er machte auch Goethe'n den Vorschlag, er möge, um die Zahl dieser poetischen und freundlichen Xenien zu vermehren, eine Wanderung durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Meisterwerke anstellen, die um so passendere Stoffe darböten, als sie lauter Individua seyen. Obwohl Goethe den Gedanken nicht ausführte, so wurden doch die ernsthaften und wohlmeinenden Xenien allmählig so mächtig, daß er meinte, den Lumpenhunden, die angegriffen seyen, müsse man es mißgönnen, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt werde.

Die Zahl der Epigramme mochte jetzt auf etwa siebenhundert angewachsen seyn. Als aber Schiller sich nun an die Redaction des Ganzen machte, fand er, daß noch eine bedeutende Menge neuer Monodistichen nöthig war, wenn die Sammlung den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Was am meisten

den Anſpruch auf eine gewiſſe Univerſalität erregte und ihn bei der Redaction in Verlegenheit ſetzte, waren die philoſophiſchen und rein poetiſchen, die bei Weitem noch nicht die gehörige Vollſtändigkeit erlangt hatten, und dieſe ihnen nachträglich noch zu geben, verhinderte die Vollendung des Wilhelm Meiſter, welche jetzt nicht bloß Goethe, ſondern auch Schiller in Anſpruch nahm. Schiller entſchloß ſich daher, Alles in kleine Gruppen zu zertheilen und zerſtreut in den Almanach aufzunehmen. Goethe, dem er den Plan mittheilte, geſtand, daß es ihm einen Augenblick recht wehe gethan, das ſchöne Karten- und Luftgebäude mit den Augen des Leibes ſo zerſtört, zerriſſen, zerſtrichen und zerſtreut ſehen zu müſſen; doch fügte er ſich in den Gedanken. Bald aber fand Schiller neuen Rath. „Die erſte Idee der Xenien," ſchrieb er am 1. Auguſt an Goethe, „war eigentlich eine fröhliche Poſſe, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch ſo ganz recht. Nachher regte ſich ein gewiſſer Ueberfluß, und der Trieb zerſprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beſchlafen der Sache, die natürlichſte Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünſche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die philoſophiſchen und poetiſchen, kurz die unſchuldigen Xenien in dem vordern und geſetzten Theile des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die luſtigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem erſten Theile anſchließen, ſo iſt geholfen. Auf einen Haufen beiſammen und mit keinen ernſthaften untermiſcht, verlieren ſie Vieles

an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen." Goethe erklärte sich mit diesem Plane ganz einverstanden, und so brachte denn der Musenalmanach für das Jahr 1797 die persönlichen Epigramme zum Schluß unter dem Namen Xenien als ein Ganzes; aus den übrigen Epigrammen wurden drei andere abgeschlossene und geordnete Sammlungen gebildet, eine größere unter dem Titel Votivtafeln, und zwei kleinere, von denen die eine Vielen, die andere Einer überschrieben ist. Außerdem wurden noch einzelne Epigramme zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt.

Wir verweilen, ehe wir die Lebensumstände unseres Dichters weiter verfolgen, einen Augenblick bei diesen vier Sammlungen von Epigrammen und den übrigen Goethe'schen Gedichten, welche der Almanach für das Jahr 1797 brachte. In welchem Sinne die Dichter die größere Sammlung der allgemeinen Epigramme Votivtafeln *) benannten, sagt das einleitende Distichon:

*) Tabulae votivae hießen bei den Römern Tafeln, welche die einer Gefahr Entronnenen, einem Gelübde gemäß (ex voto), zum Dank gegen die rettende Gottheit in deren Tempel aufhingen. Ein darauf geschriebener Spruch bezeichnete die überstandene Gefahr.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Es sind die goldenen Sprüche Schiller's und Goethe's, körnige Sinngedichte, wodurch sie sich der kalten Scholastik, wie der trüben und faulen Mystik erwehren, schlagende Worte über verkehrte Methoden der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, Epigramme auf ästhetische Gegenstände bezüglich, worin sie ihr poetisches Geschäft behandeln, dann weiter eine Anzahl epigrammatischer Sprossen, die in dem Boden des Sittlichen und Menschlichen wurzeln, und allgemeinere Regeln der Lebensweisheit. Ihr Eigenthumsrecht auf die einzelnen Epigramme ließen die beiden Dichter im Musenalmanach ganz unentschieden, indem dort die ganze Sammlung am Ende mit G. und S. unterzeichnet ist. Schiller nahm vierzig derselben in seine Gedichtsammlung auf, wozu noch durch Körner ein anderes (die 102. Votivtafel) kam. Goethe stellte später in den „vier Jahreszeiten" siebzehn Votivtafeln mit anderweitigen Denksprüchen zu einem neuen Ganzen zusammen. In einem Prachtexemplar des Musenalmanachs, welches Charlotte von Schiller von ihrem Gatten zum Geschenk bekommen, findet sich von ihrer Hand unter jeder Votivtafel der Name des Verfassers durch den Anfangsbuchstaben („G." und „Sch.") angedeutet, wornach Goethe etwas über die Hälfte beigesteuert hätte — eine Eigenthumserklärung, womit stellenweise freilich das Zeugniß der Dichter selbst streitet. Denn von jenen vierzig Epigrammen, die

Schiller in seine Werke aufnahm, spricht seine Gattin nicht weniger als sechszehn Goethe'n zu, und andrerseits erklärt sie von den Denksprüchen, die Goethe den „vier Jahreszeiten" einverleibte, einen für Schiller's Eigenthum. Wir lassen die Authenticität dieser Auseinandersetzung der Autorschaftsrechte dahingestellt, und bemerken nur noch, daß die beiden Dichter selbst in späterer Zeit über diese Rechte nicht ganz sicher waren, was schon daraus erhellt, daß Goethe sich drei Votivtafeln (Nr. 18, 56 und 73) zueignete, die auch Schiller als die seinigen ansprach.

Die Sammlung Vielen führt im Musenalmanach, mit dem Epigrammenstrauß Einer zusammen, die Unterschrift G. und S. Hiernach scheint es, daß einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum anzusehen sind, wie denn auch Charlotte von Schiller in ihrem Prachtexemplar des Almanachs sechs derselben ihrem Gatten zuschreibt. Goethe hat sie jedoch sämmtlich in den Epigrammenkranz „vier Jahreszeiten" aufgenommen, wo sie die Abtheilung „Frühling" bilden. Im Almanach war jedes Distichon der Sammlung Vielen entweder mit Anfangsbuchstaben von Personennamen oder mit einem Blumennamen, der als Symbol galt, überschrieben; jedes zielte ohne Zweifel auf eine Weimarische oder Jenensische Dame aus der Bekanntschaft der beiden Dichter. Hoffmeister nennt dieses lieblich duftende Epigrammen-Bouquet „das weibliche Vorspiel der Xenien," aus denen die Frauen fast ganz ausgeschlossen sind. — Auch die Sammlung Einer hat Goethe sich ausschließlich zugeeignet; sie bildet jetzt in den

„vier Jahreszeiten" den Abſchnitt Sommer. In dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller fehlen hier die Chiffern. Hoffmeiſter nimmt aus inneren Gründen von den neunzehn Diſtichen fünf für Schiller in Anſpruch. — Außer den erwähnten drei geſchloſſenen und gerundeten Folgen von Diſtichen, die im Almanach mit der Collectiv-Chiffer der beiden Dichter verſehen ſind, findet ſich dort noch eine vierte, „die Eisbahn" überſchrieben,*) die Goethe allein mit ſeinem vollen Namen unterzeichnet hat. Es ſind ſechszehn Epigramme, welche ſich ſämmtlich auf ſeine Lieblingserholung, das Schlittſchuhlaufen, und den Schauplatz dieſes Vergnügens beziehen; ſie bilden jetzt, als Abtheilung Winter, den Schluß der „vier Jahreszeiten."

Die vierte von Schiller und Goethe gemeinſchaftlich gedichtete Epigrammen-Sammlung beſteht aus den Xenien. Da Manchen unſerer Leſer „dieſe Füchſe mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philiſter geſendet, die papierenen Saatfelder verheerten," nicht zu Geſicht gekommen ſeyn mögen, ſo verſuchen wir zunächſt, von ihnen ein ungefähres Bild zu geben. Was der Lectüre der Xenien einen beſondern Reiz gibt, das iſt die große Mannichfaltigkeit, in der ſie ſich darſtellen. Bald durchſchweifen ſie die Erde und fallen neckend und ſpottend über Perſonen und literariſche Werke her, laſſen

*) Alle dieſe Sammlungen finden ſich, ſo weit ſie nicht ſchon in Schiller's und Goethe's Werken enthalten ſind, mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, desgleichen in den Nachträgen zu Schiller's Werken von Hoffmeiſter.

ſelbſt die deutſchen Flüſſe nicht unangetaſtet, bald erheben ſie ſich zum Himmel und durchfliegen den literariſchen Zodiakus, und endlich ſteigen ſie in die Unterwelt hinab, um dort Verſtorbene wie Lebende ihren Stachel fühlen zu laſſen. Jetzt machen ſie einen Einfall in's politiſche Gebiet, dann wieder in's literariſche, und greifen hier nicht bloß Dichter, ſondern auch Kritiker, Sprachgelehrte, Philoſophen, Naturforſcher u. ſ. w. an. Bald iſt der Spott verſteckt und mehrdeutig, bald offen und handgreiflich; bald der Humor freundlicher, die Satyre milder, bald fallen die Geißelhiebe derb und ſchonungslos. Mit der urſprünglichen Idee der Xenien hing es zuſammen, daß beſonders Zeitſchriften hart mitgenommen wurden. Ueber alle namhaften Erſcheinungen dieſer Art, mit Ausnahme etwa der Horen, der Allgemeinen Literaturzeitung und des Merkurs, ſaßen die Xenienbichter zu Gericht. Die Allgemeine Deutſche Bibliothek von Nicolai erhielt das Motto:

Zehnmal geleſ'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei ſtumpfer und bleierner Witz.

Die „Bibliothek ſchöner Wiſſenſchaften," von Weiße und Dyk herausgegeben, der Reichsanzeiger des Gothaiſchen Hofraths Zacharias Becker, der Kalender der Muſen und Grazien vom Pfarrer Schmidt, die Zeitſchrift Urania von Ewald, und eine Reihe anderer periodiſcher Schriften werden mit zum Theil noch ſchärfer gewürzten Gaſtgeſchenken bedacht.

Unter den Perſonen, deren über hundert ſanfter oder

derber getroffen wurden, regnete es ordentlich von beißenden Spottgedichten auf Reichardt, Nicolai, Manso und den jüngern Stolberg herab. Mit dem Capellmeister Reichardt, der jetzt auf seinem Gute Giebichenstein bei Halle lebte, hatte unser Dichter früher, wie er selbst in den Annalen unter dem Jahre 1795 erzählt, ungeachtet seiner „vor- und zudringlichen Natur" in gutem Vernehmen gestanden. „Er war der Erste," heißt es dort, „der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fort zu dulden, wenn sie es mir nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen." Goethe's Unmuth gegen Reichardt wurde durch Schiller genährt, der schon von früher her eine Antipathie gegen ihn hatte. *) Als Schiller berichtete, daß Reichardt sich in seinem

*) So heißt es schon in einem Briefe Schiller's vom 30. April 1789: „Noch ein Fremder ist in Weimar, aber ein unerträglicher, der

an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen." Goethe erklärte sich mit diesem Plane ganz einverstanden, und so brachte denn der Musenalmanach für das Jahr 1797 die persönlichen Epigramme zum Schluß unter dem Namen Xenien als ein Ganzes; aus den übrigen Epigrammen wurden drei andere abgeschlossene und geordnete Sammlungen gebildet, eine größere unter dem Titel Votivtafeln, und zwei kleinere, von denen die eine Vielen, die andere Einer überschrieben ist. Außerdem wurden noch einzelne Epigramme zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt.

Wir verweilen, ehe wir die Lebensumstände unseres Dichters weiter verfolgen, einen Augenblick bei diesen vier Sammlungen von Epigrammen und den übrigen Goethe'schen Gedichten, welche der Almanach für das Jahr 1797 brachte. In welchem Sinne die Dichter die größere Sammlung der allgemeinen Epigramme Votivtafeln *) benannten, sagt das einleitende Distichon:

*) Tabulae votivae hießen bei den Römern Tafeln, welche die einer Gefahr Entronnenen, einem Gelübde gemäß (ex voto), zum Dank gegen die rettende Gottheit in deren Tempel aufhingen. Ein darauf geschriebener Spruch bezeichnete die überstandene Gefahr.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Es sind die goldenen Sprüche Schiller's und Goethe's, körnige Sinngedichte, wodurch sie sich der kalten Scholastik, wie der trüben und faulen Mystik erwehren, schlagende Worte über verkehrte Methoden der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, Epigramme auf ästhetische Gegenstände bezüglich, worin sie ihr poetisches Geschäft behandeln, dann weiter eine Anzahl epigrammatischer Sprossen, die in dem Boden des Sittlichen und Menschlichen wurzeln, und allgemeinere Regeln der Lebensweisheit. Ihr Eigenthumsrecht auf die einzelnen Epigramme ließen die beiden Dichter im Musenalmanach ganz unentschieden, indem dort die ganze Sammlung am Ende mit G. und S. unterzeichnet ist. Schiller nahm vierzig derselben in seine Gedichtsammlung auf, wozu noch durch Körner ein anderes (die 102. Votivtafel) kam. Goethe stellte später in den „vier Jahreszeiten" siebzehn Votivtafeln mit anderweitigen Denksprüchen zu einem neuen Ganzen zusammen. In einem Prachtexemplar des Musenalmanachs, welches Charlotte von Schiller von ihrem Gatten zum Geschenk bekommen, findet sich von ihrer Hand unter jeder Votivtafel der Name des Verfassers durch den Anfangsbuchstaben („G." und „Sch.") angedeutet, wornach Goethe etwas über die Hälfte beigesteuert hätte — eine Eigenthumserklärung, womit stellenweise freilich das Zeugniß der Dichter selbst streitet. Denn von jenen vierzig Epigrammen,

Schiller in seine Werke aufnahm, spricht seine Gattin nicht weniger als sechszehn Goethe'n zu, und andrerseits erklärt sie von den Denksprüchen, die Goethe den „vier Jahreszeiten" einverleibte, einen für Schiller's Eigenthum. Wir lassen die Authenticität dieser Auseinandersetzung der Autorschaftsrechte dahingestellt, und bemerken nur noch, daß die beiden Dichter selbst in späterer Zeit über diese Rechte nicht ganz sicher waren, was schon daraus erhellt, daß Goethe sich drei Votivtafeln (Nr. 18, 56 und 73) zueignete, die auch Schiller als die seinigen ansprach.

Die Sammlung Vielen führt im Musenalmanach, mit dem Epigrammenstrauß Einer zusammen, die Unterschrift G. und S. Hiernach scheint es, daß einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum anzusehen sind, wie denn auch Charlotte von Schiller in ihrem Prachtexemplar des Almanachs sechs derselben ihrem Gatten zuschreibt. Goethe hat sie jedoch sämmtlich in den Epigrammenkranz „vier Jahreszeiten" aufgenommen, wo sie die Abtheilung „Frühling" bilden. Im Almanach war jedes Distichon der Sammlung Vielen entweder mit Anfangsbuchstaben von Personennamen oder mit einem Blumennamen, der als Symbol galt, überschrieben; jedes zielte ohne Zweifel auf eine Weimarische oder Jenensische Dame aus der Bekanntschaft der beiden Dichter. Hoffmeister nennt dieses lieblich duftende Epigrammen-Bouquet „das weibliche Vorspiel der Xenien," aus denen die Frauen fast ganz ausgeschlossen sind. — Auch die Sammlung Einer hat Goethe sich ausschließlich zugeeignet; sie bildet jetzt in den

„vier Jahreszeiten" den Abſchnitt Sommer. In dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller fehlen hier die Chiffern. Hoffmeiſter nimmt aus inneren Gründen von den neunzehn Diſtichen fünf für Schiller in Anſpruch. — Außer den erwähnten drei geſchloſſenen und gerundeten Folgen von Diſtichen, die im Almanach mit der Collectiv-Chiffer der beiden Dichter verſehen ſind, findet ſich dort noch eine vierte, „die Eisbahn" überſchrieben,*) die Goethe allein mit ſeinem vollen Namen unterzeichnet hat. Es ſind ſechszehn Epigramme, welche ſich ſämmtlich auf ſeine Lieblingserholung, das Schlittſchuhlaufen, und den Schauplatz dieſes Vergnügens beziehen; ſie bilden jetzt, als Abtheilung Winter, den Schluß der „vier Jahreszeiten."

Die vierte von Schiller und Goethe gemeinſchaftlich gedichtete Epigrammen-Sammlung beſteht aus den Xenien. Da Manchen unſerer Leſer „dieſe Füchſe mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philiſter geſendet, die papierenen Saatfelder verheerten," nicht zu Geſicht gekommen ſeyn mögen, ſo verſuchen wir zunächſt, von ihnen ein ungefähres Bild zu geben. Was der Lectüre der Xenien einen beſondern Reiz gibt, das iſt die große Mannichfaltigkeit, in der ſie ſich darſtellen. Bald durchſchweifen ſie die Erde und fallen neckend und ſpottend über Perſonen und literariſche Werke her, laſſen

*) Alle dieſe Sammlungen finden ſich, ſo weit ſie nicht ſchon in Schiller's und Goethe's Werken enthalten ſind, mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, desgleichen in den Nachträgen zu Schiller's Werken von Hoffmeiſter.

Journal Deutschland in einer Recension der Horen über die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten schrecklich emancipirt habe, antwortete Goethe (den 30. Januar 1796): „Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Carnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet." Nicht bloß sein Demokratismus wurde von Goethe gegeißelt, sondern, weil Schiller meinte, man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es auch da nicht so ganz richtig sey, so beschenkte ihn Goethe noch mit Xenien, wie folgende:

Gewisse Melodieen.

Das ist Musik für's Denken! So lang' man sie hört, bleibt man eiskalt;
Vier, fünf Stunden nachher macht sie erst rechten Effect.

Ueberschriften dazu.

Frostig und herzlos ist der Gesang; doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

Der böse Geselle.

Dichter, bitte die Muse, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

Capellmeister Reichardt aus Berlin. Ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen" u. s. w.

Nicolai mußte es büßen, daß er vor Jahren Goethe's Werther travestirt,*) in seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek sich Ausfälle auf beide Dichter erlaubt und noch neuerdings in einer Reisebeschreibung die Horen angegriffen hatte. Dafür figurirt er denn im literarischen Thierkreise als der „alte Berlinische Steinbock," der im Vorbeigehen gestutzt wird. Von seiner „Geschichte eines dicken Mannes" heißt es:

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

Auf sein Reisewerk zielen die Distichen:

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig; drum, herrliche Donau,
Späht dir der Häscher so lang' nach, bis er seicht dich ertappt.

Manso wurde für absprechende Kritiken durch Xenien auf seine Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und auf seine Dichtung, „die Kunst zu lieben" bestraft:

Tasso's Jerusalem von Manso.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

*) S. Th. II., S. 129 ff.

Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede seyn? Man müßte selbst noch tief in der Philisterei stecken, um auf die Entscheidung solcher Zweifel noch Gewicht und die mindeste Wichtigkeit zu legen." Wir treten nichtsdestoweniger Hoffmeister's Ansicht bei, daß es von Interesse und zu einer schärfern Charakteristik beider Dichter, selbst von Wichtigkeit wäre, den Verfasser jedes Xenions genau zu ermitteln. Und wenn man die besondere Geistesrichtung, die Studien, Neigungen und Abneigungen eines jeden der beiden Dichter erwägt, wenn man die 63 Xenien, die Schiller durch Aufnahme in seine Werke als sein Eigenthum erklärt hat, und die Andeutungen in dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller berücksichtigt, worin sich 225 Xenien mit den Chiffern der Verfasser bezeichnet finden, wenn man ferner so manche Winke in dem Briefwechsel beider Dichter zu Hülfe nimmt: so möchte es auch kein ganz verlorenes Bemühen seyn, das beiderseitige Eigenthumsrecht annähernd festzustellen. Wir haben für uns den Versuch gemacht und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe in den Gesprächen mit Eckermann seine Xenien nicht unrichtig charakterisirt, wenn er sie im Ganzen als „unschuldig und geringe," die Schiller'schen dagegen als scharf und schlagend bezeichnet. Zu einer kampffertigen Polemik nach allen Seiten hin war Goethe, wenigstens in diesem Lebensalter, nicht mehr so geeignet und gemuthet, wie der um ein Jahrzehend jüngere Schiller, der ohnedieß von Haus aus etwas mehr von Lessing'scher Streitlust besaß.

Dem Geiſte und der Tendenz nach mit den Xenien verwandt ſind zwei Goethe'ſche Gedichte, welche gleichfalls der Muſenalmanach für das Jahr 1797 brachte, die Muſen und Grazien in der Mark, und der Chineſe in Rom. Erſteres iſt eine zunächſt gegen Schmidt von Werneuchen gerichtete Satyre; zugleich trifft ſie aber überhaupt alle Diejenigen, welche, das Princip der Natürlichkeit in der Poeſie übertreibend, ſich mit Vorliebe an die roheſte, gemeinſte Seite der Natur halten und es ganz vergeſſen, daß ſelbſt der naivſte Dichter nicht die nackte Wirklichkeit uns vorführen, ſondern die Natur ſtets idealiſiren, gewiſſe Seiten verdecken, andere beſonders hervorheben, die in der Wirklichkeit zerſtreuten edleren und bedeutenderen Züge ſammeln, das Zufällige vom Weſentlichen ſcheiden, Geiſt und Gedanken hinzuthun, kurz, daß er nur die ſchöne Natur zeigen, und ſie zum Symbol des Geiſtes machen müſſe. Bei Ueberſendung des andern Gedichtes, am 10. Auguſt 1796, ſchrieb Goethe an Schiller: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe Nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter ſtehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter (Jean Paul) in einem Briefe an Knebel mich in dieſe Dispoſition verſetzt." In einem uns erhaltenen Briefe an Knebel aus jener Zeit bemerkt Jean Paul, mit Beziehung auf Goethe's römiſche Elegieen, „man bedürfe in ſo ſtürmiſchen Tagen eher eines Tyrtäus, als eines Properz." War dieſe Aeußerung es, was Goethe'n den Chineſen in Rom eingab, ſo hat die Replik keine directe Beziehung auf den Angriff. Er rächt ſich

dann, indem er Jean Paul's Manier, seine bunten, modernen Schnitzarbeiten gegen die solide Simplicität der Alten, welcher er selbst nacheiferte, herabsetzt. In späterer Zeit urtheilte Goethe günstiger über Jean Paul's Poesie. In den Anmerkungen zum westöstlichen Diwan vergleicht er ihn mit den orientalischen Dichtern und gibt zu, daß sich durch alle seine wunderlichen Phantasiesprünge und Gedankenverschränkungen ein geheimer ethischer Faden hindurchschlinge, der das Ganze zu einer gewissen Einheit verknüpfe.

Die Krone aber von Goethe's Beiträgen zum Musenalmanach des Jahres 1797, und daher auch von Schiller mit dem Ehrenplatz an der Spitze desselben bedacht, ist das herrliche Gedicht Alexis und Dora. Goethe scheint sich mit demselben im Anfange Juni's beschäftigt zu haben. In einem Briefe vom 10. an Schiller heißt es: „Die Idylle (als solche war es ursprünglich in der Ueberschrift bezeichnet) und noch sonst ein Gedicht sollen bald auch kommen." Gegen die Mitte des Monats war das Stück fertig. Unter dem 18. schreibt Schiller: „Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll, und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer seyn, einen zweiten Fall

zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird." Nur gegen Eines hatte Schiller Etwas zu erinnern, daß nämlich am Schlusse des Gedichtes die Eifersucht so dicht neben die Liebe gestellt, und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlungen werde; er wisse sich dieß vor seinem Gefühle noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich er nichts Befriedigendes dagegen einwenden könne. Nur das fühle er, daß er die selige Trunkenheit, mit welcher Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gern immer festhalten möge. Goethe erwiederte: „Für die Eifersucht am Ende habe ich zwei Gründe: Einen aus der Natur, weil wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und Einen aus der Kunst, weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat, und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters (die vier Schlußverse) wieder in's Leidliche und Heitere zurückgeführt wird. So viel zur Rechtfertigung des unerklärlichen Instincts, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden."*) — Die ursprüngliche Bezeichnung „Idylle" wurde später weggelassen, und das Gedicht unter die Elegieen aufgenommen. Und wohl mit Recht; denn wenn auch die Einfachheit der Verhältnisse und, um mit Jean Paul zu reden, das Vollglück in der Beschränkung, das uns hier vorgeführt

*) Vergl. die Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe I,

wird, den Namen Idylle zu rechtfertigen ſcheint, ſo iſt das Gedicht doch, namentlich gegen den Schluß, von einem für die Idylle zu paſſionirten Gefühlsſtrome durchfloſſen, und der Grundton iſt vielmehr, wie Kurz treffend bemerkt, elegiſch im engern Sinne. „Sehnſüchtiges Verlangen, wehmüthige Erinnerung, bebendes Hoffen ſind die Ideen, welche in immer neuer Form auftauchen; der Dichter wollte uns ja ſchildern, wie Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.“ Dadurch beſonders, daß das Ganze nicht in Form einer ſtetig fortſchreitenden, unmittelbaren Erzählung, ſondern als monologiſcher Gefühlserguß behandelt iſt, der uns das Geſchehene im Spiegel der Erinnerung zeigt, wird dem Gedichte ein entſchiedener elegiſcher Charakter aufgedrückt.

Indem wir von der Betrachtung dieſer Productionen zur Erzählung zurückkehren, und dabei an den zuletzt erwähnten Aufenthalt Goethe's zu Jena im Anfange Juni's anknüpfen, werden wir immer wieder zu Arbeiten geführt; denn künſtleriſches Bilden und wiſſenſchaftliches Forſchen iſt ihm jetzt das eigentliche Leben. Gleich nach der Rückkehr von Jena ergab er ſich dem „ſtrengſten Fleiße“ und erwählte ſich beinahe, wie er an Schiller berichtete, deſſen Lebensart, indem er kaum noch aus dem Hauſe ging. Neben den Xenien, Cellini und dem Roman beſchäftigten ihn auch die ſchönen Sommermonate hindurch Beobachtungen über Pflanzen und Inſecten. Schiller's Klage der Ceres gab ihm um die Mitte Juni's einen Anſtoß, ſeine botaniſchen Unterſuchungen wieder aufzunehmen; er erzog eine Anzahl Pflanzen im Finſtern,

um alsdann seine Erfahrungen mit den schon bekannten zu vergleichen. Dann heißt es weiter in einem Briefe an Schiller vom 30. Juli: „In meinen Beobachtungen über Pflanzen und Insecten habe ich fortgefahren und bin ganz glücklich darin gewesen. Ich finde, daß, wenn man den Grundsatz der Stetigkeit recht gefaßt hat und sich dessen mit Leichtigkeit zu bedienen weiß, man weder zum Entdecken noch zum Vortrag bei organischen Naturen Etwas weiter braucht. Ich werde ihn jetzt auch an elementarischen und geistigen Naturen probiren, und er mag mir eine Zeitlang zum Hebel und zur Handhabe bei meinen schweren Unternehmungen dienen." Am 6. August berichtete er hocherfreut an Schiller, er habe das schönste Phänomen, das ihm in der organischen Natur vorgekommen, entdeckt, und schickte ihm eine Beschreibung desselben. Wie aus dem Folgenden hervorgeht, betraf es die Entwickelung der Schmetterlinge. „Ich weiß nicht," fügte er hinzu, „ob das Phänomen bekannt ist; ist es, so verdienen die Naturforscher Tadel, daß sie ein so wichtiges Phänomen nicht auf allen Straßen predigen, anstatt die Wißbegierigen mit so vielen matten Details zu quälen." Er dehnte die Untersuchungen auch auf Schlüpfwespen und andere Insecten aus, und überzeugte sich immer mehr, daß man durch den Begriff der Stetigkeit den organischen Naturen trefflich beikommen könne. „Ich bin jetzt daran," meldete er am 10. August, „mir einen Plan zur Beobachtung aufzusetzen, wodurch ich im Stande seyn werde, jede einzelne Bemerkung an ihre Stelle zu setzen, es mag dazwischen fehlen, was will;

habe ich das einmal gezwungen, so ist Alles, was jetzt verwirrt, erfreulich und willkommen."

So friedlichen Studien und Beschäftigungen war Goethe am Nordsaume des Thüringerwaldes hingegeben, während im Süden desselben gewaltige Kriegsungewitter hin und her zogen. „Wir wollen das Gebirge," schrieb er den 30. Juli an Schiller: „das uns sonst die kalten Winde schickt, künftig als eine Gottheit verehren, wenn es dießmal die Eigenschaften einer Wetterscheide hat." Die projectirte Reise nach Italien, für welche jetzt der anberaumte Termin herbeigerückt war, durfte unter solchen Umständen nicht angetreten werden; und sein Schmerz darüber war nicht gering. „Sie werden, mein Lieber," heißt es in einem Briefe vom 2. August an Schiller, „noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, welches in meinem Alter so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Cultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden, was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nützen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden. Des guten Meyer's Beobachtungen schmerzen mich; er hat selbst nur den halben Genuß davon, wenn sie für mich nur Worte bleiben sollen; und daß ich jetzt keine Arbeit vor mir sehe, die mich beleben und erheben

könnte, macht mich auch verdrießlich. Eine große Reise und viele von allen Seiten zudringende Gegenstände wären mir nöthiger, als jemals." Es befremdet vielleicht, ihn hier von Mangel an belebender Arbeit reden zu hören, da wir ihn doch gerade um diese Zeit in seine Lieblingsforschungen versenkt finden. Allein sie boten keinen vollen Ersatz für die lang getragene liebe Bürde, deren er sich eben entledigt hatte, für Wilhelm Meister's Lehrjahre. „Der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit," schrieb ihm Schiller mit Beziehung hierauf, „ist immer mehr traurig als erfreulich. Das ausgespannte Gemüth sinkt zu schnell zusammen, und die Kraft kann sich nicht sogleich zu einem neuen Gegenstande wenden."

Indem wir im Begriffe stehen, mit dem Dichter von dieser vieljährigen und bedeutenden Production einstweilen Abschied zu nehmen, scheint uns zunächst eine übersichtliche Darstellung ihrer Entstehungsgeschichte und eine kurze Charakteristik des ganzen Werkes obzuliegen. Bei näherer Erwägung zeigt es sich jedoch angemessener, dieß einer spätern Stelle im vierten Theile vorzubehalten, wo sich mehrere verwandte Werke dieser Art im Zusammenhange betrachten lassen.

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in Jena; Beschäftigung mit Hermann und Dorothea. Rückkehr nach Weimar. Freitagsgesellschaft. Aufenthalt in Ilmenau. Naturbetrachtungen. Elegie Hermann und Dorothea. Xenienſturm. Reise nach Leipzig. Neuer Aufenthalt in Jena; Hermann und Dorothea fast beendigt. Israel in der Wüste. Plan eines neuen epischen Gedichtes. Nochmaliger Aufenthalt in Jena; reiche Productivität daselbst; Hermann und Dorothea beendigt; Gedicht, Balladen, Beschäftigung mit Faust. Ueber Laokoon. Besuche von Hirt, Lord Bristol, Schiller. Brief-Autodafé.

Um sich Trost für die vereitelte Hoffnung auf einen abermaligen römischen Aufenthalt zu suchen, begab sich Goethe am 18. August 1796 wieder in die Nähe seines Freundes nach Jena und blieb dort bis in den Anfang des Octobers. Leider wurde ein Theil dieser Zeit durch traurige Ereignisse in Schiller's Familie und durch Krankheit desselben getrübt. Die Hauptfrucht, die Goethe dießmal hier gewann, waren die vier ersten Gesänge von Hermann und Dorothea. Er hatte sich jetzt, wie er an Jacobi schrieb, ganz auf das Epische geworfen, und wollte sehen, „am Ende seiner Laufbahn auch noch um diesen Eckstein herum zu kommen.“ Der Wunsch, ein episches Gedicht im reinern und engern Sinne zu unternehmen, mußte besonders über der langdauernden, mühereichen Beschäftigung mit dem „Pseudo-Epos“ Wilhelm Meister in ihm recht lebendig werden. In solcher Disposition nun war

er im Mai 1795 von Schiller auf die Luiſe von Voß aufmerkſam gemacht worden, die ihm ſogleich das lebhafteſte Intereſſe abgewann. Wie es aber in ſeiner Natur lag, bedeutende dichteriſche Productionen Anderer nicht leicht mit einer paſſiven Freude aufzunehmen, ſondern durch Aufregung der eigenen Productivität gegen den mächtigen fremden Eindruck rückzuwirken: ſo hat er ſich auch wohl damals ſchon mit dem Plane zu Hermann und Dorothea vielfach in Gedanken beſchäftigt, wenn gleich der Briefwechſel mit Schiller darüber ſchweigt. Die erſte Conception des Werkes fällt ſogar noch in eine frühere Zeit; denn, wie Schiller am 28. October 1796 an Körner ſchrieb, hatte der Dichter die Idee ſchon mehrere Jahre mit ſich herumgetragen, ehe er zur Ausführung ſchritt; das Werk, fügte er hinzu, ſey nicht durch die Luiſe von Voß veranlaßt, aber doch neuerdings dadurch geweckt worden, übrigens ganz in Goethe's Manier, mithin der Voſſiſchen völlig entgegengeſetzt. Ich vermuthe, daß Goethe ſich während des vorigjährigen Aufenthaltes (Auguſt und September 1795) im „einſam thätigen" Ilmenau viel mit dem Gegenſtande beſchäftigte. „Ich war immer gern hier," ſchrieb er am 29. Auguſt, „und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles ſteht: Gegend, Menſchen, Klima, Thun und Laſſen. Ein ſtilles, mäßiges, ökonomiſches Streben, und überall der Uebergang vom Handwerk zum Maſchinenwerk, und bei der Abgeſchnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt, als manches Städtchen im zugänglichen flachen Lande. Noch habe

ich auch keine Idee gehabt, die nicht hierher paßte.“ Wahrscheinlich hängt die wunderliebliche Idylle oder Elegie Alexis und Dora, deren wir oben gedachten, ihrer Conception nach mit Hermann und Dorothea zusammen. Dasselbe Grundmotiv (die bevorstehende Entfernung der Liebenden von einander) bringt Drang und Beschleunigung in die Handlung beider Dichtungen, und fast ganz anwendbar ist auf unser bürgerliches Epos, was wir Schiller über die Idylle sagen hörten.*) Die erste bestimmte Hindeutung auf unser Epos findet sich in dem oben erwähnten Briefe Schiller's an Körner vom 28. October 1796, worin er sagt, daß er schon vier Gesänge von Goethe habe vortragen hören. „Die Ausführung,“ fügt er hinzu, „die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb.“

So konnte unser Dichter, als er in den ersten Tagen des Octobers Jena verließ, mit der Ausbeute seines dießmaligen Aufenthaltes daselbst sehr wohl zufrieden seyn; denn er hatte einen Schatz größtentheils gehoben, der zu den schönsten und

*) S. oben S. 402 f. In einem Briefe an Meyer vom 5. December 1796 behauptet Goethe, er sey durch „Alexis und Dora“ in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größern ausgedehnt habe, das sich völlig in der epischen Form darstelle und sechs Gesänge und etwa 2000 Hexameter erreichen werde.

edelſten gehört, die er aus der Fülle ſeines Geiſtes der Nation zum Geſchenk gebracht. In Weimar kam er ſogleich wieder in ein ſehr zerſtreutes Leben hinein. Am 6. und 7. October wurden Ausflüge nach Schwanſee und Ettersburg gemacht, dann ſetzte ihn am folgenden Tage ein Brand in der Jakobsvorſtadt in Bewegung. Auch begann die Jahreszeit wieder auf ihm zu laſten; er arbeitete jetzt nur, ſchrieb er an Schiller, um dieſe paar Monate zu überſtehen und die ungünſtige Zeit der kurzen Tage und des traurigen Wetters nicht ganz unnütz zu verlieren. Die letzten Geſänge von Hermann und Dorothea mußte er unter ſolchen Umſtänden noch „eine Zeit im Limbo verweilen laſſen;“ nur der Cellini ließ ſich, als eine leichte Arbeit, weiter fördern. Eine Erquickung für ihn war in dieſen Tagen ein Beſuch Blumenbach's, der einen ſehr intereſſanten Mumienkopf mitbrachte. Am 26. October meldet er Schiller'n, er habe in der letzten Zeit die Eingeweide der Thiere näher zu betrachten angefangen und hoffe, wenn er hübſch fleißig fortfahre, den Winter über dieſen Theil der organiſchen Natur recht gut durchzuarbeiten.

Um mehr Anregung und Abwechſelung in ſein Leben zu bringen, eröffnete er am 14. October wieder ſeine Freitagsgeſellſchaft. Es war dieß ein ſeit dem Jahre 1791 beſtehender Verein, der ſich Anfangs jeden erſten Freitag im Monat bei der Herzogin Amalia, jetzt aber in Goethe's Hauſe alle 8 oder 14 Tage verſammelte. In den Statuten hieß es:*)

*) S. in Böttiger's literariſchen Zuſtänden und Zeitgenoſſ

und es war ihm um so lieber, daß er zufälliger Weise diese Betrachtungen erneuerte, als ohne sie, wie er an Schiller schrieb, „die berühmte Morphologie doch nicht vollständig werden würde.“

Der Rest des Jahres entschwand Goethe'n über dem Cellini, der Durcharbeitung der ersten Gesänge von Hermann und Dorothea und fleißigen Naturbetrachtungen. Bisweilen ging auch dazwischen eine Reihe von Tagen „zwar nicht unbeschäftigt, doch leider beinahe unbenutzt“ herum; und bei heiterm Winterwetter lockte ihn manchmal eine schöne Eisbahn in's Freie. „Die Naturbetrachtungen,“ berichtete er Schiller'n am 15. November, „freuen mich sehr. Es scheint eigen, und doch ist es natürlich, daß zuletzt eine Art von subjectivem Ganzen herauskommen muß. Es wird, wenn Sie wollen, eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht gebe, so brauche ich die Hülfsmittel anderer Sinne sehr sparsam, und alles Raisonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung.“ Also auf Morphologie (Metamorphosenlehre) und Chromatik concentrirte sich vorzugsweise sein naturwissenschaftliches Interesse. Besonders gingen „seine Optica“ gut vorwärts, obgleich er sie jetzt, wie er an Schiller (den 17. December) schrieb, „mehr als Geschäft, denn als Liebhaberei“ trieb. „Knebel nimmt Antheil daran,“ heißt es weiter, „was mir von großem Vortheil ist, damit ich nicht allein mir selbst, sondern auch Anderen schreibe. Uebrigens ist und bleibt es vorzüglich eine Uebung des Geistes, eine

Beruhigung der Leidenſchaften, und ein Erſatz für die Leidenſchaften, wie uns Frau von Stael umſtändlich dargethan hat.“ *)

Eine liebliche poetiſche Blüthe entlockte indeß auch noch das letzte Viertel des Jahres 1796 unſerm Dichter; es war das Proömium zu ſeinem idylliſchen Epos, die Elegie Hermann und Dorothea. Am 7. December ſchrieb er an Schiller: „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünſche. Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegieen anzufangen. Die zweite wird wahrſcheinlich die Sehnſucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und ſo werde ich weiter, entweder zu Hauſe oder auf der Reiſe, fortfahren.“ Schiller antwortete darauf: „Ihre Elegie macht einen eigenen tiefen, rührenden Eindruck, der keines Leſers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine beſtimmte Exiſtenz **) gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe, ſchöne Ruhe miſcht ſich darin ſo ſchön mit der leidenſchaftlichen Farbe des Augenblicks. Es iſt mir eine neue, troſtreiche Erfahrung, wie der poetiſche

*) In ihrem Werke: De l'influence des Passions etc., einer Schrift voll geiſtreicher, zarter und kühner Bemerkungen, womit ſich unſer Dichter um dieſe Zeit viel beſchäftigte.

**) Schiller dachte an die Anſpielungen auf die Römiſchen Elegieen (V. 1), die Xenien (V. 2), die optiſchen Beiträge (V. 5), auf Goethe's häusliche Verhältniſſe (V. 23 und V. 24), ſeine Beziehungen zu Friedr. Aug. Wolf (V. 27), Voß (V. 35) u. ſ. w.

Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst gibt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können." Das Einzige, was er Göthe'n zu bedenken gab, war, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichtes auch ganz günstig sey. In den nächsten zwei, drei Monaten, fürchtete er, könne beim Publicum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xenienbichter zu seyn. Goethe antwortete: „Was das Drucken betrifft, darüber bleibt Ihnen das Urtheil ganz anheimgestellt; ich bin auch zufrieden, daß die Elegie noch ruht. Ich werde sie indeß in der Handschrift Freunden und Wohlwollenden mittheilen; denn ich habe aus der Erfahrung, daß man zwar bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht belehren kann, aber seine Freunde zu stärken Ursache hat."

Wohl hatte er Ursache dazu; denn mittlerweile hatten die Xenien „die mordbrennerischen Füchse," die er und Schiller in Deutschlands literarische Gefilde hinausgejagt, Alles in Feuer und Flammen gesetzt. Nahe und fern war man in Bewegung; in Gespräch und Briefwechsel summten die Xenien fort und fort, des Verwunderns, des Rathens war kein Ende; leiser Groll und lauter Zorn, geheime und offene Schadenfreude gaben sich zu erkennen. „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau," sagt Franz Horn in seinen Dichtercharakteren, „und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse

für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang.“ Kein Wunder, daß in Monatsfrist eine neue Auflage nöthig wurde. Von Herder ließ es sich, obwohl er verschont geblieben war, nicht anders erwarten, als daß er ein grimmiges Gesicht zu den Xenien machen würde; hatte er doch schon eine Zeit lang her die Arbeiten der beiden Dichter mit entschiedener Kälte aufgenommen, und dagegen „das Alte und Vermoderte“ recht absichtlich in seinen Confessionen über die deutsche Literatur herausgestrichen. Aber auch der liberalere Wieland, der so gnädig behandelt war, meinte in einem Briefe an Göschen, beide Dichter hätten sich durch eine Farce und einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich sey, eine so pöbelhafte Behandlung, wie sie jetzt von allen Seiten erdulden mußten, selbst zugezogen; sie hätten es voraussehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumschlägt. Voß sogar, der vielleicht über Gebühr Erhobene, war verstimmt und verdrießlich über diese „Menschenausstellung.“ Er meinte, wie uns seine Gattin berichtet, Witz und Laune dürfe nicht angewandt werden, Anderen wehzuthun oder gar zu schaden; es sey Unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen u. s. w., an sein Alter zu erinnern. In Gotha zürnte man wegen des Angriffs auf Schlichtegroll, den der Herzog sehr hoch hielt. In Berlin und Leipzig war die Aufregung unbeschreiblich; Nicolai nannte den dießjährigen Almanach den Furien-Almanach. Ein Anderer äußerte, jetzt sey noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Auch in Kopenhagen

herrſchte Entrüſtung, wie Schiller von der Gräfin von Schimmelmann erfuhr. Goethe, dem er es mittheilte, erwiederte, er hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Oſtſee aus den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Exiſtenz des Teufels nehmen würden, womit ihnen denn doch ein ſehr weſentlicher Dienſt geſchehe, obgleich es freilich von der andern Seite ſchmerzlich ſey, daß ihnen die unſchätzbare Freiheit, leer und abgeſchmackt zu ſeyn, auf eine ſo unfreundliche Art verkümmert werde. Nur wenige Männer, wie Körner, die beiden Humboldt, Friedrich Auguſt Wolf, erhoben ſich zu einer freieren Würdigung der Xenien, die Meiſten unter den Wohlwollenden konnten es nur zur Toleranz bringen.

Es blieb aber nicht bei lebhaften brieflichen und mündlichen Expectorationen, ſondern bald ſtürzten auch, wie aus gehobenen Schleuſen, öffentliche Entgegnungen hervor, in Verſen und in Proſa. Zuerſt präludirten einige Angriffe in Zeitſchriften, dann folgte eine ganze Reihe ſelbſtſtändiger Schriften, unter anderen „Gegengeſchenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gäſten," deren Verfaſſer Manſo und der Buchhändler Dyk waren, und „Literariſche Spießruthen oder die hochadeligen und hochberüchtigten Xenien; mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii & Ramleri," von Daniel Jeniſch aus Berlin; als Anhang war dem Büchlein Wieland's Urtheil über den Muſenalmanach aus dem Merkur beigedruckt, eine „Oration," wie Schiller urtheilte, „welcher Nichts fehle, als daß ſie im Reichsanzeiger ſtehe." Nicolai ſchrieb einen „Anhang zu Schiller's

Musenalmanach.“ Gleim, „der alte Peleus,“ raffte sich auch empor und ließ ein Büchlein drucken „Kraft und Schnelle des alten Peleus,“ welches aber nur den Beweis lieferte, wie richtig die Xeniendichter über ihn geurtheilt hatten. Ein Halberstädter gab Parodieen auf die Xenien, „ein Körbchen voll Stachelrosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt“ heraus, ein anderer Anonymus einen „Mückenalmanach für das Jahr 1797,“ worin ein Distichon lautet:

Bekenntnisse einer schönen Seele.
Zur Erquickung geduldiger Seelen hat Wolfgang von Goethe,
Dichter, Minister und Christ, uns die Geschichten erzählt.

Claudius schrieb „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung,“ ein Unbekannter „Verlocken an den Schiller'schen Musenalmanach von 1797,“ ein Lehrer am Pädagogium zu Halle, Fulda: „Trogalien zur Verdauung der Xenien,“ worin sich das fälschlich auf Voss's Rechnung gehende Distichon findet:

– ⏑ ⏑ – – – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Schiller war über einige dieser Angriffe verstimmt und ärgerlich; besonders verdroß es ihn, daß man ihm die miserable Rolle des Verführten zutheilte. Goethe dagegen blieb heiter und wohlgemuth und fand das Betragen des Volkes ganz nach seinem Wunsche. „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik,“ schrieb er an Schiller, „daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll,

Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf Zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen." Und ganz im Sinne der letzteren Worte trieb er in einem andern Briefe den Freund zur Ausführung des Wallenstein an, da sie nach dem tollen Wagstück mit den Xenien sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten.

Von der Wirkung der Xenien in der Ferne hatte Goethe bald Gelegenheit, sich mit Aug' und Ohr zu überzeugen; denn gleich nach Weihnachten trat er mit dem Herzog eine vierzehntägige Reise nach Leipzig an. Er erstattete von dort aus am 1. Januar 1797 folgenden Bericht an Schiller: „Nachdem wir am 28. December uns durch die Windwehen auf dem Ettersberge durchgewürgt hatten und auf Buttelstedt gekommen waren, fanden wir recht leidliche Bahn und übernachteten in Rippach. Am 29. früh um 11 Uhr waren wir in Leipzig und haben der Zeit eine Menge Menschen gesehen, waren meist

Mittags und Abends zu Tische geladen, und ich entwich mit Noth der einen Hälfte dieser Wohlthat. Einige recht interessante Menschen haben sich unter der Menge gefunden, alte Freunde und Bekannte habe ich auch wieder gesehen, so wie einige vorzügliche Kunstwerke, die mir die Augen wieder ausgewaschen haben. Nun ist heute noch ein saurer Neujahrstag zu überstehen, indem früh Morgens ein Cabinet besehen, Mittags ein großes Gastmahl genossen, Abends das Concert besucht wird, und ein langes Abendessen darauf gleichfalls unvermeidlich ist. Wenn wir nun so um 1 Uhr nach Hause kommen, steht uns, nach einem kurzen Schlafe, die Reise nach Dessau bevor, die wegen des eingefallenen starken Thauwetters einigermaßen bedenklich ist; doch wird auch das glücklich vorübergehen. So sehr ich mich freue, nach dieser Zerstreuung bald zu Ihnen in die Jenaische Einsamkeit zurückzukehren, so lieb ist mir's, daß ich einmal wieder eine große Menschenmasse sehe, zu der ich eigentlich gar kein Verhältniß habe." In den Annalen erzählt Goethe noch, daß er in Leipzig einen großen Ball besucht, wo die Herren Dyk und Comp., und wer sonst noch durch die Xenien verletzt oder erschreckt war, ihn mit Apprehension wie das böse Princip betrachteten. „Indessen," heißt es weiter, „ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft und man konnte sich der frühesten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern." Poetischen Gewinn trug ihm die Reise nicht ein, außer daß er den Schluß von Hermann und Dorothea vollends schematisirte.

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, so beeilte er

sich dort „nur ein wenig Ordnung zu machen," um alsdann Schiller'n einen wenn auch nur kurzen Besuch abzustatten. Es drängte ihn dießmal außerordentlich, den Freund wiederzusehen, denn er befand sich „fast in dem Zustande, daß er vor lauter Materie nicht mehr schreiben konnte, bis er wieder mit ihm zusammen gewesen und sich recht ausgeschwätzt hatte." So riß er sich denn um die Mitte des Januar aus seinen Geschäften los und führte seinen einsamen Freund durch die klarsten Beschreibungen wieder einmal in die Weite der Welt und des Lebens, was diesem stets einen großen Genuß gab. Noch mehr aber freute sich Schiller über die lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Thätigkeit, womit Goethe von der Reise heimgekehrt war. „Ein neues, schöneres Leben," schrieb ihm Schiller nach dem Besuche, „thut sich dadurch vor Ihnen auf; es wird sich auch mir in dem Werke (Hermann und Dorothea), es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mittheilen und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wissen; es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwickelungen Ihres Wesens nicht ein gewisser nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müssen eine gewisse, nicht sehr kurze Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zerfallen war und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte. Jetzt, däucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweite Jugend ist die

Jugend der Götter und unsterblich wie diese." Goethe leugnete im Antwortschreiben nicht, daß ihm die Epoche, in die er eingetreten, selbst sehr merkwürdig sey; er sey darüber leider noch nicht ganz beruhigt, denn er schleppe von der analytischen Zeit noch so Vieles mit, was er nicht los werden und kaum verarbeiten könne.

So groß seine Sehnsucht nach poetischer Thätigkeit und namentlich nach der Vollendung von Hermann und Dorothea war, so konnte er doch jetzt in Weimar nicht dazu gelangen. Es erwarteten ihn hier wieder allerlei äußere Geschäfte. Unter Anderm verhandelte er an Vieweg sein episches Gedicht, welches zur Michaelismesse als Taschenbuch erscheinen sollte, und schloß einen Contract mit Caroline Jagemann, durch deren Beitritt das Theater ein neues Leben gewann. Unter solchen Umständen war an keine ästhetische Stimmung zu denken; indessen schlossen sich die Farbentafeln immer besser an einander und in Betrachtung organischer Naturen war er auch nicht müßig. „Es leuchten mir," schrieb er den 29. Januar an Schiller, „in diesen langen Nächten ganz sonderbare Lichter; ich hoffe, es sollen keine Irrwische seyn." In den Frühstunden arbeitete er am Cellini weiter, wovon er am 1. Februar an Schiller ein starkes Heft als Beitrag für die Horen schickte. Dazwischen kam ihm auch die Idee zu einem neuen Märchen zu. „Es ist nur gar zu verständlich," schrieb er an Schiller, „drum will mir's nicht recht behagen; kann ich aber das Schiffchen auf dem Ocean der Imagination recht herumjagen, so gibt es doch vielleicht eine leidliche Composition, die den Leuten besser gefällt, als wenn sie besser wäre. Das Märchen

mit dem Weibchen im Kasten (die spätere „neue Melusine“) lacht mich auch manchmal wieder an; es will aber noch nicht recht reif werden. Uebrigens sind jetzt alle meine Wünsche auf die Vollendung des epischen Gedichtes gerichtet, und ich muß meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann.“ So begnügte er sich denn einstweilen damit, die drei ersten Gesänge nochmals durchzuarbeiten und auszufeilen, die er am 18. Februar an Schiller zur Revision übersandte.

Um endlich aber auch zur Ausführung der letzten Gesänge Muße und Sammlung zu gewinnen, begab er sich gegen Ende Februars wieder nach Jena. Allein hier befiel ihn sogleich ein starker Katarrh, der ihn auf mehr als acht Tage in sein Zimmer bannte. „Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt,“ klagte er humoristisch in einem Billet an Schiller vom 27. Februar; „ich sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus; der Kopf ist mir eingenommen, und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freien Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren; vielmehr muß sie dem Salmiak und Liquiritiensaft, als Dingen, die an sich den häßlichsten Geschmack haben, wider ihren Willen die Existenz zugestehen. Wir wollen hoffen, daß wir aus der Erniedrigung dieser realen Bedrängnisse nächstens zur Herrlichkeit poetischer Darstellungen gelangen werden, und glauben dieß um so sicherer, als uns die Wunder der stetigen Naturwirkungen bekannt sind.“ Seine Hoffnung ging in Erfüllung. Nachdem er sich ein paar Tage mit den Insecten und der Durcharbeitung des

vierten Gesanges beschäftigt, begannen die Musen ihm günstig zu werden; und so entschloß er sich, obwohl der Katarrh auf dem Abmarsch war, seinen Hausarrest noch auf einige Tage zu verlängern; „denn der Gewinnst," meinte er, „wäre doch zu groß, wenn man so unversehens an's Ziel gelangte." In einigen Zeilen vom 3. März heißt es: „Ich kann glücklicher Weise vermelden, daß das Gedicht im Gange ist, und, wenn der Faden nicht abreißt, wahrscheinlich glücklich vollbracht werden wird. So verschmähen also die Musen den asthenischen Zustand nicht, in welchen ich mich durch das Uebel versetzt fühle." — „Die Arbeit rückt zu," lautet weiter ein Briefchen vom 4. März, „und fängt schon an Masse zu machen, worüber ich denn erfreut bin und Ihnen als einem treuen Freunde und Nachbar die Freude sogleich mittheile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben; und ist er nur erst einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst. Merkwürdig ist's, wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem idyllischen Ursprunge hinneigt." Damit bricht der Jenaische Billetwechsel der beiden Freunde ab, weil ihre täglichen Zusammenkünfte wieder begannen.

Jetzt aber, wo Goethe wieder ausging, bekam sein episches Gedicht ein Paar Concurrenten an der Naturforschung und der philosophischen Speculation. „Der jüngere Herr v. Humboldt ist hier," schrieb er am 18. März an Meyer, „dessen großer Rotation in physikalischen und chemischen Dingen man auch nicht widerstehen kann; sodann gibt Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre stückweise in einem philosophischen Journal heraus, die wir denn Abends zusammen

durchgehen; und so überschlägt sich die Zeit wie ein Stein vom Berge herunter." Bei dieser Gelegenheit legt er das merkwürdige Geständniß ab, daß eigentlich doch für ihn, als einen zum Künstler Geborenen, die Speculation und das Studium der Naturlehre falsche Tendenzen seyen, denen man freilich nicht ausweichen könne, weil alles Umgebende gewaltsam dahin strebe. War er mit Schiller allein, so drehte sich das Gespräch meist um Hermann und Dorothea und Wallenstein, wobei, wie Schiller an Körner berichtet, alle Ideen über epische und dramatische Dichtkunst in Bewegung kamen. Goethe blieb noch bis in den Anfang Aprils, und hatte, trotz aller sonstigen Interessen, welche ihn beschäftigten, die Freude, nun auch die fünf übrigen Gesänge seines epischen Gedichtes, bis auf einen Theil des letzten, nach Weimar mitzunehmen.

Hier gerieth er, herkömmlicher Weise, alsbald wieder durch vielerlei kleine Geschäfte in eine solche Zerstreuung, daß er sich an Nichts wagen durfte, wozu er eine reine Stimmung brauchte. Indeß erwuchs ihm während dieser Tage aus der Anwesenheit Wilhelm von Humboldt's ein nicht unbedeutender Gewinn für sein episches Gedicht. Dieser hielt mit ihm ein prosodisches Gericht über die letzten Gesänge, wobei die Fehler und Flecken, die sich fanden, so viel als möglich getilgt wurden. Zwischendurch gingen in der Correspondenz mit Schiller die zu Jena angeknüpften Untersuchungen über Epos und Drama fort; und im Interesse seiner epischen Bestrebungen las Goethe fleißig im Homer und im alten Testament. Indem er hier den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, reizten ihn auf's Neue die Widersprüche der fünf Bücher Mosis zu kritischen

Unterſuchungen.*) Es war ihm ſehr willkommen, wieder einmal auf kurze Zeit Etwas zu haben, bei dem er mit Intereſſe im eigentlichen Sinne ſpielen konnte. Denn die Poeſie, wie er und Schiller ſie ſeit einiger Zeit trieben, meinte er, ſey doch eine gar zu ernſthafte Beſchäftigung. „Meine kritiſch-hiſtoriſch-poetiſche Arbeit," berichtete er am 15. April dem Freunde, „geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher ſich ſelbſt widerſprechen und ſich ſelbſt verrathen, und der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft darauf hinaus, das menſchlich Wahrſcheinliche von dem Abſichtlichen und bloß Imaginirten zu ſondern, und doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden." So entſtand der Aufſatz „Iſrael in der Wüſte," den Goethe ſpäter in die „Noten und Abhandlungen zum beſſern Verſtändniß des weſt-öſtlichen Diwans" aufgenommen hat. Eine doppelte Aufgabe hatte er ſich hier geſtellt. Einmal verſuchte er die ganze Begebenheit des wunderlichen Zugs der Iſraeliten aus dem Charakter des Führers zu entwickeln, und zweitens die Vermuthung zu begründen, daß der Zug keine vierzig, ſondern kaum zwei Jahre gedauert. Beigefügte Tafeln, worauf die Stationen der Kinder Iſraels verzeichnet waren, erleichterten die Ueberſicht des Ganzen.

Unterdeſſen beſchäftigte ihn aber auch ſchon wieder der Plan zu einem neuen epiſchen Gedichte. Goethe muß ſchon während des letzten Aufenthaltes zu Jena mit ſeinem Freunde über daſſelbe verhandelt haben, da er ſich darauf in einem Briefe vom 19. April als auf eine bekannte Sache

*) Vergl. Th. II, S. 23 f.

bezieht. Er äußert hier gegen Schiller die Besorgniß, es möge diesem zweiten Gedichte eine Haupteigenschaft fehlen, die, nach seinen jüngsten Untersuchungen, ihm beim Epos unerläßlich schien, nämlich die Eigenschaft des Retardirens. Schiller erkannte die Forderung des Retardirens an, meinte aber, es gebe zwei Arten, zu retardiren, die eine liege in der Art des Weges, die andere in der des Gehens, und die letztere, schien ihm, könne auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch beim Plan des neuen Gedichtes, statt finden. Jedoch besorgte er, der Stoff möchte schon für sich selbst den Affect zu stark erregen, und die Handlung zu sehr als Zweck interessiren, um, wie es beim Epos nothwendig sey, sich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Die Art, wie Goethe die Handlung entwickeln wolle, scheine ihm mehr der Komödie als dem Epos eigen zu seyn; wenigstens werde er viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende zu nehmen, welches nicht so recht episch sey. Humboldt hatte gleichfalls Bedenken gegen das projectirte Stück; er meinte, es fehle dem Plan an individueller epischer Handlung. So hatte auch Schiller, als Goethe ihm zuerst den Plan entwickelte, immer auf die eigentliche Handlung gewartet; Alles schien ihm nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu seyn, und wie er nun glaubte, daß diese Handlung angehen sollte, war Goethe fertig.

Halten wir neben diese Andeutungen das Gespräch Goethe's mit Eckermann vom 15. Januar 1827, woraus hervorgeht, daß das projectirte epische Gedicht mit der später geschriebenen Novelle (das Kind mit dem Löwen) dem Sujet, der Hand-

lung und dem Gange der Entwickelung nach übereinstimmte: so ist es ganz unbegreiflich, wie Riemer den Inhalt eines in den Wanderjahren erwähnten Jagdgedichtes von beschreibend-didaktischer Art mit dem des zweiten epischen Gedichtes für identisch halten konnte. Goethe bekennt ausdrücklich, daß die Novelle nur im Detail von jenem Gedicht ganz abgewichen sey, wie es die Natur der prosaischen Darstellung verlangte. Mit der Handlung erging es aber Eckermann bei der ersten Lectüre der Novelle ähnlich, wie Schiller bei Anhörung des Gedichtplans. „Ich wußte nicht," erzählt Eckermann, „was ich sagen sollte; ich war überrascht, aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hätten wenigstens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abschließend, dem Ende mehr Breite geben sollen." Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß uns die Novelle den Inhalt des Gedichtes im Wesentlichen erhalten hat; und wie der Novelle, so würde auch dem Gedichte die Idee zu Grunde gelegen haben, „daß das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde."

Schiller war, gerade seines Bedenkens wegen, doppelt begierig, den detaillirtern Plan des Stückes kennen zu lernen. Als aber Goethe am 27. April für ihn einen solchen aufsetzen wollte, gedachte er seiner alten Erfahrung, daß er nie Etwas fertig mache, wovon er den Plan Jemanden vertraut habe, und hielt deßhalb mit demselben zurück. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel blieb das Gedicht unausgeführt, ohne Zweifel, weil er sich selbst überzeugt hatte, daß der Gegenstand zu

einem Epos nicht geeignet ſey. Auch der Gedanke, der ihm bald nachher einfiel, das eigentlich Intereſſante des Sujets in Balladenform darzuſtellen, gelangte nicht zur Ausführung, und ſo trug er den Stoff noch beinahe dreißig Jahre mit ſich herum, bis er ſich endlich ſeiner in der Novelle entledigte.*)

Ein Grund, warum das eben beſprochene Gedicht in's Stocken gerieth, mochte auch darin liegen, daß jetzt, nachdem ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und vorläufige Friedensbedingungen feſtgeſtellt waren, bei Goethe wieder die Hoffnung auf eine neue italieniſche Reiſe erwachte. Er kam dadurch in große Bewegung, konnte aber keinen feſten Entſchluß faſſen, und in dieſem Zuſtande der Unentſchiedenheit machte ihm keine Arbeit recht Freude. Dazu beunruhigte ihn ein Brief von Meyer, worin dieſer über Kränklichkeit und Mißmuth klagte. Goethe machte ſich lebhafte Vorwürfe, daß er, trotz der Umſtände, nicht früher aufgebrochen war, den Freund in Italien aufzuſuchen; er ſtellte ſich deſſen einſames Verhältniß vor, und arbeitete ſo ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um ſich zu zerſtreuen. Endlich beſchloß er, Meyer'n zur Rückkehr aus Italien zu bewegen, und erbot ſich, ihm bis in ſeine Heimath, die Schweiz, entgegen zu reiſen. Ob ſie von dort ſich zuſammen nach Weimar oder nach Italien wenden würden, ſollte einſtweilen von den Umſtänden abhängig bleiben.

---

*) Ausführlicher handelt über das beabſichtigte epiſche Gedicht, wie über die Novelle ein Aufſatz von Düntzer in dem Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff. Bd. 4, Heft 1. S. 1 ff.

In dieser Ungewißheit begab er sich gegen den 20. Mai wieder nach Jena, um dort den letzten Gesang von Hermann und Dorothea zu beendigen. Schiller, dem er diesen Entschluß am 13. Mai ankündigte, fand es recht schön, daß er das Gedicht, welches er hier angefangen, auch hier vollenden wolle. „Die Judenstadt," fügte er hinzu, „darf sich was darauf einbilden." Goethe's dießmaliger Aufenthalt daselbst, der bis zum 16. Juni dauerte, war fast über Erwarten fruchtbar; die Ruhe und Einsamkeit, deren er dort genießen konnte, und Schiller's Nähe bewährten an ihm auf's Neue ihre Kraft. Im Theoretischen förderten sich die beiden Freunde durch gemeinsame Lectüre von Aristoteles' Poetik. Goethe hatte dieses Werk schon vor der Hieherkunft zu Weimar wiederholt mit großem Vergnügen gelesen und es Schillern zugesandt, der seinerseits nicht weniger davon erbaut war. Nach der gemeinschaftlichen Lectüre faßte Schiller in einem Briefe an Körner vom 3. Juni die Resultate ihre Verhandlungen darüber auf folgende Weise zusammen: „Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an,

daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen."

Neben solchen theoretischen Betrachtungen ging aber auch die Praxis lebhaft fort, indem nicht bloß Hermann und Dorothea beendigt und am Cellini und dem Aufsatz „Israel in der Wüste" fleißig gearbeitet wurde, sondern auch einige der schönsten und vollendetsten kleineren Gedichte hier entstanden oder doch zum Abschluß kamen. So theilte Goethe schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit dem Freunde ein Gedicht mit, worauf dieser mit einigen Zeilen vom 23. Mai antwortet: „Dank Ihnen für Ihr liebes Billet und das Gedicht! Dieß ist so musterhaft schön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben kann. Auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums ist es vollendet." Aus dem weiteren Billetwechsel erhellt, daß es „der neue Pausias" oder, wie es in der Correspondenz heißt, das Blumenmädchen war, ein Gedicht, dem in der That Schiller's Lob in vollstem Maße gebührt. Der Dichter hatte es hier auf den Wettstreit mit dem Maler abgesehen. Plinius erzählt, der Maler Pausias von Sicyon habe seine Geliebte, eine geschickte Kranzwinderin,

mit einem Blumenkranz beſchäftigt dargeſtellt, und dieſes Bild ſei eines ſeiner beſten geweſen. Indem nun Goethe das gleiche Sujet poetiſch darzuſtellen beſchloß, verſäumte er nicht, alle Mitttel und Vortheile ſeiner Kunſt in's Spiel zu ſetzen. Mit dem Maler in der Darſtellung der äußern Schönheit der Kranzwinderin und der Pracht des Kranzes wetteifern zu wollen, konnte ihm nicht einfallen; er hatte dazu ſchon frühe Leſſing's Laokoon zu aufmerkſam ſtudirt und war auch durch die Praxis die Grenzen ſeiner Kunſt zu gut gewahr geworden. Aber für dieſen Mangel der poetiſchen Kunſt weiß er uns reichlich zu entſchädigen. Er vergegenwärtigt uns nicht, wie der Maler, einen einzigen prägnanten Moment der Handlung, wobei es der Phantaſie des Beſchauers überlaſſen bleibt, das Vorgehende und Nachfolgende mit eigener Thätigkeit, ſo gut es gehen will, zu ergänzen; nein, er führt uns eine continuirliche Reihe von Momenten, eine ganze Handlung vor, von dem Augenblick an, wo die beiden Liebenden hereintreten, und er den ganzen Blumenvorrath zu den Füßen der ſich hinſetzenden Geliebten ausſchüttet, bis zu dem Schlußmoment, wo ſie, den Reſt der Blumen aus dem Schooße werfend, in ſeine Arme fliegt. Zwiſchen dieſen beiden Endpunkten ſehen wir nun ein immer wechſelndes Bild, wie unter traulichem Geſpräch er ſich zu ihren Füßen niederläßt und ihr den Schooß mit Blumen füllt, dann den Faden, mitunter Blätter reicht, den Glanz der Blumen zu mildern, und nun bald im Anſtaunen ihrer Kunſtfertigkeit, oder der Schönheit ſeiner Geliebten verloren daſitzt, bald einen fertigen Kranz, den ſie ihm verehrt, in der Hand hält und bewundert, bald auch Blicke

und Küſſe mit ihr tauſcht. Aber auch darauf beſchränkt ſich noch nicht das Gemälde des Dichters. Er verſetzt uns auch auf's Lebendigſte in die Zeit ihrer erſten Begegnung zurück und entwirft ein Bild eines tumultuariſchen Schmauſes, das gegen das idylliſch ruhige Bild ihres gegenwärtigen glücklichen Zuſammenſeyns lebhaft contraſtirt und uns die Seligkeit, die ſie jetzt in der Abgeſchloſſenheit vom Getümmel des Lebens empfinden, ſtärker zum Bewußtſeyn bringt. Was aber dem poetiſchen Bilde den größten Vortheil über das maleriſche gibt, iſt dieſes, daß uns durch den innigen Geſprächstauſch die Gemüthsform, der Charakter des Mädchens, ihre liebevolle Hingebung, die Schönheit ihres Herzens lebhafter vergegenwärtigt wird, als es dem Maler möglich war.

Den 27. Mai ſchickte Goethe mit einem Billet an Schiller „ein kleines Gedicht;“ es war vermuthlich „der Schatzgräber, eine poetiſche Erzählung von der paraboliſchen Gattung.*) Die aus demſelben reſultirende Lehre iſt in den Schlußverſen deutlich genug ausgeſprochen. Götzinger ſieht auch in dieſem Gedichte eine „perſönliche Beichte.“ In der That hatte ſich um dieſe Zeit ſtärker, als je, die Ueberzeugung in Goethe befeſtigt, daß der Werth des Lebens nicht ſowohl auf Reichthum und Genuß, als auf Thätigkeit, Fleiß und weiſer Zeitbenutzung beruhe, wie er denn auch damals ſeinem Zöglinge und Freunde Friedrich v. Stein ſchrieb, daß ihm ein altes Symbolum immer wichtiger werde: Tempus divitiæ meæ,

*) Mit Unrecht iſt in Goethe's Werken das Gedicht unter die Balladen gereiht.

tempus ager meus. Am 28. Mai folgte ſchon wieder ein Gedicht, von dem Goethe bemerkte, daß „es ſich an einen gewiſſen Kreis anſchließe.“ Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß es „die Metamorphoſe der Pflanzen“ war. Dieſe Elegie ſchließt ſich an ſeine botaniſchen Studien, ja ſie iſt eigentlich nur die poetiſch geläuterte Quinteſſenz jener gleichnamigen Abhandlung aus dem Jahre 1790. Die Aufnahme, welche dieſe Abhandlung beim Publicum gefunden, war für den Verfaſſer nicht ſehr ermuthigend. Die Männer der Wiſſenſchaft konnten ſich in die neuen Ideen nicht finden; allgemein aber war man unzufrieden, daß der Dichter, der ſeine Kunſt bisher mit ſo ſchönem Erfolge getrieben, ſich auf ein ſo heterogenes Gebiet warf. „Freundinnen,“ erzählt Goethe ſelbſt, „welche mich ſchon früher den einſamen Gebirgen, der Betrachtung ſtarrer Felſen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abſtracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen ſollten ſich durch Geſtalt, Farbe, Geruch auszeichnen; nun verſchwanden ſie aber zu einem geſpenſterhaften Schemen. Da verſuchte ich dieſe wohlwollenden Gemüther durch eine Elegie zu locken. Höchſt willkommen war das Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu erdulden; ſie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckiſcher, neckender Anſpielungen.“ Wer die „eigentliche Geliebte“ war, der das Gedicht zunächſt galt, wiſſen wir aus

Früherm.*) Eine Detailerklärung, deren die treffliche Elegie allerdings würdig und bedürftig ist, verwehrt uns der Umfang dieser Schrift. Wir müssen den Leser auf die Abhandlung aus dem Jahre 1790, als den vollständigsten Commentar, und wen das Volumen derselben abschreckt, auf unsere Erläuterungsschrift über Goethe's Gedichte verweisen.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß Goethe durch die jetzigen Conferenzen und den poetischen Wettkampf mit Schiller zu einer Dichtungsart, die er seit etwa fünfzehn Jahren nicht mehr gepflegt hatte, zur Ballade, entschieden zurückgeführt wurde. Wie es scheint, war Schiller es, der zuerst auf den Gedanken kam, sich in dieser Gattung zu versuchen.**) Schon vor Goethe's Anwesenheit, am 2. Mai, erbat er sich von diesem den Text des Don Juan, weil er eine Ballade daraus zu machen gedenke. Goethe fand die Idee sehr glücklich und ermunterte ihn zur Ausführung. Während ihres jetzigen Zusammenseyns scheinen sie nun den Beschluß gefaßt zu haben, sich beiderseits nach passenden Balladenstoffen umzusehen und in der Ausführung mit einander zu wetteifern. So erblühte noch in diesem Jahre eine Flora von Gedichten, die eine wahre Zierde unserer poetischen Literatur sind. Nach ihnen bezeichnete Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr, so wie das vorhergehende den Namen des Epigrammenjahrs verdient.

---

*) S. oben S. 165 f.

**) Wir erinnern jedoch an „Hero und Leander", womit sich Goethe schon im vorigen Jahre herumtrug.

Am 4. Juni begann Goethe die „Braut von Korinth", das „Vampyrische Gedicht", wie es in seinem Tagebuche benannt ist, und konnte schon am 6. Juni die Reinschrift an Schiller übermachen. Er hat den Stoff wahrscheinlich aus Martin Zeiller's Theatrum tragicum geschöpft, ohne Zweifel aber auch die Grundquelle, woraus alle späteren Darstellungen entlehnt worden sind, den Phlegon Trallianus, gekannt. *) Wie er selbst erklärt, **) trug er sich schon seit früher Jugend mit dem Gegenstande und ließ ihn einer immer reinern Form entgegenreifen. Die Sage versinnlicht die Macht des Liebesbedürfnisses beim jugendlichen Weibe, die so groß ist und so dringend Befriedigung heischt, daß sie auch dann noch nicht ersterben kann, wann schon ihr Herz zu schlagen aufgehört. Ungemein mannichfaltig und geschickt gehandhabt sind die Kunstmittel lebhafter poetischer Gestaltenmalerei, welche hier der Dichter im Einzelnen angewandt hat. In dieser Beziehung verdient das Gedicht die sorgfältigste Detailbetrachtung, wozu freilich hier nicht der Ort ist. ***)

*) Phlegon's Erzählung ist mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 292 ff.

**) Bd. 40, S. 445 f. (Ausg. in 40 B.) Vergl. die Gespräche mit Eckermann (III, 304), wo er behauptet, alle Balladen schon seit vielen Jahren im Kopfe gehabt zu haben.

***) Wir erlauben uns, die Leser zu verweisen auf die Schrift: „Ausgewählte Stücke deutscher Dichter, erläutert u. s. w. von H. Viehoff." Emmerich 1838, Bd. II, S. 95 ff.; oder auch auf unsern Beitrag zur Aesthetik: „Wie malt der Dichter Gestalten? Emmerich 1834. (Anhang.)

„Laſſen Sie Ihren Taucher je eher je lieber erſaufen,“ ſchrieb Goethe am 10. Juni. „Es iſt nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held ſich das entgegengeſetzte Element ausſucht.“ Hieraus ergibt ſich, daß die beiden Freunde ſich gleichzeitig mit dem „Taucher“ und dem „Gott und der Bajadere“ beſchäftigten. Der Gegenſtand dieſes Gedichtes gehört, ſo wie der verwandte, erſt ſpäter ausgeführte „Paria“, nach Goethe's eigenem Geſtändniſſe, gleich der Braut von Korinth, zu den „großen Motiven, Legenden, geſchichtlichen Ueberlieferungen, die ſich ihm ſo tief in den Sinn drückten, daß er ſie lange, lange Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt.“ Vielleicht fiel die erſte Conception in die Zeit jenes frühen epiſchen Gedichtes „Der ewige Jude“, in welchem der Heiland ebenfalls, dem indiſchen Gotte Mahadöh gleich, wieder zur Erde herabſteigt, um der Menſchen Freud' und Qual mitzufühlen. Es iſt wohl der jetzt eben vorherrſchenden Neigung Goethe's zum Epiſchen zuzuſchreiben, und zum Theil vielleicht auch auf Rechnung von Schiller's Beiſpiel zu ſetzen, daß die vorliegende Ballade, wie die Braut von Korinth, epiſch gehalten ſind, während die folgenden, wie wir bald ſehen werden, ſich mehr und mehr zur dramatiſchen Behandlung hinneigen. Die Strophenform iſt vortrefflich gewählt. Die erſten Trochäen entſprechen dem tragiſchen Charakter der ganzen Dichtung, und die daktyliſchen Schlußverſe bringen, indem ſie die Einförmigkeit des metriſchen Ganges wohlthuend unterbrechen, zugleich ein leidenſchaftliches Element in die rhythmiſche Bewegung, gerade wie es der Inhalt verlangt.

Auf ein unausgeführt gebliebenes Balladen-Project deutet folgende Stelle aus einem Billet Goethe's vom 14. Juni: „Ich habe mich heute früh an Amlet des Saxo Grammaticus gemacht; es ist leider die Erzählung, ohne daß sie stark durch's Läuterfeuer geht, nicht zu brauchen; kann man aber Herr darüber werden, so wird es immer artig und wegen der Vergleichung merkwürdig." Vielleicht in eben diese Zeit, jedenfalls aber in den Kreis der aus dem Wettstreit mit Schiller entsprungenen Balladen gehört noch „der Zauberlehrling." In dem Briefwechsel mit Schiller wird zwar seiner erst in einem Briefe vom 23. Juli, aber als eines seit einiger Zeit fertigen Stückes Erwähnung gethan. Den Stoff nahm Goethe aus Lucian's Lügenfreund, ohne Zweifel aus der Wieland'schen Uebersetzung.*) Lucian legt auf die dem Märchen zu Grunde liegende Idee kein Gewicht; ihm dient das Ganze nur als Beispiel abgeschmackter Aufschneiderei. Jener Grundgedanke aber ist kein anderer, als der, daß nur der Meister gefahrlos die Geister aufrufen könne, d. h. daß Niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zu Kampf und Leben erregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihren Aufruhr zu beschwichtigen, — eine Idee, die, etwas anders gestaltet, in vielen deutschen und morgenländischen Sagen wiederkehrt. Ungleich den beiden eben besprochenen Compositionen, ist hier der Erzählungsstoff ganz in Handlung und leidenschaftliche Bewegung aufgelöst, ganz lyrisch-dramatisch gestaltet. Ohne irgend ein erzählendes Einschiebsel, klären

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 313 ff.

uns die monologiſchen Expectorationen des Lehrlings über den Verlauf der Begebenheiten vollkommen auf. Dabei iſt dennoch der ſprachliche Ausdruck knapp und einfach. Zu dieſer Kürze trug auch die einmal gewählte metriſche Form das Ihrige bei, die kleinen Reimverſe drängten zu compacter Faſſung. Zugleich geben die trochäiſchen Monometer dem Gedichte den Charakter eines ruheloſen, gleichmäßigen, leidenſchaftlichen Fortſtürmens, wie ſich dieſelbe Bemerkung auch in Schiller's Lied von der Glocke bei der Schilderung der Feuersbrunſt („Thiere wimmern unter Trümmern u. ſ. w.) machen läßt.

Blicken wir auf alle hier erwähnten Productionen und Goethe's ganze Thätigkeit in Jena zurück, ſo überzeugen wir uns, mit wie großem Rechte er nach der Heimkehr am 21. Juni an Schiller ſchreiben konnte: „Wir haben in den letzten vier Wochen theoretiſch und praktiſch wirklich wieder ſchöne Fortſchritte gethan.“ Auch auf Schiller war ſein Einfluß ſehr heilſam geweſen. Dankbar rühmte dieſer, daß Goethe ihm mehr und mehr die Tendenz abgewöhne, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen führe. Dafür geſtand Goethe mit gleicher Erkenntlichkeit, daß er Schiller'n den Vortheil verdanke, manchmal über ſeine Grenzen hinaus gezogen zu werden, wenigſtens ſich nicht ſo lange auf Einem engen Fleck herumzutreiben. Er wünſchte nur noch, daß auch der alte Meiſter (Meyer) hinzukäme, der ihm die Reichthümer einer fremden Kunſt zum Beſten gebe; es ſolle dann ein erfreuliches Winterleben werden. In der Ungewißheit aber, ob es auch wirklich dazu komme, und aus der bevorſtehenden Schweizerreiſe ſich nicht vielmehr

ein neuer Aufenthalt in Italien entwickele, griff er in Weimar wieder Mancherlei an, ohne Etwas zu Stande zu bringen. Schon vor der Abreise nach Jena hatte er seine italienischen Collectaneen wieder vorgenommen; jetzt versuchte er die Geschichte der Peterskirche besser und vollständiger zu schematisiren. Alles dieß gewährte keine Befriedigung; er bedurfte in seinem unruhigen Zustande einer größern, bedeutendern Arbeit; und so entschloß er sich, an seinen Faust zu gehen, und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Stück weiter zu bringen. Es sey eigentlich eine Klugheitsmaßregel, berichtete er an Schiller, daß er jetzt dieses Werk angegriffen habe; denn da er bei Meyer's Gesundheitsumständen noch immer erwarten müsse, einen nordischen Winter zuzubringen, so möge er durch Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung weder sich, noch seinen Freunden lästig seyn und bereite sich einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Lust und Liebe vor. Wir heben uns die interessanten Verhandlungen, die er mit Schiller über das Werk pflog, für eine andere Stelle auf, und bemerken nur, daß jetzt nicht bloß das Schema vervollständigt, sondern auch Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und der Prolog geschrieben wurden. Erleichtert war ihm, wie er selbst gesteht, die Rückkehr auf „diesen Dunst- und Nebelweg" durch die vorhergehende Balladenpoesie, die zwischen den antik-plastischen Productionen, wie er sie vorher geliefert hatte, und dem ideellen, in's Formlose hinüberstreifenden Faust allerdings in der Mitte stand. Er meinte, daß vielleicht auch das Interessante seines neuen epischen Plans („der Tiger und Löwen") in „einem

ſolchen Reim- und Strophendunſt in die Luft gehen könnte.“ Uebrigens zog ſich das Balladenſtudium noch immer durch alles Uebrige hindurch; denn während Schiller jetzt ſeinen Ring des Polykrates dichtete, trug ſich Goethe mit einem Gegenſtück, den „Kranichen des Ibykus“, die ſpäter, wie „Hero und Leander“, an Schiller überlaſſen wurden.

Die Beſchäftigung mit dem Fauſt war jetzt, wo Goethe's Sinn ſich ganz Italien zugewandt hatte, ein Anachronismus. Daher verflog auch das Intereſſe dafür ſehr bald, als gegen Ende Juni's ſein Freund, der Hofrath Hirt, zu Beſuch kam. Dieſem waren die Monumente der alten und neuen Kunſt in Italien ſehr lebhaft gegenwärtig, und ſo wurden in der Unterhaltung mit ihm, wie es in einem Briefe an Schiller heißt, „die nordiſchen Phantome durch die ſüdlichen Reminiscenzen verdrängt.“ Da der bevorſtehende Weimariſche Schloßbau die Gedanken vorzüglich auf Architektur hinlenkte, und dieſe gerade Hirt's eigentliches Fach war, ſo ſpielte die Baukunſt eine Hauptrolle in ihren Verhandlungen. Dann brachte ein Aufſatz über Laokoon von Hirt bei Goethe eine ſchon vor mehreren Jahren geſchriebene Abhandlung über denſelben Gegenſtand in Erinnerung, und da er ſie nicht gleich finden konnte, ſtellte er das Material, deſſen er noch wohl eingedenk war, nach ſeiner jetzigen Ueberzeugung zuſammen und ſchickte die Arbeit an Schiller.*) Dieſer gab ihr das Lob, daß ſie mit wenig Worten und in einer kunſtloſen Einkleidung herrliche Dinge

*) Vgl. Th. I, S. 224 f. In Goethe's ſämmtl. Werken (Ausgabe in 40 B.) findet ſich der Aufſatz in Bd. 30, S. 303 ff.

ausſpreche, und eine wirklich bewunderungswürdige Klarheit über die ſchöne Materie verbreite. „In der That,“ ſchrieb er, „der Aufſatz iſt ein Muſter, wie man Kunſtwerke anſehen und beurtheilen ſoll; er iſt aber auch ein Muſter, wie man Grundſätze anwenden ſoll. In Rückſicht auf Beides habe ich ſehr viel daraus gelernt.“

Goethe gedenkt in den Annalen, wo er des Beſuches von Hirt erwähnt, auch des ſeltſamen Reiſenden Lord Briſtol,*) der ihm „zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß gegeben.“ Hierüber gewährt nun der eben erſchienene dritte Band von Eckermann's Geſprächen willkommenen Aufſchluß. Lord Briſtol, Biſchof von Derby, wollte Goethe'n eine Predigt über den Werther halten und es ihm in's Gewiſſen ſchieben, daß er dadurch die Menſchen zum Selbſtmord verleitet habe. Er nannte den Werther ein ganz unmoraliſches, verdammungswürdiges Buch. „Halt!“ rief Goethe. „Wenn Ihr ſo über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieſer Erde anſtimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttauſend Menſchen in's Feld ſchicken, wovon achtzigtauſend ſich tödten und ſich gegenſeitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach ſolchen Gräueln und ſinget ein Te Deum darauf! — Und ferner,

*) Wie intereſſant dieſer Mann für Goethe geweſen ſeyn muß, zeigt die Charakteriſtik deſſelben, die er in Jena den 10. Juni 1797, wahrſcheinlich am nächſten Tage nach der Zuſammenkunft, niederſchrieb. Sie findet ſich unter den „Biographiſchen Einzelnheiten“ Bd. 27, S. 494. (Ausg. in 40 B.)

wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Daseyn zuletzt in einem Tollhause endigen! u. s. w." In diesem Tone fuhr er noch eine gute Weile fort, dem Bischof zuzusetzen. Der Ausfall that eine herrliche Wirkung. Lord Bristol ward sanft wie ein Lamm und benahm sich in der weiteren Unterhaltung gegen Goethe mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Beim Abschiede sagte ihm auf der Straße der Abbé des Bischofs, der die Honneurs machte: „O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden Sie von ihm sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun."

Um die Mitte Juli's (vom 11 bis zum 18.) wurde Goethe noch durch einen achttägigen Besuch von Schiller erfreut. Dankbar schrieb er dem Freunde gleich nach dessen Heimreise: „Sie hätten mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als Ihren Aufenhalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dießmal unser Zusammenseyn wieder für sehr fruchtbar halte; es hat sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu seyn hoffe und bei meiner Rückkunft Ihrer Theilnehmung wieder entgegen sehe." Allerlei kleine Geschäfte verzögerten indessen seinen Aufbruch von Tag

zu Tage, und als er dieſe beinahe beſeitigt hatte, wurde er noch in Folge einer Erkältung durch Unwohlſeyn an's Haus gefeſſelt. Endlich am Schluſſe des Monats völlig hergeſtellt, ſchickte er ſich zur Abreiſe an, verbrannte aber vorher noch die an ihn geſandten Briefe ſeit 1772, „aus entſchiedener Abneigung gegen Publication des ſtillen Ganges freundſchaftlicher Mittheilung.“ Glücklicher Weiſe ſind Schiller's Briefe bei dieſem bedauernswerthen Autodafé verſchont geblieben.

Dreizehntes Capitel.

Hermann und Dorothea.

Wir laſſen im vorliegenden Capitel eine nähere Betrachtung der herrlichen Dichtung folgen, deren Entſtehung wir im nächſtvorigen Capitel verfolgt haben.

Den Gegenſtand bezeichnet Goethe ſelbſt in einem Briefe an Meyer vom 28. April 1797 als einen „äußerſt glücklichen“, als „ein Sujet, wie man es in ſeinem Leben vielleicht nicht zweimal finde.“ Die Hauptzüge entlehnte er aus der Geſchichte der im Jahre 1731 vertriebenen Salzburger. Es exiſtiren von dieſer Geſchichte mehrere im Weſentlichen übereinſtimmende Varianten.*) Die Bearbeitung, welche dem Dichter wahr-

*) S. mein Archiv für den deutſchen Unterricht, Jahrgang 1844, Heft III, S. 38 ff. Vergl. S. 72 ff. und das Archiv für das

ſcheinlich als Quelle vorgelegen, führt den Titel: „Das Liebthätige Gera gegen die Salzburgiſchen Emigranten. Das iſt: kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieſelben in der Gräflich Reuß-Plauiſchen Reſidenz-Stadt angekommen, aufgenommen und verſorget, auch was an und von vielen derſelben Gutes geſehen und gehöret worden (Leipzig, 1732)." Es wird dort von einem „feinen und und vermögenden" Bürger zu Altmühl im Oettingiſchen berichtet, daß er einen Sohn gehabt, den er nie zum Heirathen habe bewegen können. Dieſer findet unter den Emigranten ein Mädchen, das „ihm von Herzen wohlgefällt," erkundigt ſich nach ihrer Familie und Aufführung und erklärt, da die Nachrichten vortheilhaft lauten, ſeinem Vater, er werde zeitlebens ehelos bleiben, wenn er ihm die Salzburgerin nicht gebe. Der Vater ſucht ihm den Gedanken mit Hülfe des Predigers und einiger anderen Freunde auszureden. Da ihr Bemühen fruchtlos iſt, ſo entſchließt ſich der Vater, auf den Rath des Predigers, zur Einwilligung. Der Sohn verfügt ſich ſogleich zur Salzburgerin und fragt, ob ſie bei ſeinem Vater in Dienſt treten wolle. Sie nimmt den Antrag gern an und wird von ihm dem Vater vorgeſtellt. Dieſer, mit dem Dienſtantrage unbekannt, fragt, wie ihr ſein Sohn gefalle. Die Emigrantin glaubt, man wolle ſie zum Beſten haben, ſieht aber bald, daß die Sache ernſtlich gemeint iſt, erklärt ſich von Herzen einverſtanden, und zieht aus ihrem

---

Studium neuerer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff, Heft I, S. 257 ff.

Busen ein Beutelchen mit 200 Stück Ducaten, das sie dem Bräutigam als Mahlschatz überreicht.

Vergleichen wir Goethe's Gedicht mit dieser Erzählung, so tritt uns als die erste bedeutende Veränderung, die er mit dem Stoffe vorgenommen, die Verlegung der Begebenheit in eine andere Zeit und auf einen andern Schauplatz entgegen. Statt der Salzburger Emigrirten im Oettingischen finden wir franzöſiſche Auswanderer deutſcher Abkunft in einem Städtchen auf der rechten Rheinſeite, die nicht, wie jene, um der Religion willen, ſondern wegen politiſcher Verhältniſſe ihre Heimath verlaſſen haben. Dieſe Aenderung war nöthig, da, wie Goethe ſelbſt in den Annalen bekennt, das Gedicht Gelegenheit geben ſollte, „gewiſſe Vorſtellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszuſprechen.“ Hermann und Dorothea gehört ſeiner tiefern Tendenz nach in den Kreis der auf die franzöſiſche Revolution bezüglichen Dichtungen, allein mit ihm tritt Goethe aus dem polemiſirenden, negativen Verhältniſſe zur Revolution entſchieden in die poſitive Richtung*) ein und lehrt uns, wie aus der allgemeinen Zerrüttung ſich wieder ein erfreulicher, feſter Zuſtand der Dinge hervorbilden kann. Der Einzelne, die Familie, die kleineren politiſchen Verbindungen, die Gemeinden müſſen zunächſt Geſundheit und Geradheit des Sinnes, Muth und Feſtigkeit, Abneigung vor allem Geiſt der Verwirrung und

*) Vergl. Roſenkranz, Goethe und ſeine Werke, S. 322. Es iſt jedoch unrichtig, wenn behauptet wird, daß die früheren politiſchen Dichtungen rein negativer Art ſeyen; auch in ihnen finden ſich manche poſitive Andeutungen.

Unruhe bei aller Empfänglichkeit für Höheres und Besseres in sich hegen und pflegen; dann wird auch die gährende Welt sich wieder beruhigen und klären.*) Der Dichter läßt demnach aus seinem Werke ungefähr dieselbe Lehre hervorspringen, die Schiller am Ende des Spazierganges, nachdem er das Bild der Revolution ausgeführt, andeuten zu wollen scheint (V. 205 ff.), daß, wenn die Gesellschaft durch Mißbrauch der Cultur gänzlich zerfallen sey, Hülfe und Heil nur darin gefunden werden könne, wenn Jeder besonders in sich den Adel der menschlichen Natur möglichst rein wieder herzustellen suche.**)

Schon aus der durchgängigen Beziehung auf die Revolution erhellt, daß Hermann und Dorothea keine rein idyllische Dichtung, wie die Vossische Luise, werden konnte. Das Werk mußte sich, weil eine große weltgeschichtliche Epoche darin abgespielt werden sollte, ungleich mehr der Gattung der Epopöe nähern. Nicht unschicklich kann man es eine idyllische Epopöe oder vielleicht noch treffender ein episches Idyll nennen, indem es einerseits einen idyllisch begrenzten Familienkreis, eine

---

*) In den Briefen an Meyer bezeichnet Goethe die Aufgabe, die er sich in Hermann und Dorothea gestellt, in folgender Art: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

**) Vergl. meinen Commentar zu Schiller's Gedichten (Stuttgart, 1840) Th. V, S. 68.

Gruppe von Menſchen uns vorführt, mit deren individuellen Schickſalen uns der Dichter zu ſympathiſiren zwingt, andrerſeits eine Staaten erſchütternde Weltbegebenheit, wie ein fern drohendes Gewitter, im Hintergrunde erſcheinen läßt. Von der eigentlichen Epopöe oder dem heroiſchen Epos unterſcheidet ſich unſer Gedicht weſentlich nicht bloß durch ſeinen Gegenſtand, indem es jene idylliſche Partie als Hauptſache in den Vordergrund ſtellt, ſondern auch durch die ganze Art der Behandlung. Goethe hat ſelbſt in dem Briefwechſel mit Schiller die Bemerkung gemacht, daß ſich namentlich in letzterer Beziehung Hermann und Dorothea dem Drama annähere. Denn einmal finde ſich kein ausſchließlich epiſches Motiv, d. h. kein rückwärtsſchreitendes (die Handlung von ihrem Ziele entfernendes) darin, ſondern nur die vier anderen Arten von Motiven, die das epiſche Gedicht mit dem Drama gemein hat (1. vorwärtsſchreitende, welche die Handlung fördern, 2. retardirende, welche den Gang aufhalten, 3. zurückgreifende, welche das vor der Epoche des Gedichtes Geſchehene hereinheben, und 4. vorgreifende, welche das über die Epoche Hinausliegende anticipiren) ſehen angewandt. Dann ſtelle es auch nicht ſowohl außer ſich wirkende, als vielmehr nach innen geführte Menſchen dar. Schiller war damit ganz einverſtanden. „Ihr Hermann," antwortete er, „zeigt wirklich eine gewiſſe Hinneigung zur Tragödie; wenn man ihm den reinen ſtrengen Begriff der Epopöe gegenüber hält. Das Herz iſt inniger und ernſtlicher beſchäftigt, es iſt mehr pathologiſches Intereſſe als poetiſche Gleichgiltigkeit darin. So iſt auch die Enge des Schauplatzes, die Sparſamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der

Tragödie zuträglich." Hinsichtlich der Gleichnisse, woran bekanntlich die Epopöen gewöhnlich so reich sind, meinte Goethe, daß sein Gedicht sich derselben mit Recht enthalten habe, „weil einem mehr sittlichen Gegenstande das Zudringen von Bildern aus der physischen Natur nur lästig gewesen wäre." Wir können hinzufügen: Der epische Dichter wird besonders da gern nach Vergleichungen greifen, wo ein großer, reicher, imponirender Gegenstand ihn so mächtig erfaßt, daß er sich durch eine Schilderung des Gegenstandes selbst nicht genug thut; es ist aber einleuchtend, daß der von unserm Dichter gewählte Stoff solcher glänzenden und großartigen Elemente nur wenige enthält. Nur der Anfang des siebenten Gesanges, wo freilich auch die wirksamsten Momente der Dichtung beginnen, ist durch ein Gleichniß, und zwar durch ein vollkommen neues, bezeichnet, welches mit Goethe's Lieblingsstudien, der Optik, zusammenhängt.

Was ferner das Wunderbare betrifft, das Eingreifen überirdischer Mächte in die Angelegenheiten der Menschen, welches von den Theoretikern gewöhnlich als unerläßlich für die Epopöe betrachtet wird, so glaubte Goethe aus diesem Gebiet hinreichende Elemente in sein Werk aufgenommen zu haben, „indem das große Weltschicksal theils wirklich, theils durch Personen (wie der Richter) symbolisch, eingeflochten sey, und von Ahnung, von Zusammenhang einer sichtbaren und unsichtbaren Welt doch auch leise Spuren angegeben sehen, was zusammen an die Stelle der alten Götterbilder trete, ohne freilich die physisch-poetische Gewalt derselben zu ersetzen." *)

*) S. Briefwechsel mit Schiller, III, 384.

Mehrere der im Vorigen angedeuteten Puncte verdienen eine nähere Erörterung, namentlich Zeitdauer und Ort, so wie die Führung der Handlung. Der Verlauf der Begebenheiten in unserm Gedichte ist, ganz abweichend von der Weise des heroischen Epos, in so enge Zeitgrenzen eingeschlossen, als es nur in einem Drama von der strengsten Kunstform der Fall seyn kann. Die Handlung beginnt am Mittage und schließt in der Nacht. Hierbei ist nun die Sorgfalt zu bewundern, womit der Dichter, ähnlich wie Schiller in der Bürgschaft, durch scharfe Hervorhebung der verschiedenen Tageszeiten die verschiedenen Momente der Handlung auseinandergehalten hat. Mittag, Nachmittag, Sonnenuntergang, später Abend, finstere Gewitternacht, alle treten an ihrer Stelle kräftig hervor, und, was besonders zu loben ist, sie schließen sich den verschiedenen Stadien der Handlung harmonisch an und spielen gleichsam mit. Wie schön entspricht z. B. im achten Gesange die „ahnungsvolle Beleuchtung" der Abendlandschaft den Empfindungen der beiden Liebenden! Weiterhin gibt „der herrliche Schein des Mondes," den Dorothea „so süß" findet, dem Vorgefühle des sie erwartenden Glückes Nahrung. Aber, wie den Fluren ein Gewitter, so drohen auch ihrem Glücke noch Wolken, die sich erst in heiße Thränen auflösen müssen, ehe ihre Beseligung vollkommen wird; da läßt nun der Dichter, um die Harmonie der äußern Natur und der innern Empfindung durchzuführen, den Gipfelpunkt der durch das Mißverständniß im letzten Gesange hervorgerufenen Verwirrungen und Schmerzen gerade mit dem Ausbruche des nächtlichen Gewitters zusammenfallen.

Wie die Zeit, so ist auch das Local der Handlung beschränkt, aber auch, wie sie, mit bewunderungswürdiger Kunst bis in's Detail vergegenwärtigt. Vor Allem zeichnet sich in dieser Hinsicht der Eingang des vierten Gesanges aus. Fragen wir, durch welche Mittel hier der Dichter eine so außerordentliche Klarheit und Bestimmtheit des Bildes erzielt habe, so liegt der Hauptkunstgriff wohl darin, daß er uns durch das Auge einer Person des Gedichtes schauen läßt, vor welcher sich das Gemälde *successiv entwickelt*. Diese Art der Schilderung stimmt ganz zu Schiller's Behauptung, daß wir uns im epischen Gedichte *um* die Gegenstände bewegen, während die dramatische Handlung sich vor uns bewege.*) Dann ist auch die Gemüthsverfassung der Person, die dem Leser gleichsam ihr Auge leiht, sehr glücklich gewählt, um die Erzeugung eines reinen, klaren Bildes zu erleichtern. Wenn die Mutter den Sohn auch nicht ohne Befremdung suchte, da er sich sonst niemals weit entfernte, ohne es zu sagen, so war ihr Besorgniß und Furcht doch noch fern; sie besaß Gemüthsfreiheit genug, um beim Durchwandern des Gartens Alles recht zu betrachten, und sich jeglichen Wachsthums zu freuen; sie bewundert die Fülle der Trauben, denkt schon mit Lust des Herbstes und der fröhlichen Tage der Weinlese und betrachtet mit Wohlgefallen die herrlichen Kornfelder. Was freilich der Phantasie auch sehr zu Hülfe kommt, ist die einfache und geschickte Anordnung der einzelnen Theile des Bildes. Dadurch z. B., daß das Haus an die Grenze der Stadt gelegt ist, hat der Dichter

*) S. den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel III, 387.

Continuität in das Gemälde gebracht. Leicht faßliche Eintheilungspunkte sind der Einbildungskraft geboten: die Stadtmauer mit ihrem Pförtchen, der Stadtgraben, die untere und obere Thüre des wohlumzäunten Weinberges, der Rain, der die Aecker trennt, der Birnbaum, die Grenze der Felder, die Hermann's Vater gehören. Bei aller Kunst der Beschreibung fühlt man aber nirgendwo Absichtlichkeit, eben weil es eine vollendete Kunst ist. Jede Schilderung erscheint, wie sehr der Dichter auch dadurch der Wirksamkeit späterer Partieen vorgearbeitet hat, doch an ihrer Stelle vollkommen motivirt und natürlich.

Was die Art und Weise betrifft, wie der Dichter den Faden der Handlung abgewickelt hat, so ist auch hier überall eine höchst besonnene, mit einfachen Mitteln Außerordentliches wirkende Kunst zu bemerken. Schon die Exposition ist meisterhaft behandelt. Man braucht nur die 21 Anfangsverse des Gedichtes etwas näher zu betrachten, so erstaunt man, wie viele exponirende Züge der Dichter in das so natürlich fortfließende und scheinbar ganz absichtlose Geplauder des Wirthes zu verflechten gewußt hat. Hinsichtlich des Augenblicks, wo der Faden der Handlung aufgenommen wird, ist Goethe dem Beispiele anderer epischen Dichter gefolgt, die in der Regel nicht das Stück mit dem Beginne der Handlung eröffnen, sondern den Leser sogleich in die Begebenheit hineinversetzen. Hier war dazu noch ein besonderer Grund vorhanden. Hätte Goethe da begonnen, wo die Handlung wirklich anfängt, bei der Abfahrt Hermann's und der Vertheilung der Gaben an die Ausgewanderten, so wäre dadurch das reiche und impo-

nirende Gemälde der wandernden Gemeinde mit allen sich daran knüpfenden Bildern der großen Weltereignisse, aus denen ihr Unglück hervorging, zu nahe in den Vordergrund gerückt worden, und hätte der Einbildungskraft des Lesers eine Stimmung gegeben, die den Zwecken des Dichters zuwider war. Die Darstellung des Familienkreises war Hauptaufgabe; die großen geschichtlichen Begebenheiten, mit denen das Schicksal desselben verflochten ist, sollten wir nur in Beziehung auf ihn, und durch ihn als Medium erblicken. Hätte nun der Dichter sogleich im Anfange mit diesem ungeheuren Gegenstande unser Gemüth erfüllt und zerstreut, so möchte es ihm schwer, ja unmöglich gewesen seyn, das Interesse wieder auf den Punkt zu sammeln, der doch das eigentliche Centrum des Ganzen bildet. Deßhalb läßt er uns zuerst einen Blick in die Familie und ihre Verhältnisse thun, und breitet dann erst das Gemälde der fliehenden Gemeinde aus, und selbst dann nicht unmittelbar vor uns, sondern in einer mildernden Ferne, durch die Berichte des Apothekers und Hermanns.

Der Fortschritt der Handlung vereinigt, wie Humboldt treffend bemerkt, die zweifache Schönheit in sich, daß alle einzelnen Momente, in die sie aus einander tritt, vollkommen fest und doch durchaus zwanglos verbunden sind. „Niemand," sagt er, „wird in einer Composition von so kleinem Umfange die polypenartige Erzeugung eines Theils aus dem andern erwarten, die jedem für sich noch eine eigene Selbstständigkeit einräumt, welche die Ilias zu einem so großen, und Ariost's rasenden Roland zu einem so reichen Ganzen macht. Dagegen drängt sich auch nicht, wie man wohl sonst der modernen Dichtkunst

Schuld gegeben hat, das Einzelne auf eine harte, und mehr dem Verstande angemessene, als der Phantasie gefällige Weise in eine Spitze zusammen. Vielmehr geht jedes Glied in der Kette von Umständen frei und willig aus dem vorhergehenden hervor, und doch ist das Ganze eine stetige, überall zusammenhängende Folge von Begebenheiten." Vier Hauptmomente sind indeß zu bemerken, die auf die Richtung der Handlung einen vorherrschenden Einfluß üben: der Streit zwischen dem Vater und dem Sohne, der während der Abwesenheit der Freunde in Hermann aufsteigende Gedanke, mit Dorothea allein zu sprechen, sein Antrag am Brunnen, sie nur als Magd in das älterliche Haus zu führen, und die verstellte Rede des Geistlichen im letzten Gesange. Auf die dritte Hauptwendung ward der Dichter, wie die obige Erzählung von der Salzburgerin zeigt, durch seine Quelle geführt; aber die glückliche Motivirung derselben ist ganz sein Verdienst.

Von den Charakteren des Stückes gab die Quelle die beiden Liebenden, den Vater und den Prediger; die anderen Hausfreunde sind im Gedichte durch den Apotheker repräsentirt. Die Mutter und der Richter der fremden Gemeinde sind reine Erfindung Goethe's. Die herrlichste dieser sieben Figuren, und zugleich eine der allertrefflichsten aus der ganzen Gallerie weiblicher Bilder in Goethe's Dichtungen ist Dorothea. Schon gleich ihr erstes Auftreten, ihre ersten Worte lassen eine kräftige, besonnene Natur, ein in festem Gleichgewicht ruhendes Gemüth, ein edles Selbstgefühl, das auch da noch durchleuchtet, wo sie um Gaben der Milde bittet, ein Herz, das in liebevoller hülfereicher Thätigkeit für Andere sein Glück

findet, ein schönes Vertrauen auf Menschengüte, eine tröstliche Lebensansicht erkennen. Sie leitet die gewaltigen Thiere „klüglich," tritt den Pferden an Hermann's Wagen „gelassen" entgegen, spricht den Jüngling in herzlich vertrauensvollen, nicht demüthigen Worten, um eine Gabe an, nicht für sich, sondern für eine Hülfsbedürftige, die sie noch kaum gerettet hat. Sie jammert nicht über ihre Drangsale; im Gegentheil hebt sie, als sie den Werth der empfangenen Gabe erkennt, eine gute Seite des Unglücks hervor:

Und sie dankte mit Freuden und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger u. s. w.

Warum der Dichter just diese Züge dem ganzen Bilde zu Grunde gelegt, ist nicht schwer zu erkennen. Eine Gattin mit solchen Eigenschaften war gerade für Hermann am wünschenswerthesten. Ein Mädchen von der tüchtigsten Bravheit, von der eigensuchtreinsten Herzensgüte, das nicht sowohl durch Lernen und Studium, als durch reiche Lebenserfahrungen der Früchte der Cultur theilhaftig geworden, ohne die ursprüngliche Kraft und Selbstständigkeit des Gemüthes einzubüßen, ein mit moderner Feinheit der Empfindung begabtes Wesen, das zugleich eine antike Einfalt zu bewahren gewußt, ein Gemüth, das einen reichen Schatz tiefer Gefühle im Busen hegt, und doch jeden Augenblick in der äußerlichen Wirklichkeit, mag sie auch noch so alltäglich seyn, zu leben bereit ist, ein Herz, das jedem Unglück entschlossenen Muth entgegensetzt, und jedes Glück mit rascher Besonnenheit und herzlicher Dankbarkeit

ergreift — welcher andere weibliche Charakter hätte auf ein Gemüth, wie Hermann, einen gleich tiefen Eindruck machen, und ihm, zumal in seinen Lebensverhältnissen, in seiner Zeit, ein gleich festes Glück verbürgen können? Man denke sich, die feinen und zarten Elemente in Dorotheen's Charakter hätten das Uebergewicht über die festen und starken, eine andere Erziehung hätte ihr eine reichere Ader von Sentimentalität gegeben, ihre früheren Lebensverhältnisse hätten sie weniger an rüstige Thätigkeit, an ein rasches, besonnenes Angreifen gewöhnt, mit wie vielen Bedenken würden wir am Ende die Liebenden ihren Bund schließen sehen?

Um aber das Charakterbild Dorotheen's stärker hervortreten zu lassen, hat der Dichter ein Kunstmittel angewandt, das sich auch zur Hervorlichtung äußerer Gestalten sehr wirksam erweist, den Contrast. Aus diesem Gesichtspuncte hat man das Gemälde zu betrachten, welches der Apotheker im ersten Gesange vom Zuge der Vertriebenen entwirft. Mit den einzelnen Zügen desselben tritt später das Erscheinen Dorotheen's in Contrast. Hier leitet ein Mädchen zwei der stärksten Ochsen des Auslandes mit besonnener Ruhe, während dort Wanderer und Wagen sich in wildem Getümmel durch einander drängen; hier sehen wir Dorothea nur auf Rettung einer Hülfsbedürftigen sinnend, während dort Alles eigensüchtig nur sich selbst bedenkt; hier die gelassene Anrede Dorotheen's an den Jüngling, dort lautes Wehklagen u. s. w. Ein anderes Kunstmittel, das gleichfalls auch zur Darstellung äußerer Gestalten mit Erfolg angewandt werden kann, ist dann weiterhin benutzt, um uns Dorotheen's Charakterbild da, wo sie nicht

ſelbſt erſcheint, gegenwärtig zu erhalten, und unſere Phantaſie zu immer ſchärferer und ſchönerer Ausmalung deſſelben zu reizen; ich meine die Darſtellung der Wirkung, die Dorotheen's Trefflichkeit auf Hermann's Gemüth gemacht hat. Dieſe Wirkung hat der Dichter in einer ſchönen Gradation und in kunſtreich wechſelnden Zügen zu veranſchaulichen gewußt. Sobald Hermann über ſein erſtes Zuſammentreffen mit Dorothea Bericht erſtattet hat, muß ſich der aufmerkſame Leſer der Umwandlung ſeines Weſens erinnern, die bei ſeinem Eintritte in's Zimmer der Prediger an ihm bemerkte, und weiß ſie ſich nun richtiger zu erklären, als dort der Prediger, wenn er ſagt:

Fröhlich kommt Ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Dann deutet die Geſprächigkeit, die er im zweiten Geſange, ganz im Gegenſatze zu ſeiner ſonſtigen Wortkargheit zeigt, und die Entſchiedenheit, womit er der Anſicht des Apothekers über das Heirathen in Kriegszeiten entgegentritt, eine Entſchiedenheit, die der Vater mit ſtaunendem und wohlgefälligem Lächeln bemerkt, — dieß Alles weist auf eine tiefe Erregung ſeines Innern. Liegen aber hierin bloße Andeutungen, ſo ſehen wir im vierten Geſange, im Geſpräche mit der Mutter, den Quell ſeiner Empfindungen heftig, leidenſchaftlich zu Tage brechen:

Wie? du weineſt, mein Sohn? . . .
Daran erkenn' ich dich nicht! Das hab' ich niemals erfahren!

Im fünften Geſange erregt die Beredtſamkeit, womit er

seine Bitte um die Zustimmung des Vaters unterstützt, von Neuem des Letztern Verwunderung („Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst u. s. w.?") Directer spricht sich Hermann's Gemüthsaufregung am Schlusse des sechsten Gesanges aus:

Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret. U. s. w.

Indem wir hier Herrmann's innere Zustände verfolgten, entfernten wir uns nur scheinbar von der Betrachtung des Charakters seiner Geliebten; denn in jenen spiegelte sich dieser immer auf's Treueste ab. Mittlerweile wurde uns aber Dorothea noch ein paarmal selbst gezeigt: einmal, gleichsam in der Ferne, in der Erzählung des Richters von ihrer heroischen That, wie sie sich und andere junge Mädchen gegen die Brutalität eindringender Soldaten vertheidigte,*) und das andere Mal gleich nachher, da wo der Apotheker die Gefundene dem Pfarrer zeigt. Durch die nahe Zusammenstellung dieser beiden Partieen hat aber der Dichter eine schöne Wirkung zu erzielen gewußt. In der letztern Stelle namentlich erscheint Dorothea in einer gewöhnlichen Beschäftigung des Weibes, in dienstbarer Thätig-

*) Diese That ist von Humboldt als ein die Wirkung des ganzen Charakters etwas störender Zug angefochten worden. Ich habe Humboldt's Bedenken im Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft II, S. 28 ff.) zu widerlegen gesucht, und Rosenkranz (Goethe u. seine Werke, S. 329) stimmt im Wesentlichen bei, namentlich darin, daß es dem Dichter darum zu thun gewesen, die Bedenklichkeit zu beseitigen, ob Dorothea unversehrt aus den wilden Stürmen der Zeit hervorgegangen.

keit, die, wenn gleich auch von Herzensgüte und Bravheit zeugend, doch mit dem eben erwähnten heroiſchen Zug einen Contraſt bildet. Gleich darauf erfahren wir aber aus dem Munde des Richters, daß jene heldenmüthige Jungfrau und das hülfreiche Mädchen, das wir vor uns ſehen, ein und dieſelbe Perſon ſind, und ſogleich ſtrahlt das ſchlichte, einfache Bild in idealiſchem Glanze auf, und die Gegenwärtige beginnt denſelben Zauber auf uns zu üben, wie die Abweſende, die wir bisher nur in dem Spiegel des Eindrucks auf ein anderes Gemüth betrachtet haben. Der idealiſche Schein, der ſich um ſie verbreitet, wird noch verſtärkt durch die Erwähnung des frühern Verhältniſſes zu dem hochherzigen Jüngling, der, im Streben nach edler Freiheit, in Paris den ſchrecklichen Tod fand.

Weiterhin, bei der Zuſammenkunft Dorotheen's mit Hermann am Brunnen, hat der Dichter, da es jetzt galt, noch reiner und ſtärker als bisher auf die bloße Phantaſie zu wirken, den Charakter Dorotheen's zunächſt in einem heitern, anmuthigen Lichte erſcheinen. Indem er hier den Ton der Heiterkeit und Anmuth anſchlägt, erhält er, wie Humboldt treffend bemerkt, „die Phantaſie leicht und künſtleriſch bewegt; dadurch macht er, daß, wenn er zuletzt kühner in die Saiten der Leier eingreift, vollere und mächtigere Accorde anſchlägt, ſein Lied doch nur immer ein ſchönes Spiel der Kunſt bleibt, nie zu einer drückenden Wahrheit wird. In dieſem Tone iſt auch dort die ganze Unterredung der Liebenden gehalten. Vorzüglich erſcheint immer das Mädchen leicht, gewandt und beſonnen; ſie kommt dem Jünglinge immer gefällig und freundlich zuvor; aber wo er, deſſen Herz immer ſchwer und von

ſeinen Gefühlen gepreßt iſt, reden will, da ſchneidet ſie ihm immer, und immer natürlich und gerade, ohne künſtlich auszuweichen, auf eine kurze, heitere und verſtändige Weiſe den Weg dazu ab.“ Zugleich tritt aber an dieſer Stelle der Charakterzug wieder hervor, den wir oben als einen der Grundzüge ihrer Gemüthsgeſtalt bezeichneten, in beſonderer Klarheit hervor, die edle Ruhe und Gelaſſenheit, das feſte Gleichgewicht des Innern, die Selbſtgenügſamkeit, die an antike Götterbilder erinnert. Ohne allen leidenſchaftlichen Kampf, mit klarer Beſonnenheit faßt ſie den ruhigen Entſchluß, dem Antrage Hermann's zu folgen. Und ſo behauptet ſie auch beim Abſchiede von den Vertriebenen allein unter Allen ihre Faſſung. Dagegen ſehen wir ſie im letzten Geſange, bei der verſtellten Rede des Predigers, auf einmal im Innerſten aufgeregt:

Es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt. U. ſ. w.

Wenn hiermit Dorothea, die uns bisher in ihrer ſtillen Charaktergröße Verehrung abgewann, unſerm Herzen näher gerückt wird und uns weiblich liebenswürdiger erſcheint, ſo erreicht der Dichter zugleich noch andere Vortheile durch dieſe plötzliche Seelenerregung. Durch den Contraſt derſelben gegen die frühere Faſſung veranſchaulicht er uns einmal die ganze Gewalt der Neigung, womit Dorothea zu dem Jünglinge hingezogen wird. Dann enthüllt die heftige Gemüthsbewegung auch den beiden Aeltern, die wir am Ende über Dorotheen's Charakter vollkommen beruhigt wünſchen müſſen, mit Einem Zuge den ganzen Adel der Geſinnungen, die ganze Tiefe der Gefühle ihrer

künftigen Schwiegertochter. Aber der Hauch der milden Ruhe, der tiefen, aber stillen Bewegung, der über dem ganzen Gedichte weht und besonders aus Dorotheen's Charakter uns anspricht, sollte durch die leidenschaftliche Stimmung derselben nur augenblicklich unterbrochen werden. Der Dichter zeigt sie gleich nachher wieder in lieblichem Lichte, wie sie sich anmuthvoll vor dem noch nicht ganz besänftigten Vater neigt, ihm die zurückgezogene Hand küßt und mit herzlichen Worten schnell seine Gunst erobert. Gegen den Schluß endlich, wo sie die Abschiedsworte ihres frühern Bräutigams referirt, hebt sich ihr Bild in eine idealische Höhe, worauf sie, von den Uebrigen nur halb verstanden, allein steht.

Haben wir uns bei Dorotheen's Charakter länger verweilt, weil sich an ihm Goethe's poetische Kraft vielleicht glänzender, als irgendwo offenbart hat, so wollen wir dafür die übrigen um so kürzer behandeln. Der männliche Hauptcharakter der Dichtung, Hermann, wird uns besonders im zweiten Gesange in seinen bedeutendsten Zügen vorgeführt. Was wir bei allen Figuren unsers Gedichtes schon auf den ersten Blick wahrnehmen, das zeigt sich in Hermann in ausnehmend hohem Grade, ein Uebergewicht der natürlichen Kräfte über die Cultur, ein schlichter, gerader Sinn, reine Empfindungen, menschliche und billige Gesinnungen. Humboldt macht auf die Aehnlichkeit dieses Charakters mit den Homerischen aufmerksam: „Auch in Homer's Helden finden wir vor Allem ein Herz in der Brust, das Unrecht hasset und Unbill, einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Selbst

in der äußern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Homer's Helden hat Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket; auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Hermann, ihre Pferde selbst an und spannen sie selbst an den Wagen." So erinnert auch das heftige, laute Weinen des starken Jünglings (IV, 155 ff.) an die Homerischen Helden, die sich nicht im Schmerz durch Thränen zu erniedrigen glaubten, während unsere schwache Zeit den Helden ihrer Poesie nur ein paar verheimlichte Thränen erlaubt. Aber auch in der ganzen naiven Haltung dieses Charakters (das Wort naiv in der von Schiller festgestellten weitern Bedeutung genommen) möchte wohl kaum eine Figur eines andern neuern Gedichtes den poetischen Schöpfungen der Alten so nahe kommen, als diese. Dieselbe trockene Naturwahrheit, dieselbe Mäßigung des Ausdrucks, die gleiche, reine Objectivät, wobei, wie Schiller sagt, der Dichter unsichtbar hinter seinem Werke stehen bleibt, wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude. Man könnte indeß zweifeln, ob Goethe die Klippe, die allen naiven Dichtern droht, bei diesem Charakter überall vermieden, und nicht vielleicht stellenweise das Bild Hermann's in ein zu unvortheilhaftes Licht gerückt haben. Namentlich dürfte uns dieses Bedenken bei der Scene im Hause des reichen Kaufmanns anwandeln, wo Hermann vor Verlegenheit den Hut fallen läßt. Unverkennbar leitete hiebei den Dichter die Absicht, jene Umwandlung, welche die Liebe an dem Jünglinge bewirkte, größer und bedeutender erscheinen zu lassen. Als ein ächt deutsches Gemüth erscheint Hermann besonders auch durch die tiefgewurzelte Anhänglichkeit an die Aeltern, zufolge deren

er ſich nicht bloß durch die Mutter ſchnell umſtimmen und leiten läßt, ſondern auch den oft harten Vater ſtets mit ſo inniger Neigung verehrt hat, daß er die über ihn ſpottenden Geſpielen mit der grimmigſten Wuth züchtigte. Ganz am Schluſſe des Stückes läßt der Dichter, wie Dorotheen's, ſo auch Hermann's Bild, in höherem Glanz aufſtrahlen, indem er es durch den Ausdruck vaterländiſcher Gefühle verklärt.

Zu Hermann bildet der Vater in mancher Beziehung einen Gegenſatz. Warum Goethe dieſen Charakter ſo und nicht anders angelegt hat, ließe ſich für alle Züge deſſelben aus der Aufgabe des ganzen Gedichtes entwickeln. Iſt es z. B. in dieſer begründet, daß Hermann mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit in der Liebe zum Alten und gleichmäßig Wiederkehrenden wurzelt, daß er ein Repräſentant jener ruhigen, gleichmüthigen, rein- und gradgeſinnten Bürger iſt, die

ihr väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehen,
Und die Erde beſorgen, ſo wie es die Stunde gebietet,

ſo erklärt es ſich wieder aus Hermann's Charakter, warum der Dichter dem Vater juſt eine ſolche Eigenthümlichkeit geliehen. Das Geſetz der poetiſchen Mannichfaltigkeit ſowohl als die der Handlung nothwendige Verwickelung forderten, daß beide in einigen Zügen wenigſtens contraſtirten; und ſo wurde der Vater denn als ein Freund des Fortſchrittes dargeſtellt, der verlangt, daß der Sohn dem Vater nicht gleich ſey, ſondern ein Beſſerer. Er iſt unternehmungsluſtig und benutzt gern das Gute, was die Zeit ihn lehrt und das Ausland; darum will er, daß ſein Sohn ſich in der Welt umſehe und nicht

ewig zu Hauſe hocke. Einen ſo ſtrebſamen Sinn, weitern Ueberblick über die menſchlichen Dinge, größere Weltkenntniß darf man aber bei einem wohlhabenden Landwirthe um ſo wahrſcheinlicher vorausſetzen, wenn er zugleich als Gaſtwirth Gelegenheit gehabt, vieler Menſchen Urtheil zu hören, an vielen weltlichen Ereigniſſen ein lebhafteres Intereſſe zu nehmen, auch auf Geſchäftsreiſen (ſ. den Schluß des erſten Geſanges) Welt und Menſchen aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Hierbei erhebt ſich indeß ein Bedenken. Wenn der Dichter einen Charakter auf der Baſis eines beſtimmten Standes, eines beſtimmten Geſchäftes aufführt, ſo kann man ihm nicht wohl die Forderung erlaſſen, dem allgemeinen Typus dieſes Standes treu zu bleiben. Nicht leicht wird aber Jemand behaupten, daß die Selbſtſtändigkeit und Würde, in welcher durchweg der Vater erſcheint, an einen Gaſtwirth erinnern; ja ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Leſer da, wo der Dichter ſie nicht ausdrücklich an den Stand des wohlbehaglichen, kräftig ſelbſtbewußten Mannes erinnert, nur den reichbegüterten Eigenthümer mit ſeiner glücklichen Unabhängigkeit vor der Seele haben wird, zumal da wir einen vollen Nachmittag und Abend in ſeinem Hauſe mit durchleben, ohne einen eigentlichen Gaſt zu bemerken; denn der Pfarrer und Apotheker ſind Hausfreunde.

In der Gattin des Gaſtwirthes hat uns der Dichter ein ſo reizendes Bild ſchöner Mütterlichkeit gegeben, daß wir ihm kaum ein gleiches zur Seite zu ſtellen wüßten. Wie das in ſeiner Art ebenfalls vortreffliche Miniaturbild in

Schiller's Glocke, ſtellt es nicht einmal die Mutter in heftig leidenſchaftlichen Gemüthsverfaſſungen dar, nicht etwa wie ſie mit aufopferungsreicher Sorgfalt und Angſt für die Erhaltung des kranken Säuglings wacht und wirkt und betet, nicht wie ſie in rührenden Tönen um ein entriſſenes Kind klagt; es ſind nur mäßig bewegte Seelenzuſtände, worin ſie uns vorgeführt wird, und ſonſt erſcheint ſie nur als überall wachſame, überall geſchäftige Hausfrau, als liebevolle Gattin, kurz in den einfachſten und natürlichſten Formen, von denen man nicht denken ſollte, daß ſie der dichteriſchen Einbildungskraft eine hervorſtechend intereſſante Seite bieten könnten; und dennoch fühlt ſich jeder Leſer von unverbildetem Geſchmack durch dieſes einfache Gemälde auf's Innigſte angeſprochen, ja entzückt. Das Verhältniß zwiſchen ihr und Hermann, zwiſchen dem zum Manne herangereiften Sohne und der Mutter, die nun ſeine Liebe mit einer andern theilen ſoll, hat Goethe mit unerreichbarer Zartheit dargeſtellt. Die Scene von V. 63 des vierten Geſanges bis zum Schluß deſſelben gehört zu den wenigen unſerer poetiſchen Literatur, worin Seelenadel und Gemüthsſchönheit durchaus ohne alle Prätenſion, ja in einer faſt ſchüchternen Darſtellung und dennoch tief ergreifend ſich zeigen.

Ein anderer, durchaus edel gehaltener Charakter iſt der Prediger. Wenn die übrigen Charaktere, mit Ausnahme etwa des Apothekers, in dem ſich eine gewiſſe Halbcultur und Verſchrobenheit von komiſchem Anſtriche bemerkbar macht, ſämmtlich das Gepräge ſchlichter Einfachheit, des Ueber-

gewichts der Natur über die Cultur tragen, so zeigt sich in dem Geistlichen ein psychologischer Feinblick, eine Tiefe und ein Umfang der Intelligenz, wie sie nur dem reifen Zöglinge der Cultur eigen seyn können. Allein bei ihm ist, wie Humboldt richtig bemerkt, die Cultur vorzugsweise auf die sittliche Bildung und das Glück des Menschen, also auf etwas sehr Einfaches und Natürliches, bezogen. Dieser Mann ist durch die mannichfachen Irren der Cultur unversehrt wieder zur Friedenswelt der Natur zurückgekehrt, und bildet daher keinen Mißlaut in dem Zusammenklange der übrigen Charaktere. Uebrigens war eine Figur, wie diese, in dem Gedicht unentbehrlich. Soll nämlich das idyllische Epos eine Zeit wie die unsrige ansprechen, so darf ihm ein reicherer intellectueller Gehalt, ja ein gewisser intellectueller Schwung einerseits, und andererseits ein feinerer, man möchte sagen, zarter und reicher gegliederter Empfindungsgehalt nicht fehlen. Der letztere ist an mehrere Charaktere des Stückes mehr gleichmäßig vertheilt. In Hermann ist, wie schlicht und einfach auch sein Wesen seyn mag, eine höhere und feinere Gefühlsbildung zu erkennen, als wir sie bei ähnlichen Charakteren in den Dichtungen des Alterthums gewahren. Desgleichen dürfte mit Dorotheen oder der Mutter schwerlich eine weibliche Gestalt des Alterthums an innerer Zartheit, an jener leis erregbaren Gefühlsstimmung, wie sie die moderne Zeit bezeichnet, zu vergleichen seyn. Aber den intellectuellen Gehalt hat Goethe mit Recht größtentheils dem Prediger zugetheilt, der zufolge seines Bildungsganges sich am leichtesten

die Errungenſchaft einer langen Culturzeit angeeignet haben konnte. Insbeſondere hat ihn noch der Dichter zum Hauptorgan des über dem ganzen Werke ſchwebenden Geiſtes großer, parteiloſer Ruhe und ſchöner Billigkeit gemacht, der Goethe's damalige Geſinnung charakteriſirt und der epiſchen Poeſie ſo trefflich zuſagt.

Sehr abſtechend gegen dieſen Charakter iſt der des zweiten Hausfreundes, des Apothekers. Goethe mochte eine ſolche Perſönlichkeit aus mehreren Gründen dem Gedichte für nöthig halten. Erſtens bedurfte er, da die übrigen Charaktere ſo achtungswürdig und bedeutend gehalten waren, auch einiges Schattens zu dem vielen Lichte. Einen Charakter mit bösartigen Zügen einzuführen, verbot ſchon der ganze Geiſt der Dichtung; deßhalb zeichnete Goethe einen mit Schwächen behafteten, die eher ein Lächeln, als Abneigung oder Haß erzeugen. Er iſt bald zum Wirthe, bald zum Prediger, bald zu Hermann in Beziehung geſetzt, ſo daß durch den Contraſt mit ihm die Gediegenheit und Tüchtigkeit dieſer Männer erſt recht hervortritt. So liefert er auch in den zahlreichen Geſprächen des Stückes gewöhnlich das Ferment der Oppoſition, wodurch eine Frage nun von ihren verſchiedenen Seiten recht beleuchtet werden kann. Dann ſcheint der Dichter, wie H. Kurz treffend bemerkt hat, dieſe Perſon auch deßwegen eingeführt zu haben, „um durch ſie alle untergeordneten Handlungen vollziehen zu laſſen, welche ſonſt durch Diener hätten verrichtet werden müſſen, was aber offenbar die einfach idylliſche Haltung des Ganzen geſtört hätte. Deßhalb hat ihn der

Dichter als einen freundlichen, thätigen Mann gezeichnet, der ſich gern in die Angelegenheiten ſeiner Freunde mengt und in der Beſorgung unbedeutender Geſchäfte ein eigenes Glück findet.“ Als Schattenſeite ſeines Charakters tritt vor Allem ein gewiſſer Egoismus hervor (II, 83 ff.), wie er ſich bei Hageſtolzen leicht mit den Jahren entwickelt. Nach dem Neuen ſtrebt er, nicht weil ſein Geſchmack reiner wäre, als der der Menge, ſondern weil es Mode iſt (III, 67). Er tadelt wohl einmal Fehler, deren er ſich ſelbſt mit ſchuldig macht (I, 70 ff.). Auf ſeine Klugheit und ſeine Welt- und Menſchenkenntniß thut er ſich etwas zu gute; doch ſcheint Hermann ſeinem Scharfblicke nicht eben ſehr zu vertrauen, wo es die Prüfung des fremden Mädchens gilt, und wünſcht, daß ſich der Prediger ihm anſchließe. Seine Vorſicht hat der Dichter zweimal mit dem idealen Vertrauen des Predigers contraſtirt, zuerſt im Geſange V, 36 ff., und ſodann VI, 155 ff. Ungeachtet ſolcher Flecken macht aber der ganze Charakter einen behaglichen Eindruck, und hat zugleich eine mild komiſche Färbung; ſo erſcheint er namentlich am Schluſſe des ſechsten Geſanges, wo er ſich ſcheut, dem geiſtlichen Freunde „Leib und Gebeine“ anzuvertrauen. Gegen das Ende des Gedichtes rückt der Dichter ihn in den Hintergrund, und mit Recht, weil da, wo eine tiefe Aufregung edler Gemüther ſich zeigt, ein flacherer Charakter, wie dieſer, nicht ohne Störung der Geſammtwirkung hätte hervortreten können.

Der letzte Charakter des Gedichtes endlich, der Richter der fremden Gemeinde, iſt eine hohe Figur, mehr heroiſcher

Art, in einfach großem Styl gezeichnet. Der Leſer fühlt beim Anblick dieſer poetiſchen Geſtalt gewiß ganz gleich mit dem Prediger, welchen der Dichter ſagen läßt:

Ja, Ihr erſcheint mir heut' als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes.

Zunächſt bedurfte Goethe dieſes Charakters ſchon, um durch eine durchaus zuverläſſige Perſon über Dorotheen's früheres Leben und Verhältniſſe Kunde zu geben. Dann bewog ihn das Geſetz der poetiſchen Oekonomie, ſich derſelben Perſon zu bedienen, um eine Skizze des Zeitalters zu entwerfen, auf deſſen düſterm Grunde das ganze Bild der Handlung ausgeführt werden ſollte. Wir können dem Dichter nur Dank wiſſen, daß er eine ſolche, eigentlich nur zu untergeordneten Zwecken beſtimmte Figur zu einer ſo imponirenden, würdevollen Geſtalt ausgebildet hat. Die übrigen Charaktere ſind doch nicht durch ſie beeinträchtigt worden; dafür erſcheint dieſe Figur zu vorübergehend und zu weit in die Tiefe des Gemäldes gerückt.

Wenn es uns der Raum geſtattete, nun auch noch die Kunſt des Dichters in der Darſtellung der äußeren Geſtalten zu betrachten, ſo würden wir Dorotheen's Bild auf eine meiſterhafte Weiſe ausgeführt finden.*) Goethe hat die man-

*) Ausführlich iſt dieſer Gegenſtand behandelt in meinem Archiv für den deutſchen Unterricht, Jahrg. 1843, Heft I, S. 22, Heft II, S. 20 ff., Heft IV, S. 80 ff.

nichfachſten Kunſtgriffe angewandt, um es dem Leſer bis zu Ende ſtets gegenwärtig zu erhalten und mit immer neuem Reiz zu umkleiden. Um ſo ſparſamer iſt er in der Schilderung des Aeußern der übrigen Perſonen geweſen; ſelbſt das Bild des würdigen Alten, des Richters der Vertriebenen, das vielleicht einen Andern in Verſuchung gebracht hätte, ſeine Kunſt der Geſtaltenmalerei recht glänzen zu laſſen, hat er auch nicht durch einen beſtimmten Zug ſkizzirt. Desgleichen iſt die äußere Geſtalt des Haupthelden höchſtens durch ein Adjectiv von allgemeinerm Sinne („der wohlgebildete Sohn") angedeutet, oder im Vorbeigehen als groß und kräftig bezeichnet. Dieſer Enthaltſamkeit im Gebrauch ſchildernder Züge, wo Perſonen angeführt werden, lag wohl beſonders das Gefühl zu Grunde, daß der moderne Dichter, wenn er der ganzen Richtung ſeiner Zeit nicht untreu werden will, mehr das Innere der Menſchheit hervorzukehren ſuchen, als mit den Dichtern des Alterthumes an ſinnlichem Glanz und Reichthum rivaliſiren müſſe. — In anderen beſchreibenden Partieen dagegen, wo es nicht das Aeußere von Perſonen gilt, wetteifert unſer Dichter augenſcheinlich mit den alten Epikern, namentlich mit Homer, und wetteifert meiſtens mit Glück. Ich hebe nur die Stelle hervor, wo das Anſchirren der Pferde und die Abfahrt Hermann's erzählt wird; wie rein antik iſt hier Alles gehalten, Alles Geſtalt, Bewegung, Handlung, überall die productivſten Züge herausgehoben; kaum iſt es eine Beſchreibung zu nennen, ſo ſehr ſteht bei jedem Worte

das ganze Bild vor unſrer Seele; es wirkt Alles wie Plaſtik und Malerei. *)

Zum Schluſſe noch ein paar Worte über Sprachliches und Metriſches. Wie das Gedicht überhaupt das Gepräge ſchlichter Einfalt und Natürlichkeit trägt, ſo auch in der ſprachlichen Darſtellung. Faſt mit Aengſtlichkeit ſcheint ſich Goethe vor einem Ausdrucke gehütet zu haben, der ſtärker und glänzender wäre, als der Gegenſtand ihn durchaus verlangte; und Nichts kann, wie Humboldt treffend bemerkt, dem oratoriſchen Styl in der Poeſie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer oft bemerken, mehr entgegengeſetzt ſeyn, als der Vortrag Goethe's in Hermann und Dorothea. Nichts deſto weniger hat die Sprache eine durchaus poetiſche

*) Wir erwähnen hier noch eines Urtheils von Wieland über die Figuren unſerer Dichtung (Böttiger, Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen I, 249): „Bei dieſer Lectüre habe ich mich wieder überzeugt, Goethe ſey eigentlich zum (bildenden) Künſtler geboren. Die Figuren ſind alle in großen Raphaeliſchen Umriſſen herrlich gezeichnet. Es ſind Figuren in Marmor gehauen. An's Colorit muß man dabei nicht denken. Auch dieß konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier iſt er Bildhauer. Alles iſt im großen Styl.“ — In einem Briefe an Schiller vom 8. April 1797 bekennt Goethe, daß er alle Vortheile, deren er ſich in dem Gedichte bedient, der bildenden Kunſt verdanke; und in einem Briefe an Meyer vom 28. April heißt es: „Es kommt noch darauf an, ob das Gedicht auch vor Ihnen die Probe aushält; denn die höchſte Inſtanz, vor der es gerichtet werden kann, iſt die, vor welche der Menſchenmaler ſeine Compoſitionen bringt.“

Färbung, was der Dichter bald durch leise Abweichungen von der prosaischen Wortfolge, stellenweise auch durch kühnere, aber das Verständniß nicht erschwerende Versetzungen, bald durch reichlichern Gebrauch der Participien, bald durch Häufung des Bindewörtchens und, bald durch ein gewisses alterthümliches, namentlich Homerisches Gepräge des Ausdrucks erreicht hat. Von dem Metrum läßt sich freilich nicht rühmen, daß es den Forderungen einer strengen Theorie entspricht, noch, daß es überall durch rhythmische Malerei und ausdrucksvolle Modulation die Darstellung so sehr unterstützt, als es möglich wäre; wohl aber, daß es dem deutschen Ohre besser zusagt, als die oft rauhe und unnatürliche Bewegung der Vossischen Verse. Mit dem Reinecke verglichen zeigt es einen bedeutenden Fortschritt, der zum Theil auf Rechnung der Beihülfe Humboldt's und wohl auch Schiller's zu setzen ist. Einige metrische Flecken, die sich in dem Gedichte bei der ersten Veröffentlichung fanden, sind noch nachträglich durch leichte Umstellungen oder sonstige Veränderungen gelöscht worden; doch weicht die ältere Gestalt von der neuern im Ganzen nur wenig ab.*)

So war denn unserm Dichter ein Werk gelungen, dem die ganze Nation Beifall zujauchzte. Die, welche durch frühere Dichtungen an ihm irre geworden waren, selbst die, welche ihm wegen der Xenien zürnten, mußten nach diesem neuen Triumph seinem Genius wieder huldigen.

*) Die Varianten s. in meinem Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1843.

Vierzehntes Capitel.

Abreiſe nach der Schweiz. Neue Betrachtungsweiſe der Dinge. Aufenthalt in Frankfurt, Stuttgart, Tübingen. Balladen von der ſchönen Müllerin. Zuſammentreffen mit Meyer in Zürich. Die Elegie Amyntas. Blümlein Wunderſchön. Reiſe auf den St. Gotthard. Ein epiſches Gedicht „Wilhelm Tell“ projectirt. Plan einer ſentimentalen Reiſebeſchreibung. Theorie von den Kunſtgegenſtänden. Rückreiſe. Einfluß der Schweizerreiſe. Neue Epoche in Goethe's Entwickelung.

Am 30. Juli reiste Goethe von Weimar nach Frankfurt ab; es war das erſte Mal, daß er den Weg aus Thüringen zum Mainſtrom bei Tage mit Ruhe und Aufmerkſamkeit machte. Er übereilte nicht ſeine Fahrt; in den heißen Mittagsſtunden ließ er füttern und brach dafür Morgens um ſo früher auf. So kam er nach viertägiger Reiſe vergnügt und geſund zu Frankfurt an und überlegte in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erſt, was es heiße, in ſeinen Jahren in die Welt zu gehen. „In früherer Zeit,“ ſchrieb er den 9. Auguſt an Schiller, „imponiren und verwirren uns die Gegenſtände mehr, weil wir ſie nicht beurtheilen noch zuſammenfaſſen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unſerm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es intereſſirt uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht

Gemüthsruhe und Methode in dieſen Fällen zu Hülfe kämen.“ Man ſollte denken, er hätte bei der Einſicht, wie leicht auf Reiſen die Maſſe und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände den Geiſt verwirren können, auch jetzt durch Willenskraft ſein Intereſſe auf einen mäßigen Kreis von Dingen beſchränkt. Noch am Tage vor ſeiner Abreiſe hatte er an Schiller geſchrieben: „Sie ſagten neulich, daß zur Poeſie nur die Poeſie Stimmung gebe, und da das ſehr wahr iſt, ſo ſieht man, wie viel Zeit der Dichter verliert, wenn er ſich mit der Welt abgibt, beſonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt. Es graut mir ſchon vor der empiriſchen Weltbreite.“ Und dennoch nahm er recht abſichtlich eine ungeheure Fülle von Objecten in ſich auf und traf allerlei künſtliche Veranſtaltungen, um ſich dieſes Beſitzes zu verſichern. Anſtatt die mit den Jahren nicht gerade wachſenden Kräfte haushälteriſch zu verwenden, begann er Anſchauung und Betrachtung an kleinlichen Gegenſtänden zu üben. Er legte ganze Bündel von Acten an, worin er öffentliche Papiere, die ihm auf der Reiſe vorkamen, Zeitungen, Wochenblätter, Verordnungen, Komödienzettel, ferner Predigtauszüge, Preiscourante u. ſ. w. einheftete; dieſen fügte er ſeine eigenen Beobachtungen und Bemerkungen, ſeine augenblicklichen Urtheile bei, ſprach dann in Geſellſchaften über ſolche Dinge und verglich ſeine Anſicht mit dem Urtheil Wohlunterrichteter,*) um ſich möglichſt vor Einſeitigkeit der Auffaſſung zu bewahren. Wie

*) Brief an Schiller vom 22. Auguſt.

kam nun er, der doch längſt erfahren haben mußte, daß es für ihn mehr auf poetiſche Stimmung, als auf Vermehrung ſeines ohnedieß überreichen Schatzes von Anſchauungen und Kenntniſſen ankam, wie kam er zu dieſer Begierde, den Kreis ſeines Wiſſens zu erweitern? „Nicht eher will ich wieder kommen," ſchrieb er an Schiller, „als bis ich wenigſtens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen." Warum wandelte ihn nicht die Furcht vor Ueberladung an, die dem Fluge des dichteriſchen Genius ſo hinderlich werden kann und leider auch dem ſeinigen geworden iſt?

Zweierlei macht es erklärlich, daß Goethe ſich nochmals der Breite und Fülle der äußern Welt hingab, obgleich ſeine Natur jetzt nach Sammlung und Stimmung ſtrebte. Erſtens hatte ihm ſein Hermann und Dorothea gezeigt, „daß die modernen Gegenſtände, in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemten;" *) und ſo gedachte er nun zu neuen Productionen dieſer Art ſich mit neuem Stoff zu verſehen. Dann, als er einmal wieder in's Schauen und Beobachten gekommen war, reizte ihn der Zuwachs von Kenntniſſen, die ſich ſeinen früheren um ſo bequemer anſchloſſen, als er vorher allerlei Schemata und methodiſche Entwürfe für Aneignung und Beurtheilung der vorkommenden Gegenſtände angelegt hatte. Goethe war von jeher, wie kaum ein Anderer, bemüht, der Welt nicht bloß nach der Tiefe, ſondern

*) Briefwechſel mit Schiller, III, 194.

auch nach der Weite hin ſich zu bemächtigen; dieſer Trieb erwachte jedes Mal in voller Stärke, wenn ſich ihm ein großer Reichthum und Wechſel der Dinge darbot.

Ueber dieſem maſſenhaften Aufnehmen gewahrte Goethe dießmal zu ſeiner Ueberraſchung ein ganz neues Phänomen in ſeinem Innern, ein eigenthümliches Streben in die Tiefe bei der Betrachtung gewiſſer Dinge, eine Art ſentimentaliſcher Theilnahme, das Wort in Schiller's Sinne genommen. Indem er die Gegenſtände, die eine ſolche Wirkung in ihm hervorbrachten, genau prüfte, fand er zu ſeiner Verwunderung, daß ſie eigentlich ſymboliſch ſeyen, d. h., wie er dieß ſelbſt erläutert: „Es ſind eminente Fälle, die in einer charakteriſtiſchen Mannichfaltigkeit als Repräſentanten von vielen anderen daſtehen, eine gewiſſe Totalität in ſich ſchließen, eine gewiſſe Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes im Geiſte aufregen, und ſo, von Außen wie von Innen, an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen. Sie ſind alſo, was ein glückliches Sujet dem Dichter, glückliche Gegenſtände für den Menſchen, und weil man, indem man ſie mit ſich ſelbſt recapitulirt, ihnen keine poetiſche Form geben kann, ſo muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menſchliche in höherm Sinne, das ich auch mit einem ſo ſehr mißbrauchten Ausdruck ſentimental nannte.“ Solcher Gegenſtände hatte er bis dahin, wo er dieſe Worte an Schiller ſchrieb,*) nur zwei gefunden; den Platz, worauf er in Frankfurt wohnte, welcher durch ſeine Lage und Alles, was

*) Briefwechſel mit Schiller, III, 204.

darauf vorging, in jedem Momente symbolisch war, und den Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, worin ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz umgewandelt wurde. Er nahm sich aber vor, für die Zukunft dergleichen symbolischer Dinge recht viele zu suchen. „Gelänge das," schrieb er an Schiller, „so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen."

Schiller fand dieses sentimentale Phänomen nicht eben befremdlich. „Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen," antwortete er, „wenn man nicht überhaupt menschlicher Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinne) ein Effect des poetischen Strebens, welches, sey es aus Gründen, die in dem Gegenstande, oder solchen, die im Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine solche poetische For-

derung, ohne eine rein poetiſche Stimmung und ohne einen poetiſchen Gegenſtand, ſcheint Ihr Fall geweſen zu ſeyn.“ Gegen die Anſicht aber, als ob es bei dieſer Betrachtungsweiſe ſehr auf den Gegenſtand ankäme glaubte ſich Schiller entſchieden erklären zu müſſen. Freilich müſſe der Gegenſtand etwas bedeuten, ſo wie der poetiſche etwas ſeyn müſſe; aber zuletzt komme es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenſtand etwas bedeuten ſolle, und ſo dünke ihm das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Was Goethe'n die zwei Plätze geweſen, würde ihm, unter anderen Umſtänden, bei mehr aufgeſchloſſener poetiſcher Stimmung, jede Straße, jede Brücke, ein Schiff, ein Pflug u. dergl. vielleicht geleiſtet haben. Schließlich ermunterte er Goethe'n, dieſe ſentimentalen Eindrücke nicht abzuweiſen und ihnen möglichſt oft einen Ausdruck zu geben.

Hätte er aber die unberechenbaren Folgen der neuen Betrachtungsweiſe in Goethe geahnt, ſo würde er ſchwerlich dieſe Ermunterung hinzugefügt haben. Denn hier zeigen ſich uns, wie Gervinus treffend bemerkt, die Anfänge jener ſpätern Theorie des Erſtaunens, nach welcher Goethe mitunter die höchſte Bedeutſamkeit in die geringſten Dinge legte und ſeine Poeſien nicht ſelten ganz in dem allegoriſirenden und ſymboliſirenden Sinne der Romantiker behandelte. Wir werden noch mehrfach auf dieſen Punkt zurückkommen müſſen.

Er verweilte in ſeiner Vaterſtadt bis zum 25. Auguſt, ſeine Beobachtungen nach den verſchiedenſten Seiten hin wendend. Große Aufmerkſamkeit widmete er dem Theater; er verglich

es mit dem Weimarischen, entwarf eine Schilderung der Hauptpersonen, dachte ernstlich über die Decorationen zur Oper Palmira und die Theatermalei überhaupt nach und verkehrte viel mit dem Theatermaler Fuentes. Ebenso lebhaft interessirten ihn die Gebäude der Stadt, öffentliche und Privatgebäude, ältere und neuere; er verfolgte in Gedanken das allmälige Entstehen seiner Vaterstadt, gab sich Rechenschaft über Richtung der Straßen, über die Bauart der verschiedenen Epochen und machte für sich allerlei Verbesserungspläne. Ferner beobachtete er das Treiben der Bürger, ließ sich von ihnen die Franzosen und ihr Betragen charakterisiren, belustigte sich an der possenhaften Heiterkeit einiger gefangenen Franzosen, die einen sonderbaren Abstich gegen den imperturbabeln Ernst der östreichischen Garnison bildete, schematisirte und beschrieb eine Sammlung französischer satyrischer Kupferstiche und ließ dieß Alles durch einen ihn begleitenden geschickten Schreiber sorgfältig ordnen und in Acten heften. Bei diesem Aufenthalte in Frankfurt war es auch, wo er seiner Mutter zuerst Christiane Vulpius und seinen Sohn zuführte, welche von der Frau Rath freundlich aufgenommen wurden.

Am 25. August schlug er den Weg über Darmstadt nach Heidelberg ein, und setzte von dort am 27. seine Reise über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart fort, wo er den 29. Abends ankam. Auf dem ganzen Wege war wieder seine Theilnahme den mannichfachsten und nicht selten auch ziemlich geringfügigen Dingen zugewandt. Die Gebirgsarten und der darauf gegründete Feld- und Weinbau, Gegenden und Lage

der Ortschaften, die Wohnungen, Kleidungen, Gestalt und Sitte der Menschen, die Preise der Lebensbedürfnisse, selbst einzelne Bonmots, die er an der Table d'hote hörte, Alles wurde zu Protocoll genommen und dem Collectaneenhefte einverleibt.

Der achttägige Aufenthalt in Stuttgart war vorzüglich der Kunst, insbesondere der Sculptur und Malerei gewidmet. Sehr viel Genuß und Belehrung gewährte ihm der Umgang mit dem Professor und Hofbildhauer Scheffauer, und vor Allem mit Dannecker, in dessen Atelier er unter Anderm den herrlichen Original-Abguß von Schiller's Büste bewunderte. Großes Interesse nahm er auch an kunstvoll gearbeiteten Alabaster-Vasen von Isopi, desgleichen an den von eben diesem Künstler modellirten Stuccaturarbeiten, welche von anderen geschickten Stuccatoren ausgegossen und in den Schloßsälen eingesetzt wurden. Diese Arbeiten gefielen ihm so wohl, daß er mit den Künstlern Unterhandlungen anknüpfte, um sie für den Weimarischen Schloßbau zu gewinnen. Mit Professor Thouret conferirte er über die verschiedenen Decorationen von Gemächern und Sälen eines Schlosses, und gelangte dabei zu einer Reihe interessanter Ergebnisse, die in einem Briefe vom 6. September *) zusammengestellt sind. In Gesellschaft von Dannecker besuchte er auch Hohenheim, dessen Schloß und Garten ihm eine merkwürdige Erscheinung waren, obgleich er hier, wie in Stuttgart und Ludwigsburg,

*) Sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 88 ff.

den Verluſt von Material, Geld, Zeit und Kraft beklagen mußte. Anziehende Gemälde ſah er bei dem Kaufmann und Kunſtfreunde Rapp, dem Obriſtlieutenant Wing und in den Ateliers der Profeſſoren Hetſch, Müller und Harper, eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern beim Conſiſtorialrath Ruoff. Durch ſchöne gemalte Fenſterſcheiben in Hohenheim angeregt, ordnete er eine Anzahl Bemerkungen, die er bisher über Glasmalerei gemacht hatte, mit dem Vorſatze, ſie durch weitere Beobachtung zu completiren.*)

Dem Stuttgarter Theater konnte er, mit Ausnahme des Ballets, keinen Geſchmack abgewinnen. Deſto mehr Genuß fand er in muſicaliſcher Abendunterhaltung beim Capellmeiſter Zumſteeg, welcher die Colma, nach der Goethe'ſchen Ueberſetzung,**) als Cantate mit Clavierbegleitung componirt, zu großer Freude des Dichters vortrug. Die Neigung zu Muſik und Geſang, wie das Intereſſe für bildende Kunſt, dauerte in Stuttgart noch aus der Zeit des auf Schein, Repräſentation und Effect hinarbeitenden Herzogs Carl fort, welcher zu ſeinen großen Feſten mit ihren lyriſchen Schauſpielen der Tonkunſt bedurfte. Goethe hörte die Stuttgarter mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten reden; Alle verabſcheuten deutſche Muſik und deutſchen Geſang und ſchwärmten für die italieniſche.

---

*) Sämmtl. Werke. Bd. 26, S. 80 u. S. 106 ff.
**) Ebendaſ. Bd. 14, S. 134 ff.

Mitten in dem Element anderer Kunstgattungen vergaß er aber nicht seiner Poesie. Nachdem er mit Dannecker und Rapp in ein etwas näheres Verhältniß gekommen war, entschloß er sich, beiden Hermann und Dorothea vorzulesen, und hatte, wie er an Schiller meldete, alle Ursache, sich der Wirkung des Gedichtes zu erfreuen. Zu wiederholten Malen dachte er über das Theatralisch-Komische nach und kam dabei auf das Resultat, „daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden könne, und daß in Deutschland leider ein Capital dieser Art, womit sich poetisch wuchern ließe, nicht zu finden sey." Im Lyrischen oder Lyrisch-Epischen gerieth er unterweges, wie er am 31. August an Schiller schrieb, auf ein neues poetisches Genre, das er als „Gespräche in Liedern" bezeichnete. „Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit," fügte er hinzu, „recht artige Sachen von dieser Art, und es läßt sich in dieser Form Manches sagen, man muß nur erst hineinkommen, und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und einem Mühlbach angefangen und hoffe es bald zu überschicken. Das Poetisch-Tropisch-Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo Einen so viele Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre." Als er Schiller'n die erste Probe desselben mitgetheilt hatte, antwortete dieser: „Mir däucht, daß diese Gattung dem Poeten schon dadurch sehr günstig seyn müsse, daß sie ihn aller beläſtigenden Beiwerke, desgleichen der

Einleitungen, Uebergänge, Beſchreibungen u. ſ. w. überhebt und ihm erlaubt, immer nur das Geiſtreiche und Bedeutende an einem Gegenſtande mit leichter Hand oben wegzuſchöpfen. Hier wäre alſo ſchon wieder der Anſatz zu einer neuen Sammlung, der Anfang einer unendlichen Reihe; denn dieſes Gedicht hat, wie jede gute Poeſie, ein ganzes Geſchlecht in ſich, durch die Stimmung, die es gibt, und durch die Form, die es aufſtellt." Schiller's Urtheil ließe ſich noch durch Hinweiſung auf's Drama, mit dem das neue Genre Verwandtſchaft hat, erläutern. Wie das Drama durch ſeine Form zur Compactheit, zur Ausſcheidung alles Ballaſtes getrieben wird, ſo auch dieſe Gattung von Geſprächs-Balladen; wogegen die Balladen in erzählender Form, gleich dem Epos, den Dichter leicht in die Breite führen können. Goethe wandte die neue Form nicht bloß in drei Balladen von der ſchönen Müllerin,*) ſondern auch in einer Reihe ſpäterer Gedichte (Blümlein Wunderſchön, Wanderer und Pächterin u. a.) an. Indeß hatten ſich auch ſchon ältere Balladen Goethe's dieſem Genre genähert, z. B. der Sänger und noch mehr der Erlkönig, der, die Anfangs- und Schlußſtrophe abgerechnet, ganz aus Geſpräch beſteht.

Am 7. September in der Morgenfrühe verließ er Stuttgart und fuhr über Waldenbuch und Dettenhauſen nach Tübingen, wo er bei Cotta ein heiteres Zimmer mit einem freundlichen, obgleich ſchmalen Ausblick in's Neckarthal bezog.

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten. II, 328 ff.

Die erſten Tage ſeines dortigen Aufenthaltes widmete er, bei ſchönem Wetter, der Betrachtung der Stadt und ihrer Umgebungen, deren Bild ſeit jener ritterlichen Excurſion vom Jahre 1779 ganz in ſeinem Gedächtniſſe verloſchen war, und „betrog ſodann eine traurige Regenzeit durch geſelligen Umgang um ihren Einfluß.“ Cotta gefiel ihm deſto beſſer, je näher er ihn kennen lernte. Für einen Mann von ſtrebendem, unternehmendem Sinne fand er in ihm ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er ihn zu den ſeltenen Erſcheinungen zählen mußte. Er knüpfte auch Bekanntſchaft mit dem größern Theile der Univerſitätslehrer an, die er in einem Briefe an Schiller als in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweiſe ſehr ſchätzbare Männer charakteriſirte, welche ſich alle in ihrer Lage gut zu befinden ſchienen, ohne daß ſie gerade einer bewegten akademiſchen Circulation nöthig hätten. „Die großen Stiftungen,“ fügte er hinzu, „ſcheinen den großen Gebäuden gleich, in die ſie eingeſchloſſen ſind; ſie ſtehen wie ruhige Koloſſe auf ſich ſelbſt gegründet, und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die ſie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.“ Mit Profeſſor Kielmeyer verhandelte er Verſchiedenes über Anatomie und Phyſiologie und ſah bei ihm meiſterhafte naturhiſtoriſche und anatomiſche Zeichnungen von George Cuvier. Beim Profeſſor Storr beſichtigte er ein ſehr bedeutendes Naturaliencabinet. Von Lectüre, die ihn in einſamen Stunden beſchäftigte, ſprach ihn beſonders eine kleine Schrift von Kant an: „Verkündigung des nahen Abſchluſſes

eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie," ganze Partieen darin fand er herrlich, aber Composition und Styl im Allgemeinen Kantischer als Kantisch.

Die für uns interessanteste Ausbeute der bisherigen Reise ist das am 14. September an Schiller übersandte Gedicht „Der Edelknabe und die Müllerin," mit dem Zusatz beim Titel: „Altenglisch," der zuerst, wie es scheint, zur Reise gediehene Versuch in jenem neuen Genre der Gesprächslieder. „Ich lasse Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben," heißt es in dem begleitenden Briefe; „machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon; es folgen auf diese Introduction noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen." Das Lied in deutscher Art war ohne Zweifel das schon oben angedeutete Gedicht „der Junggesell und der Mühlbach," welches Goethe zuerst von den vieren angefangen, aber erst nach dem Edelknaben und der Müllerin vollendet zu haben scheint; wenigstens schickte er es erst später an Schiller. *) Als drittes begann er den 5. November nach einem französischen

*) In der „Schweizerreise im Jahre 1797" (Goethe's sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 139 ff.) findet es sich als Beilage zu einem Brief an Schiller vom 25. September; im Briefwechsel mit demselben (III, 307 ff.) als Anlage zu einem Gedichte vom 1. October. In den Annalen heißt es: „Anfang Septembers fällt der Junggesell und der Mühlbach, den Zumsteeg sogleich componirt, sodann der Jüngling und die Zigeunerin (der Müllerin Reue)."

Vorbilde „der Müllerin Verrath," brachte es aber erſt im folgenden Jahre zu Stande. Das vierte, in ſpaniſcher Art gehaltene, „der Müllerin Reue", ward einem Briefe an Schiller vom 10. November 1797 beigelegt. Nur von dem dritten „der Müllerin Verrath," iſt es gelungen, das Vorbild ausfindig zu machen; es iſt ein franzöſiſches Volkslied aus dem Recueil des plus jolies chansons de ce temps (Paris 1764). *) Aus der Vergleichung deſſelben mit dem Goethe'ſchen Gedichte ergibt ſich, daß letzteres kaum mehr als eine freie Uebertragung oder Nachbildung iſt. Der Inhalt iſt in der franzöſiſchen Romanze ganz gegeben; die Behandlung deſſelben in dem deutſchen Gedichte iſt aber ſo gewandt und anmuthig, daß es durchaus wie ein Original anſpricht, und die ausländiſche Romanze dadurch unſerer Poeſie vollkommen angeeignet wird. Goethe's Andeutungen machen es mehr als wahrſcheinlich, daß ihm auch bei den drei übrigen Stücken ähnliche Vorbilder vorgelegen haben; indeß dürfte die Behandlung, wenn man nach dem Eindruck der Stücke urtheilen darf, freier, und die Abweichung vom Original größer, als bei der franzöſiſchen Romanze ſeyn.

Mit Ausnahme des dritten Gedichtes, „der Müllerin Verrath", gehören die Balladen von der ſchönen Müllerin ſämmtlich zu dem neuen Genre, den dialogiſchen Balladen.

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 332 ff. Es iſt auch zu einer ſehr anmuthigen Erzählung eines Anonymus benützt: La folle en pélerinage, wovon Goethe's „pilgernde Thörin" in den Wanderjahren eine freie Nachahmung iſt.

Der erſte Verſuch in dieſer Form, „der Edelknabe und die Müllerin", iſt noch in einer etwas laxen Manier behandelt; in Verslänge und Rhythmus hat ſich hier Goethe nicht an ſtrenge Geſetze gebunden. Vortrefflich gelungen iſt aber ſchon das zweite, „der Junggeſell und der Mühlbach," worin eine beſtimmte Strophenform feſtgehalten iſt. Beſonders haben die kurzen Verſe häufig etwas Naiv-Anmuthiges, zuweilen auch Maleriſches:

Wo willſt du klares Bächlein hin
So munter?
Du eilſt mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.

Eben ſo glücklich iſt die Form in „der Müllerin Reue" behandelt. Betrachten wir die vier Balladen, nach des Dichters Willen, als ein Ganzes, als einen kleinen Roman, ſo müſſen wir bekennen, daß uns die Verſchmelzung der aus verſchiedenen Literaturen hergenommenen Elemente nicht vollkommen gelungen ſcheint. Man iſt gleich bei den erſten Stücken in Zweifel, ob der Edelknabe und der Junggeſell als eine und dieſelbe Perſon zu denken ſind. Läßt die verſchiedene Bezeichnung das Gegentheil vermuthen, ſo ſpricht doch der Umſtand dafür, daß uns das zweite Stück gleichfalls einen Verſchmähten vorführt; auch ſcheint der Schlußvers des zweiten Gedichtes: „Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft" auf den Edelknaben zurückzudeuten. Dann haben wir es im dritten offenbar auch nicht mit einem Liebhaber aus niederm Stande zu thun. Wie könnte ſonſt der Dichter ſagen:

So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts mit allzukühner Wage
Zu Amor's falscher Mühle kriecht?

Unterstellen wir aber in allen vieren (im vierten muß ohne Zweifel derselbe wie im dritten angenommen werden) denselben Jüngling als Liebhaber, so ergeben sich wieder manche Bedenken. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung „Junggesell" von Gedanken an den Edelknaben ablenkt, will auch die Sprache des Junggesellen nicht recht zu dem leichtfertigen Helden des ersten Stücks passen, und noch weniger zu dem des dritten, der nicht als ein ernstlich Liebender, sondern als Betrüger an einem „edlen Liebchen" dargestellt ist. Eben so wenig begreift man, wie er im vierten Stück sogleich den Worten eines Mädchens glauben kann, die er im dritten zu „den Geübten" gezählt, und die, wenn auch nicht „Verrath und hämische List" ersonnen, doch willig sich dazu hingegeben hat. Kurz, die disparaten Theile dieses beabsichtigten kleinen Romans haben sich nicht in einander fügen wollen, wenn gleich der Dichter manchen verbindenden Faden eingeschlungen haben mag. Am widerspenstigsten scheint mir die französische Romanze gewesen zu seyn, und darin dürften wir auch die Ursache zu suchen haben, warum Goethe mit dieser so spät fertig geworden.

Von diesen theilweise vorgreifenden Erörterungen zu Goethe's Reise zurückkehrend, finden wir ihn am 16. September früh Morgens im Aufbruch von Tübingen begriffen.

Nach langer Tagereise übernachtete er zu Tuttlingen und fuhr am 17. Abends bei schönem Sonnenuntergang in Schaffhausen ein. Auch dieser Weg hatte wieder sein Actenbündel mit den vielfachsten Beobachtungen und Betrachtungen über Felsarten, Garten-, Wein-, Wiesen- und Feldcultur, Straßenbau u. s. w. bereichert. Den 18. widmete er ganz dem Rheinfall. In der Morgenfrühe fuhr er nach Lauffen und stieg von dort hinunter, um sogleich der ungeheuren Ueberraschung zu genießen. Er beobachtete die gewaltsame Erscheinung, indeß die Gipfel der Berge und Hügel vom Nebel bedeckt waren, mit dem der Staub und Dampf des Falles sich vermischte. Jetzt trat die Sonne hervor und verherrlichte das Schauspiel; ein Theil des Regenbogens erschien und das ganze Naturphänomen stellte sich in seinem vollen Glanze dar. Er setzte dann nach dem Schlößchen Wörth hinüber, betrachtete nun das Bild von vorn und aus der Ferne, und kehrte hierauf nach der Stadt zurück. Nachmittags fuhr er an dem rechten Ufer wieder hinaus und genoß bei untergehender Sonne die herrliche Erscheinung noch einmal.

Wie sehr Goethe sich jetzt schon an seine schematische, analysirende Betrachtungsweise gewöhnt hatte, zeigte sich recht bei dem Anblick des Rheinfalls; denn er übte sie selbst an diesem unfaßbaren, überwältigenden und verwirrenden Phänomen. „Bald hätte ich vergessen," schrieb er an Schiller, „Ihnen zu sagen, daß der Vers (die Strophe): Es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat; es war mir sehr

merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Theilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth schlingen." Wir finden jetzt die hier angekündigte Analyse in die „Schweizerreise im Jahre 1797" eingereiht. *) In Beziehung auf den Schlußvers der Schiller'schen Strophe heißt es: „Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen."

Am 19. September reiste Goethe, bei dem schönsten Wetter, die große Kette der Schweizergebirge im Angesicht, über Eglisau nach Zürich. Hier traf am nächsten Tage der ersehnte Freund Meyer ein; und die ersten Stunden des Zusammenseyns waren, da unterdeß sich Regenwetter eingestellt hatte, bei Rittmeister Ott zum Schwert dem angeregtesten Gespräch gewidmet. Den 21. fuhren sie zusammen, bei aufgeheitertem Himmel, den See hinaufwärts, wurden von Hauptmann Escher, dessen Cabinet sehr schöne Suiten des Schweizergebirges enthielt, zu Mittag auf seinem Gute bei Herrliberg, am See, freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfa. Ein sechstägiger Aufenthalt daselbst war

*) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 121 ff.

der Betrachtung der angenehmen Gegend und ihrer Cultur, und der von Meyer mitgebrachten Kunstschätze gewidmet. Der Anblick der nahen Gebirge erregte aber bald in Goethe eine gewisse Unruhe, und das fortdauernd schöne Wetter unterhielt den Wunsch, sich einmal wieder unter diese ungeheuren Naturphänomene zu begeben. Der Instinct, der ihn dazu trieb, war, wie er an Schiller schrieb, sehr zusammengesetzt und undeutlich; er erinnerte sich des Effects, den diese Gegenstände vor achtzehn Jahren auf ihn gemacht, der Eindruck war im Ganzen geblieben, aber die Theile waren erloschen, und er fühlte ein „wundersames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren." Er war ein anderer Mensch geworden, und also mußten ihm die Gegenstände auch anders erscheinen. Die Ueberzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig seyen, wenn sie nach einiger Zwischenzeit wieder erneut werden sollen, entschied die beiden Freunde vollends, und so reis'ten sie am 28. September mit dem besten Wetter ab, das sie auch eilf Tage hindurch treu begleitete.

Ehe wir ihren Weg weiter verfolgen, ist noch eines reizenden Gedichtes zu erwähnen, das auf dem Wege von Schaffhausen nach Stäfa concipirt ward. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, den er zufällig erblickte, gab Goethe'n den Gedanken zu seiner Elegie Amynta s ein. Am 25. September legte er das fertige Gedicht einem Briefe an Voigt bei. Die sprachliche Darstellung ist vortrefflich, der eigen-

thümliche edle, innige Ton der Elegie durchaus rein durchgeführt; auch in der Behandlung des elegiſchen Versmaßes, möchte Goethe damals den Gipfelpunkt erreicht haben. Schiller, dem er erſt nach der Rückkehr das Gedicht mittheilte, ſchrieb ihm darüber: „Mit Ihrer Elegie haben Sie uns wieder große Freude gemacht; ſie gehört ſo recht zur rein poetiſchen Gattung, da ſie durch ein ſo ſimples Mittel, durch einen ſpielenden Gebrauch des Gegenſtandes, das Tiefſte aufregt und das Höchſte bedeutet.“ — Wahrſcheinlich eine Frucht des Aufenthaltes in Zürich war das „Blümlein Wunderſchön, Lied des gefangenen Grafen.“ Er las daſelbſt wohl Tſchudi's Chronik und fand in deſſen Berichte von der ſogenannten Züricher Mordnacht, daß Johann Graf von Habsburg-Rapperswyl, der ſich im Jahre 1350 in eine Verſchwörung gegen Zürich einließ und von den Bürgern gefangen und in den Wellenberg gelegt wurde, „in der Gefänknuß das Liedli gemachet: Ich weiß ein blawes Blümlein u. ſ. w.“*) In dem vermuthlich durch dieſe Notiz angeregten Gedichte

*) Tſchudi theilt von dem Liede, als einem ſeiner Zeit allbekannten, nur die erſte Zeile mit. Wahrſcheinlich iſt es daſſelbe, welches Görres aus einer Handſchrift in ſeinen Volks- und Minneliedern (S. 9) in neuerer Umbildung veröffentlicht hat:

Ich weiß mir ein Blümlein blaue
Von himmelklarem Schein;
Es ſteht in grüner Aue,
Es heißt: Vergiß nit mein! u. ſ. w.

hat Goethe den zarten und zärtlichen Ton der Minnelieder und zugleich den volksthümlichen sehr gut getroffen, ohne in eine manierirte Nachahmung des mittelalterlichen Liebeslieds und des Volkslieds zu verfallen. Das Gedicht ist ein Muster, wie beide in moderner, gebildeter Gestalt zu erneuen sind. — Außer den Sujets der zwei genannten Gedichte hatte er noch mehrere auf der bisherigen Reise gewonnen. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien," schrieb er am 25. September an Schiller, „und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht; so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas producirt habe." Die Freude über rasche und reiche Productivität sollte indeß nicht lange dauern.

Die Reise der beiden Freunde von Stäfa auf den Gotthard und zurück geben wir nur in gedrängtester Uebersicht. Donnerstag den 28. September fuhren sie nach Richterschwyl und gingen von da über Hütten nach Einsiedeln, wo übernachtet wurde. Am folgenden Morgen besahen sie die Kirche, einen Theil des Schatzes, die Bibliothek, das Naturalien- und Kupferstichcabinet. Das Nachtquartier ward in Schwyz genommen, von wo sie am nächsten Morgen nach Brunnen gingen. Hier schifften sie sich ein, kamen an „Freiheits Grütli" vorüber und landeten bei Tell's Capelle, in welcher sie eintraten. Abends logirten sie sich in Altorf ein. In der Nacht änderte sich das Wetter; Regenwolken, Nebel und

Schnee zeigten ſich Morgens früh auf den nächſten Gipfeln. Bei ihrem Anblick entſtanden die „Schweizeralpe“ überſchriebenen Diſtichen:

War doch geſtern dein Haupt ſo braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild ſtill aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der ſich in ſtürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! iſt dem Alter ſo nah durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Geſtern und Heute verband.

Nachmittags traten ſie, bei völlig aufgeheitertem Wetter, den Weg nach dem Gotthard an, von dem Schiller's Tell dem Parricida eine ſo hochpoetiſche Beſchreibung macht.*) Den 3. October Mittags ſtand Goethe zum dritten Mal in ſeinem Leben auf der Höhe des St. Gotthard; es läßt ſich denken, wie lebhaft dieſer Platz ihm die Gefühle zurückrief, womit er ihn zum erſten und zweiten Male betreten hatte. Der großen Veränderungen, die ſeitdem in ſeinem Innern vorgegangen waren, wurde er ſich gewiß hier recht lebhaft bewußt. Gleich nach Tiſche ſchickten ſich die Reiſenden zur Rückkehr an und trafen am 5. October Abends wieder in Altorf ein. Der nächſte Tag ward auf dem Vierwaldſtädter See und an den Ufern deſſelben zugebracht, darauf am 7. der Weg von Stanz über Küßnacht und Immerſee nach Zug

*) Vergl. Schiller's Berglied: „Am Abgrund leitet der ſchwindlichte Steg u. ſ. w.“

eingeſchlagen. Sonntag den 8. October gegen Abend langten die beiden Freunde wohlbehalten wieder in Stäfa an.

Reich und vielartig war der Gewinn, den Goethe von der Excurſion in das Gebirge mitbrachte, zu reich für die verarbeitende Kraft in ihm, wenn man nach dem Erfolge urtheilen darf. Er ſelbſt war freilich anderer Anſicht. „Bei der Leichtigkeit, die Gegenſtände aufzunehmen," ſchrieb er am 14. October aus Stäfa an Schiller, „bin ich reich geworden, ohne beladen zu ſeyn; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzuſtellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthards bis zu den herrlichen Kunſtwerken, welche Meyer mitgebracht, führt uns ein labyrinthiſcher Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anſchauen die naturhiſtoriſchen, geographiſchen, ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe zu vergegenwärtigen, und ſich dann durch eine alte Chronik (von Tſchudi) die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch ſonſt manchen Aufſatz der arbeitſamen Schweizer zu nutzen, *) gibt, beſonders bei der Umſchriebenheit der helvetiſchen Exiſtenz, eine ſehr angenehme Unterhaltung, und ſowohl die Ueberſicht des Ganzen als die

*) Z. B. Eſcher's Aufſätze; ſ. den Brief an Voigt vom 17. September in Goethe's Werken, Bd. 26, S. 133.

Einſicht in's Einzelne wird beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer hier zu Hauſe iſt, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kennt und ſie in einem treuen Gedächtniſſe bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zuſammengebracht, als ich mir vorſtellen konnte, und es iſt nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe ſind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit dieſem ſonderbaren Lande ſehr weit bekannt machen."

Mehr im Einzelnen verbreitet ſich Goethe über den Ertrag ſeiner Gotthardreiſe in Briefen aus Stäfa vom 17. October an den Geheimerath Voigt, an den Herzog von Weimar und an Cotta. „Daß wir auf unſerer Reiſe brav Steine geklopft haben," ſchreibt er an Voigt, „können Sie leicht denken, und ich habe deren faſt mehr, als billig iſt, aufgepackt. Wie ſoll man ſich aber enthalten, wenn man zwiſchen mehreren Centnern von Adularien mitten inne ſetzt!" Dem Herzog berichtet er über die politiſche Lage der Schweiz, die eben von Händeln mit Frankreich bedroht war, von der Cultur der durchwanderten Gegenden und der Benutzung ihrer Producte. In dem Briefe an Cotta rühmt er das durch Meyer's Acquiſitionen und deſſen eigene Arbeiten gebildete Muſeum, in welches er ſich von den Winterſcenen des Gotthards zurückgezogen habe, und hebt beſonders die Copie der ſogenannten Aldobrandiniſchen Hochzeit hervor.

Aber auch an poetiſcher Ausbeute war er nicht leer zurückgekommen. Unmittelbar in der Gegenwart der claſſ-

ſchen Oertlichkeit hatte er den Gedanken gefaßt, Tell's Geſchichte dichteriſch zu behandeln, und zwar in epiſcher Form, die jetzt gerade bei ihm das Uebergewicht hatte. „Der Vierwaldſtädter See," heißt es darüber in den Annalen,*) „die Schwyzer Haken, Flüelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nun wieder mit freiem offenem Auge beſchaut, nöthigten meine Einbildungskraft, dieſe Localitäten als eine ungeheure Landſchaft mit Perſonen zu bevölkern, und welche ſtellten ſich ſchneller dar, als Tell und ſeine wackeren Zeitgenoſſen? Ich erſann hier, an Ort und Stelle, ein epiſches Gedicht, dem ich um ſo lieber nachhing, als ich wünſchte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen." Was die Auffaſſung des Haupthelden betrifft, ſo dachte er ſich in ihm eine Art von Demos und wollte ihn deßhalb als einen koloſſal kräftigen Laſtträger darſtellen, die rohen Thierfelle und ſonſtige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber zu tragen ſein Leben lang beſchäftigt, und, ohne ſich weiter um Herrſchaft und Knechtſchaft zu bekümmern, ſein Gewerbe treibend und die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren fähig und entſchloſſen. In ſolchem Sinne war ſein Tell den reicheren und höheren Landesleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Dieſe ſeine Stellung erleichterte dem Dichter eine allgemeine in Handlung geſetzte Expoſition, wodurch der eigentliche Zuſtand des Augenblickes anſchaulich wurde. Sein Landvogt ſollte

*) Unter dem Jahre 1804.

einer von den behaglichen Tyrannen ſeyn, welche herz- und rückſichtslos auf ihre Zwecke hindringen, im Uebrigen aber ſich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben laſſen, dabei humoriſtiſch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man ſieht aus dieſer Skizzirung der zwei Hauptcharaktere, daß die Anlage der Dichtung von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemeſſenen Gang erlaubte, welcher der epiſchen Poeſie ſo wohl anſteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräſentanten, an Beſitzung, Ehre, Leib und Anſehen verletzt, ſollten das ſittlich Leidenſchaftliche zu innerer Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren perſönlich gegen einander zu ſtehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten. *)

Als das Haupthinderniß, woran die Ausführung dieſes Planes geſcheitert ſey, bezeichnet Goethe ſeine Unſicherheit über die Behandlung des für die Dichtung auserſehenen Versmaßes, des Hexameters. „Die deutſche Proſodie," ſagt er, „inſofern ſie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anſtatt ſich zu regeln, immer problematiſcher; die anerkannten Meiſter ſolcher Künſte und Künſtlichkeiten lagen bis zur Feindſchaft in Widerſtreit." Es mag ſeyn, daß dieſer Umſtand mitgewirkt hat; aber der Hauptgrund, warum eine ſo

*) Vergl. damit die intereſſante Stelle in Eckermann's Geſprächen mit Goethe, III, 168 ff.

umfaſſende Dichtung nicht zur Vollendung gelangte, lag wohl in dem nach ſeiner Heimkehr eintretenden Sinken ſeiner poetiſchen Productivität überhaupt, von welcher Erſcheinung wir an ihrem Orte eine Erklärung verſuchen werden.

Jetzt aber in Stäfa gewährten ihm die Ausbildung des Entwurfes in Gedanken und die Unterhaltung mit Meyer darüber, ſo wie das Studium Tſchudi's und die Beobachtung der Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen Behufs der beabſichtigten Dichtung, vielfachen Genuß, und zugleich Ableitung und Zerſtreuung; denn mitten in den Gebirgen hatte ihn eine traurige Nachricht erreicht. Chriſtiane Neumann, verehelichte Becker, die von ihm mit ſo viel Liebe und Erfolg herangebildete Schauſpielerin, war am 22. September geſtorben. „Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten," ſchrieb er an Böttiger und widmete ihr das treffliche Gedicht Euphroſyne. Aus dem Orte, wo zu ihm die Trauerpoſt gelangte, erklärt es ſich, warum die Scene in ein hohes Gebirge verlegt iſt. Die Nachricht von dem Tode der geliebten Freundin verwandelte ſich dem Dichter in eine Erſcheinung ihres Schattens; die Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden wurden zu Worten, womit der Schatten ihn anredet. Goethe hat das Gedicht unter die Elegieen eingereiht, wie denn auch das Metrum das der alten Elegie iſt; es hat in gewiſſer Beziehung auch mit einer Heroide Aehnlichkeit. Das Stück trägt durchaus ein antik-claſſiſches Gepräge; nicht bloß das Versmaß, ſondern die ganze Auffaſſung des Gegenſtandes

und das ganze Kostüm sind antik. Selbst in der freien Behandlung der Sprache, besonders in kühnen Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfolge erinnert es an die freie Construction der Griechen und Römer. Veröffentlicht wurde es zuerst im Schiller'schen Musenalmanach auf das Jahr 1799. *)

Wir gedenken hier auch eines, gleich dem Tell, nur Entwurf gebliebenen Werkes, wozu ihm der Gedanke durch die bisherige Reise war eingegeben worden. Schon in jenem Briefe aus Frankfurt an Schiller, vom 16. August, worin er diesem von der sentimentalen Betrachtung der Dinge, auf welcher er sich selbst ertappt hatte, Bericht erstattet, ist von empfindsamen Reisen die Rede, die er wahrscheinlich noch „in Gefahr" komme zu schreiben. In Stäfa und ohne Zweifel auch auf der Gotthardreise besprach er vielfach mit Meyer „die vorhabende rhetorische Reisebeschreibung." **) Das Charakteristische derselben würde darin bestanden haben, daß er sich vorzüglich bei jenen symbolischen Gegenständen verweilt hätte, die „als Repräsentanten von vielen anderen Dingen dastehen." Die Bezeichnung „rhetorisch" rechtfertigt sich, indem eine solche Darstellung nicht lediglich auf objective Treue hingearbeitet, sondern mancherlei Betrachtungen und Empfindungen angeknüpft haben würde. So finden wir

*) Die ältere Form und eine ausführliche Erklärung des Stückes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 354 ff.

**) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 132.

hier Goethe wieder im Begriffe, in Schiller's Bahn einzulenken, und wir irren wohl nicht, wenn wir darin eine Wirkung des innigen Geistesverkehrs mit dem genialen Freunde erblicken. Was Schiller in seinem Spaziergang nur in allgemeinen, großen Umrissen ausgeführt hatte, beabsichtigte Goethe hier mehr im Detail zu leisten.

Außerdem legten die Unterhaltungen mit Meyer die Keime zu einzelnen kunsttheoretischen Aufsätzen in sein Inneres, die er später bei größerer Muße auszuführen gedachte. Einer derselben, der noch in diesem Jahre eine, wenn auch nur skizzenhafte Form gewann, ist die kleine Abhandlung über die „Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe." Ganz besonders beschäftigte die beiden Freunde die Theorie von den Kunstgegenständen, die Festsetzung desjenigen, was denn eigentlich dargestellt werden soll. Den Gedanken hierüber hing Goethe während der ganzen Reise, und vorzüglich seit dem Zusammensein mit Meyer nach. Am 30. August schrieb er nach einem Besuche bei Dannecker an Schiller: „Ich sah auch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenstandes. Diese Materie, die wir bisher so oft, und zuletzt wieder bei der Abhandlung über den Laokoon besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriffe erheben können!" In dem Antwort-

ſchreiben vom 15. September ermunterte ihn Schiller, ſeine Gedanken über die Wahl der Stoffe mit Meyer ſowohl für poetiſche als bildende Darſtellung zu entwickeln. Vor der Hand meinte Schiller, daß man mit großem Vortheil von dem Begriff der abſoluten Beſtimmtheit des Gegenſtandes ausgehen könne. Es würde ſich nämlich zeigen, daß alle durch eine ungeſchickte Wahl des Gegenſtandes verunglückten Kunſtwerke an einer ſolchen Unbeſtimmtheit und daraus folgenden Willkürlichkeit leiden. Verbände man mit dieſem Satz den andern, daß die Beſtimmung des Gegenſtandes jedesmal durch die Mittel geſchehen muß, welche einer Kunſtgattung eigen ſind, ſo hätte man, ſchien ihm, ein hinlängliches Kriterium, um in der Wahl der Gegenſtände nicht irre geleitet zu werden. Goethe faßte dieſe Andeutungen um ſo lebhafter auf, als er fand, „daß ſie ſich unmittelbar an die Unterhaltung anſchloſſen, die er auf dem Wege nach und von dem St. Gotthard eifrig mit Meyer geführt.“ *) Am 17. October meldete er Schiller'n; „Ueber die berühmte Materie der Gegenſtände der bildenden Kunſt iſt ein kleiner Aufſatz ſchematiſirt und einigermaßen ausgeführt; Sie werden die Stellen Ihres Briefes als Noten dabei finden. Wir ſind jetzt an den Motiven, als dem Zweiten nach dem gegebenen Sujet; denn nur durch Motive kommt es zur innern Organiſation; alsdann werden wir zur Anordnung übergehen, und ſo weiter fortfahren. Wir halten uns bloß

*) Brief aus Stäfa vom 14. October.

an der bildenden Kunst und sind neugierig, wie sie mit der Poesie, die wir Ihnen hiermit bestens empfohlen haben wollen, zusammentreffen wird." Alle jene Untersuchungen wurden in den Propyläen, deren Unternehmung in's folgende Jahr 1798 fällt, weiter entwickelt und auf gegebene Kunstwerke angewandt.

Nachdem in Stäfa über dem Revidiren und Mundiren des Tagebuchs, der Lectüre in Tschudi's Chronik, dem Verzeichnen und Einpacken der Mineralien, einem Versuch, den Ort und die Gegend zu beschreiben, und Anderm die Zeit bis zum 21. October verstrichen war, brach das Freundepaar von dort nach Zürich auf. Hier verweilten sie bis zum 26. und besuchten die Chorherren Hottinger und Rahn, den Professor Fäsi, den Antistes Heß, Frau Schultheß und den Zeitungsredacteur Hauptmann Bürkli, auch den Dr. Diethelm Lavater, Arzt in Zürich, aber nicht Goethe's ehedem so geliebten Freund dieses Namens. Wie Ulrich Hegner in den Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavater's behauptet, *) wandelte Goethe sogar auf dem Petersplatze, wo sein alter Herzensfreund wohnte, hin und her, ohne in das Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthofe, wo er ihn aufsuchte, nicht antraf und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb Goethe gleich unbeweglich. So richtig hatte Goethe sich selbst in jenem Briefe

*) S. 247 f. Anmerk.

an Salzmann gezeichnet,*) worin er ſagte, ſein nisus vorwärts ſey unbezwinglich ſtark, und es ſey ihm ſtets traurig, abgeriſſene Fäden wieder anzuknüpfen.

Von Zürich reiſ'ten die Freunde über Schaffhauſen nach Tübingen, wo ſie zwei Tage verweilten, und ſodann über Stuttgart, Gmünd, Ellwangen, Großenriedt und Schwabach nach Nürnberg. Auf dem Wege von Großenriedt nach Schwabach am 5. November kamen ſie durch kleine Waldpartieen und Tannenwäldchen, auch durch ein Thal mit einigen Mühlen. Auf ſo günſtigem Terrain entſtanden folgende zwei Strophen, als erſte Verſuche, „der Müllerin Verrath" zu geſtalten:

Im ſtillen Buſch den Bach hinab
Treibt Amor ſeine Spiele.
Und immer leiſe, dip, dip, dap,
So ſchleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle klap, rap, rap;
So geht es ſtille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

Da ſaß ſie wie ein Täubchen
Und rückte ſich am Häubchen
Und wendete ſich ab;
Ich glaube gar, ſie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur ſo viel Geſindel

*) S. Thl. I, S. 297 Anmerk.

Im Hauſe ſich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten
Die machten's teufliſch arg.

Mir ſcheint, wenn er in der hier angeſchlagenen Tonart fortgefahren hätte, ſo würde „der Müllerin Verrath" viel anmuthiger und mit den drei anderen Gedichten einſtimmiger geworden ſeyn. — Den 6. November in Nürnberg angelangt trafen ſie zu ihrer großen Freude Knebel und ließen ſich durch ihn zu etwas längerm Aufenthalt bewegen. Sie verlebten einige frohe Tage in dem Cirkel der Kreisgeſandten, beſichtigten mehrere alte Kunſtwerke und mechaniſche Arbeiten, brachen am 15. November wieder auf und ſchlugen den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Cronach nach Weimar ein.

Die Schweizerreiſe des Jahres 1797 machte wie jene des Jahres 1779, wenn auch in anderer Weiſe, eine Epoche in Goethe's Leben. Unmittelbar nach derſelben trat ein längeres Stocken in ſeiner dichteriſchen Productivität ein. Die Haupturſache dieſer Erſcheinung finden wir in der Fülle und Vielartigkeit des Materials, das ihm die Reiſe zugeführt hatte. Mag es immerhin in gewiſſer Beziehung für den Dichter vortheilhaft ſeyn, wenn ihm ein Reichthum lebhafter Anſchauungen zu Gebote ſteht, ſo wirkt doch eine Maſſe der verſchiedenartigſten Eindrücke, zumal ſo lange ſie noch friſch ſind, zerſtreuend auf Geiſt und Gemüth und geſtattet keine Concentrirung des Intereſſes auf Einen Punkt. Goethe fühlte

dieſes ſelbſt, wie mehrere Stellen in den Briefen an Schiller zeigen. Am 2. December klagt er dem Freunde, er habe ſeit ſeiner Rückkunft kaum zu ſo viel Stimmung gelangen können, auch nur einen erträglichen Brief ſchreiben zu können, und ſieht die Urſache in der Maſſe von Gegenſtänden, die er in ſich aufgenommen. Und in einem Briefe vom 6. Januar 1798 heißt es: „Sehr ſonderbar ſpüre ich noch immer den Effect meiner Reiſe. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu Nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, Etwas zu thun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit eben ſolcher Wirkungen, und es iſt mir aus manchen Fällen und Umſtänden recht wohl bekannt, daß Eindrücke bei mir ſehr lange im Stillen wirken müſſen, bis ſie zum poetiſchen Gebrauche ſich willig finden laſſen.“

Eine zweite Urſache jener dichteriſchen Unfruchtbarkeit haben wir in der Einwirkung Meyer's zu ſuchen. Je gleichgiltiger unſer Dichter ſich gegen die Theilnahme des Publicums verhielt, um ſo empfänglicher war er für die perſönlich anregenden Einflüſſe ebenbürtiger Freunde. Hatte Schiller ihn während der letzten Jahre aus ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen auf das Gebiet der Poeſie herübergezogen und ihm, wie er dankbar eingeſtand, „eine zweite Jugend verſchafft und ihn wieder zum Dichter gemacht,“ ſo regte Meyer, der ihm „das lebendigſte Italien zurückbrachte,“ *) ſeine ganze Neigung zur bildenden Kunſt wieder auf. Aber

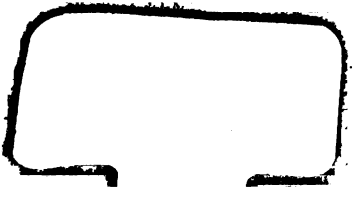
*) Annalen unter dem Jahre 1797.

auch das Verhältniß zu Schiller begann jetzt, nach längerm Bestehen, auf Goethe einen Einfluß zu üben, der seiner poetischen Thätigkeit nicht förderlich war. Die beiden Freunde hatten allmählig, über ihrem häufigen und innigen Geistesverkehr, Vieles von ihrer Natur gegen einander ausgetauscht. Wie Schiller damals, wo er seinen Wallenstein schuf, sich durch die Anschauung von Goethe's Wesen auf eine Zeit lang aus seiner speculativen Richtung und seiner subjectiven Dichtungsweise in die Bahn eines auf reiner und ruhiger Intuition beruhenden objectiven Dichtens gezogen fühlte: so lenkte umgekehrt Goethe nunmehr, durch die Kraft des Schiller'schen Genius fortgerissen, eine Zeit lang seinen Geist stärker auf die Reflexion hin und verlor ebenso viel an Darstellungslust, als er an Hang zur Speculation gewann. Denn, wie Schiller in einem Briefe treffend bemerkt, beide Geschäfte, Reflexion und Production, trennten sich in Goethe durchaus, woraus er eben erklärt, daß beide auch als Geschäft so rein ausgeführt würden. „Sie sind wirklich," sagt er, „so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und Anderen. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vortheil der Sache." Beiden Freunden war jene Einwirkung auf einander wohl zum Bewußtseyn gekommen. „Ich finde augenscheinlich," schrieb Schiller, „daß ich (im Wallenstein) über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der

vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Grenzen so weit auseinanderzurücken." Goethe antwortete: „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt."

So werden wir denn Goethe in der nächstfolgenden Zeit vielfach auf theoretischem Felde beschäftigt finden. Statt seinen Tell auszuführen, speculirte er über Epos und Drama, über ihr Gemeinsames und Verschiedenes; die Betrachtungen über bildende Kunst wurden mit Meyer in die Breite und Tiefe verfolgt, und selbst an den metaphysischen Bestrebungen Kant's, Fichte's und Schelling's nahm jetzt unser Dichter regen Antheil. Doch zeigte sich auch hier wieder, daß er an kein eigentliches Lernen, kein hingebendes Studiren gewöhnt war; er naschte nur in philosophischen Schriften, um sich zu eigenem Denken anzuregen. Kant's Anthropologie, schrieb er an Schiller, sey ihm ein sehr werthes Buch, aber er könne es nur in geringen Dosen genießen; wenn man zu guter Stunde ein paar Seiten darin lese, so sey die geistreiche Behandlung immer reizend. „Uebrigens," fügte er hinzu, „ist mir Alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit

zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.“ Es war natürlich, daß jetzt, bei dem verſtärkten theoretiſchen Hange, ſich auch die durch Schiller etwas zurückgedrängte Naturforſchung wieder ſtärker hervorthat. Allein auch dieſe nahm jetzt mehr und mehr einen ſpeculativen Charakter an, worin ſich wieder Schiller's Einfluß deutlich zu erkennen gibt. Goethe legte ſich jetzt fortwährend Rechenſchaft von ſeinem naturwiſſenſchaftlichen Verfahren ab, verglich es mit dem von Anderen angewandten, vertiefte ſich in die Literatur und Geſchichte der Farbenlehre, um darin den Gang des forſchenden Menſchengeiſtes zu ſtudiren, wandte ſogar, auf Schiller's Ermunterung, die Kantiſchen Kategorieen auf ſeine Gedanken über die Naturforſchung an, und meinte ſelbſt an der Stimmung, womit er dieſe Gegenſtände bearbeitete, wahrzunehmen, daß er „nun bald zur edeln Freiheit des Denkens darüber gelangen werde.“

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building